schichte

Günther

Allgemeine

Kulturgeschichte

Von

Dr. Reinhold Günther.

Zürich und Leipzig

Verlag von Th. Schröter.

Allgemeine Kulturgeschichte.

Allgemeine

Kulturgeschichte

Von

Dr. Reinhold Günther.

Zürich und Leipzig

Verlag von Th. Schröter.

Druck von Schmid & Surber, Zürich.

Vorwort.

„Andere Antriebe als der innere Drang müssen wirksam sein, wenn sich ein Schriftsteller entschließt, etwas zu veröffentlichen, was auch nur annähernd einem Handbuche gleicht, denn an eine solche wenig erquickende Arbeit wird immer die Forderung der Vollständigkeit gestellt werden müssen. Handelt es sich dabei um eine Völkerkunde, so sieht sich der Verfasser gezwungen, auch solche Gebiete zu betreten, deren Anbau nur dem strengen Fachmann gestattet ist. Er hat dann nicht mehr eigene Gedanken vorzutragen, sondern nur die Erkenntnisse maßgebender Gelehrten zu wiederholen, und es verläßt ihn dabei nie das drückende Gefühl, als pflücke er Rosen in fremden Gärten.“ — Mit diesen Worten leitete der große Geograph Oscar Peschel seine „Völkerkunde“ (Leipzig, 1874) ein und was er darin gesagt, möchte auch der Verfasser des vorliegenden Werkes, gleichsam zur Entschuldigung, für sich in Anspruch nehmen.

Als der Verleger des nun fertiggestellten Buches mir den Vorschlag machte, eine „Kulturgeschichte“ zu schreiben, war ich mir wohl der schwierigen Aufgabe bewußt, welche ich mit der Arbeit zu lösen unternehmen würde. Dennoch griff ich nach kurzem Besinnen zur Feder, weil ich mir sagte, daß meine auf den hier folgenden Seiten gegebene Zusammenstellung der einzelnen Momente aus der gesamten Kulturgeschichte gewiß manchem willkommen sein dürfte.

Es fehlt dem deutschen Schrifttum keineswegs an großen und umfassenden Werken über unsere historische Disziplin. Für ein ganz kurz gefaßtes Büchlein hat ferner der jüngst verstorbene J. J. Honegger (Katechismus der Kulturgeschichte. II. Aufl. Leipzig 1889) gesorgt, doch will mir scheinen, als ob seine Arbeit eher für den Fachmann als

den gebildeten Laien berechnet sei. An letzteren wende ich mich jedoch! Man erwarte infolgedessen von diesen Bogen keineswegs ein eigentümlich aufgefaßtes Lehrgebäude der kulturellen Entwicklung des Menschengeschlechtes, sondern einzig ein nach bestem Wissen und Können zusammengestelltes Buch, das auch etwa für den Unterricht in der Kulturgeschichte als Leitfaden dienen mag.

Vielfach wird der Leser kürzeren und längeren Anführungen der verschiedenen Schriftsteller begegnen, die sich mit dem besonderen Stoff eingehend beschäftigten und welche darum am besten selbst das Wort ergreifen. Werden sie doch vielleicht gerade deswegen den Leser am ehesten anregen, ihren Werken näher zu treten.

Was die Einteilung des gesamten Stoffes anbelangt, so wurde der Antike eine etwas größere Berücksichtigung geschenkt als dies vielleicht auf den oberflächlichen Blick hin gerade notwendig erscheint. Aber, die Antike ist nun einmal die Grundlage der gesamten Kultur und ohne ihr Verständnis läßt sich die Entwickelung derselben kaum jemals vollkommen erfassen. Andererseits sind unsere Gedanken und Meinungen über das Zeitalter, in dem wir leben noch nicht genügend abgeklärt, um mit sicherer Hand in das Gewirr der Fäden eingreifen zu dürfen. So erklärt es sich, wenn der letzte Abschnitt nur eine kurze Darstellung der Gesichtspunkte bringt, unter denen man die Kultur unserer Zeit beurteilen mag.

Die stete Hinweisung auf die natürlichen Einflüsse, welche sich auf die Völker und ihr kulturgeschichtliches Thun und Treiben äußern, schien mir notwendig zu sein; denn gerade das hier behandelte Gebiet zeugt deutlich davon, wie nichts von Bestand sein kann, das sich gegen die Natürlichkeit aller Dinge richtet, die natürlichen Gesetze außer Acht läßt und gegen sie mit ohnmächtig menschlichem Systematisieren ankämpfen möchte. Nicht vom materialistischen, wohl aber vom naturalistischen Sinne aus fasse man die Geschichtsschreibung auf, dann wird sie ihren Beruf erfüllen können, Irrtümer zu zerstören und Wahrheiten zum Allgemeingut zu machen.

Die Unkultur in ihrer manigfachen Form habe ich nur gestreift und wo es überhaupt anging, völlig unbeachtet gelassen — nicht aus schönfärberischem Bestreben, sondern

weil ich meine, daß eine Kulturgeschichte eben wesentlich eine Geschichte der Kultur, d. h. der wirklichen Fortschritte des Menschengeschlechtes darzustellen hat. Die Nachtseiten eines Zeitalters zu schildern, sei füglich der Geschichte der Sitten, oder Unsitten zugeteilt.

Andererseits darf die Kulturgeschichte die Besprechung der verschiedenen geistigen Strömungen nicht außer Acht lassen, will sie nicht zur trocken aufzählenden Historie heruntersinken. Ebenso hüte sie sich davor, in Haarspaltereien und in ein übervorsichtiges Abwägen von Hypothesen zu verfallen; vollends in einen Ueberblick der Kultur, wie ihn das vorliegende Werk zu geben versucht, gehören nur die sicher erwiesenen Thatsachen, nichts weiter.

San Vittore in Graubünden 1897.

Dr. Reinhold Günther.

Inhaltsverzeichnis.

Kulturgeschichtliche Litteratur.

Im Nachstehenden will der Verfasser, dem Charakter des vorliegenden Buches entsprechend, diejenigen Schriften und Werke angeben, deren Lektüre die Uebersicht von dem Gange der kulturellen Entwickelung zu fördern im Stande ist. Selbstverständlich kann hier weder ein vollständiges Repertorium noch auch eine Kritik der bezüglichen Litteratur erwartet werden. Möge man die nachfolgende Aufzählung lediglich als eine Auswahl der bekanntesten und zugänglichsten Werke auffassen.

J. J. Honegger: Allgemeine Kulturgeschichte. Leipzig 1882—86.

Fr. von Hellwald: Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Leipzig 1875.

O. Henne-am Rhyn: Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. Leipzig 1877/79.

— Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung. Danzig, Leipzig und Wien 1890.

Lorenz Dieffenbach: Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte. Frankfurt 1864.

Lazarus Geiger: Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttgart 1868.

Ludwig Noiré: Der Ursprung der Sprache. Mainz 1877.

Heinrich Wuttke: Die Entstehung der Schrift. Leipzig 1872.

Faulmann: Geschichte der Schrift.

A. Kuhn: Die Herkunft des Feuers. Berlin 1859.

E. B. Tylor: Die Anfänge der Kultur. Deutsch von J. W. Sprengel und Fr. Poske. Leipzig 1873.

Fr. von Hellwald: Haus und Hof. Leipzig 1888.

C. N. Starke: Die primitive Familie. Leipzig 1888.

V. Hehn: Kulturpflanzen und Haustiere. Berlin 1870.

Oskar Peschel: Völkerkunde. Leipzig 1874 und spätere Auflagen.

O. Caspari: Urgeschichte der Menschheit. II. Aufl. Leipzig 1877.

Friedrich Ratzel: Völkerkunde. Leipzig 1886.

— Sein und Werden der organischen Welt. 1868.

— Anthropogeographie. I. 1882. II. 1891.

— Vorgeschichte des europäischen Menschen. 1875.

Waitz: Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1862.

Richard Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Albrecht Müller: Die ältesten Spuren des Menschen in Europa. Im III. Heft von „Oeffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz." Basel 1871.

Dr. Oskar Fraas: Die alten Höhlenbewohner. Heft 168. (VII. Serie der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge."

Huxley: Stellung des Menschen in der Natur. Berlin 1873 und Braunschweig 1863.

Fr. von Hellwald und Wilhelm Bär: Der vorgeschichtliche Mensch. Leipzig 1874.

J. von Rougemont: Die Bronzezeit. Gütersloh 1869.

Oscar Peschel: Das Zeitalter der Entdeckungen. Leipzig 1868.

Gützlaff: Geschichte des chinesischen Reiches. Stuttgart 1847.

Plath: Gesetz und Recht im alten China. München 1865.

Köppen: Religion des Buddha. Berlin 1857.

Mart. Haug: Brahma und die Brahmanen. München 1871.

O. Palladius: Das Leben Buddha's. Berlin 1858.

Dr. S. Lefmann: Geschichte des alten Indiens. Berlin 1890.

Chr. Lassen: Indische Altertumskunde. II. Auflage. Leipzig, London 1867.

Leop. v. Ohrlich: Kulturgeschichte Indiens. Ausg. von Böttger. Leipzig 1861.

Dr. Fr. Hommel: Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin 1885.

Fr. Spiegel: Eranische Altertumskunde. Leipzig 1871—78.

Heinrich Ewald: Die Altertümer des Volkes Israel. 3. Ausg. Göttingen 1866.

Dr. B. Stade: Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1887/88.

Dr. R. Pietschmann: Geschichte der Phönizier. Berlin 1889.

Dr. E. Meyer: Geschichte des alten Aegyptens. Berlin 1887.

G. Ebers: Aegypten und die Bücher Mose. Leipzig 1868.

— Durch Gosen zum Sinai. II. Aufl. 1882.

Erman: Aegypten und ägyptisches Leben. Berlin 1885 ff.

Alfred von Kremer: Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien 1875/77.

Dr. A. Müller: Der Islam im Morgen- und Abendland. Berlin 1885/87.

Ernst Guhl und Wilhelm Koner: Das Leben der Griechen und Römer. Berlin 1862.

Friedländer: Sittengeschichte Roms.

William Edward Hartpole Lecky's Sittengeschichte Europas von Augustus bis auf Karl den Großen. II. Aufl. Deutsch von Dr. H. Jolowicz und durchgesehen von Ferdinand Löwe. Leipzig und Heidelberg 1879.

Arnold: Deutsche Urzeit. Gotha 1879.

F. Dahn: Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1881.

H. v. Eicken: Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung Stuttgart 1878.
G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5. Aufl. Leipzig 1867/68.
H. Rückert: Kulturgeschichte des deutschen Volkes in der Zeit des Uebergangs aus dem Heidentum in das Christentum. Leipzig 1853/54.
F. Lorentz: Karl des Großen Privat- und Hofleben (in Raumer's historischem Taschenbuch 1832.)
E. Förster: Geschichte der deutschen Kunst. Leipzig 1851—63.
B. Niehues: Geschichte des Verhältnisses zwischen Kaisertum und Papsttum im Mittelalter. Münster 1863.
F. J. Mone: Das Schulwesen vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. In der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. I., II., III.
Otto Henne-am Rhyn: Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Leipzig 1883—85.
K. W. Nitzsch: Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrhundert. Leipzig 1859.
G. v. Below: Die Entstehung der deutschen Stadtverfassungen. 1892.
H. L. Kriegk: Deutsches Bürgertum im Mittelalter. Frankfurt 1868.
S. Hirsch: Das Handwerk und die Zünfte. Berlin 1854.
J. Falke: Geschichte des deutschen Handels. Leipzig 1859—60.
J. L. A. von Eye: Deutschland vor 300 Jahren. Leipzig 1857.
Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien. Basel 1860.
Dr. L. Geiger: Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland. Berlin 1882.
Otto Henne-am Rhyn: Kulturgeschichte der neueren Zeit. Leipzig 1870—72.
O. Peschel: Das Zeitalter der Entdeckungen. Leipzig 1873.
Dr. Ch. Ruge: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Berlin 1881.
Dr. F. v. Bezold: Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890.
K. A. Schaab: Die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mainz 1830—33.
M. E. Hartpole-Lecky: Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa. Uebersetzt von Dr. N. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1868.
Karl Grün: Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts. Leipzig 1870.
— Kulturgeschichte des XVII. Jahrhunderts. Leipzig 1881.
Dr. M. Philippson: Das Zeitalter Ludwigs XIV. Berlin 1879.
K. Fr. Hanser: Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege. Leipzig und Heidelberg 1862.
J. Falke: Geschichte des modernen Geschmacks.
F. C. Schlosser: Geschichte des XVIII. Jahrhunderts. 5. Aufl. Heidelberg 1864—66.
K. Biedermann: Deutschland im XVIII. Jahrhundert. Leipzig 1854—67.

Dr. W. Oncken: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Berlin 1881—82.

— Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege. Berlin 1884—86.

J. J. Honegger: Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse. Berlin 1875.

Hallier: Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

G. Brandes: Die Hauptströmungen der Litteratur im neunzehnten Jahrhundert. 6. Aufl. 1897.

J. J. Honegger: Grundsteine einer allgemeinen Kulturgeschichte der neuesten Zeit. Leipzig 1868 ff.

O. Veredarius: Das Buch von der Weltpost. Berlin 1885.

K. Schmeidler: Geschichte des deutschen Eisenbahnwesens. Leipzig 1872.

Einleitung.

Begriff der Kultur.

Die Kultur umfaßt alle menschliche Thätigkeit, soweit diese sich von derjenigen der Tiere unterscheidet. Das Entstehen der Uranfänge der Kultur ist wie die Urheimat des Menschengeschlechtes in das tiefste Dunkel gehüllt. Die Kultur begann, als der Mensch zum Menschen wurde. Das Menschwerden ward jedoch durch die Fähigkeit bedingt, alle Gedanken anderer durch die Sprache zu erklären. Zweifellos besitzen auch Tiere einzelne Verständigungsmittel.[1]) Die Affen z. B. scheinen sich mit ihrem Geschnatter in lebhaftester Unterhaltung zu befinden. Diese unartikulierten Laute dürfen aber keineswegs als eine „Sprache" angesehen werden. Ein Warnungszeichen, der Ausdruck des Zornes gegen einen gemeinsamen Feind, der Ruf der älteren Tiere, welche die Jungen auf gefundene Nahrung aufmerksam machen, das alles fällt nicht unter den Begriff der Sprache. Das sind stimmliche Bewegungen, die durch äußere Einflüsse hervorgerufen werden. Das Sprechvermögen setzt dagegen eine innerliche, geistige Bewegung des Individuums voraus. Mag man bei den höheren Tieren ebenfalls von einer gewissen Verstandesthätigkeit überzeugt sein, so muß man doch erkennen, daß diese keineswegs der menschlichen auch nur im entferntesten gleicht.

Der Mensch thut nichts ohne irgend einen vorausgehenden Gedanken. Das Tier bedarf nur selten der Ueberlegung, um irgend etwas zu vollbringen. Der Mensch steht ebenso sehr unter der Diktatur seiner Gedanken, wie das Tier der anererbten, der durch seine Lebensverhältnisse aufgezwungenen Gewöhnung folgt.

---

[1]) Daß sich Affen, Elephanten und Hunde z. B. über gewisse Dinge rein materieller Art verständigen können, wird gewiß hin und wieder beobachtet. Das Arbeiten der Ameisen deutet ebenfalls auf eine Verstandesthätigkeit hin, die uns wohl in ihrer Art bewunderungswürdig erscheinen kann. Dennoch wird es niemanden im Ernste einfallen wollen, von einer Affen-, einer Elephanten-, Hunde- oder Ameisensprache bezw. von einer Affen-, einer Ameisenkultur zu reden und das aus dem Grunde, weil sie thatsächlich nicht besteht.

Den unzivilisierten Menschen, den wir schlechthin einen „Wilden" nennen, vermögen wir durch unsern geistigen Einfluß, die Erziehung, zu der nämlichen Höhe zu erheben, auf welcher wir selbst stehen. Es bedarf dabei einzig des Zusammenwirkens günstiger Umstände. Die geschickteste Abrichtung (Dressur) wird jedoch aus einem Waldaffen höchstens einen Zirkusaffen machen.

Den Weg, welchen der unzivilisierte Mensch bis zur höchsten geistigen Entwickelung unter dem Einflusse der Kultur in verhältnismäßig kurzer Zeit zurücklegen kann, diesen nämlichen Weg mußte die zivilisierte Menschheit mühsam im Sturm und Drang ungezählter Jahrtausende bewältigen.

Aufgabe und Begriff der Kulturgeschichte.

Die Aufgabe der Kulturgeschichte ist es, das fortschrittliche Streben der gesamten menschlichen Gesellschaft auf allen Gebieten zu schildern.

Aus dieser Betrachtung ergibt sich der Begriff der Kulturgeschichte. „Sie ist die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht hat, ohne dazu durch die Natur angetrieben zu sein, sie ist die „Geschichte" im höchsten, reinsten Sinne und Geiste."[1])

Einteilung der Kulturgeschichte.

Entsprechend der Einteilung der Geschichte überhaupt, zerfällt auch die Kulturgeschichte naturgemäß in zwei Hauptabteilungen: Die allgemeine und die spezielle Kulturgeschichte.

Einzelne Kulturhistoriker (z. B. J. Honegger) fassen die allgemeine Kulturgeschichte dahin auf, daß sie „die Geschichte der Menschheit aus dem anthropologisch-ethnographischen Gesichtspunkte" schreiben. Der Verfasser des vorliegenden Werkes denkt sich die allgemeine Kulturgeschichte als einen weit gespannten Ueberblick über die gesamte Kulturentwickelung. Die allgemeine Kulturgeschichte soll das Wesen, die Gesetze und die Formen der Kultur in den einzelnen Zeitaltern und bei den verschiedenen Völkern abmessen und

[1]) Dr. Otto Henne-am Rhyn in „Kulturgeschichtliche Skizzen". Berlin, 1889, Seite 6. Man könnte jedoch auch den Beweis dafür antreten, daß schließlich alle Kultur durch Naturgesetze bedingt und beeinflußt wird.

mit einander vergleichen. Sie soll sich dabei nicht in die Aufstellung von unbewiesenen Behauptungen verlieren, sondern klar und faßlich die Thatsachen schildern.

Die spezielle Kulturgeschichte wird einzelne Perioden oder Zeitalter, einzelne Völker oder Gemeinden, ja selbst einzelne Personen in schärferen Umrissen zur Erscheinung bringen. Sie liefert vor allem durch eingehende Forschungen das Material für die allgemeine Kulturgeschichte und diese kann ihrer niemals entraten. Die spezielle Kulturgeschichte gewinnt dadurch hauptsächlich ihre Bedeutung. An und für sich kann sie nicht bestehen, ohne auf die allgemeine Kulturgeschichte volle Rücksicht zu nehmen.

Hülfswissenschaften der Kulturgeschichte.

Zu den Hülfswissenschaften der Kulturgeschichte gehört zunächst die politische Geschichte. Diese würde an und für sich um ein Bedeutendes gewinnen, wenn sie mehr noch als dies bisher geschieht, Rücksicht auf die Kultur und ihre Entwickelung nähme. Von den Naturwissenschaften muß die Kulturgeschichte die Geologie, die Paläontologie des Menschen, die Geographie, Anthropologie, Ethnographie und Völkerpsychologie in ihren Forschungsergebnissen für sich dienstbar machen. Weiter kommen hinzu die Sprachwissenschaft, die Archäologie, Religions- und Sittengeschichte, (vergleichende Histologie) Kunst- und Litteraturgeschichte, Statistik, sowie die sozialen Wissenschaften, zu denen auch die Kenntnis der technischen Leistungen zu rechnen sind.

Erster Abschnitt.

Grundlegende Begriffe für die Entstehung und Entwickelung der Kultur.

Ursprung des Menschen.

Lange Zeit hat für die christlichen Völker des Abendlandes die biblische Darstellung von der Entstehung, Abstammung und Verbreitung des Menschengeschlechtes ihre Gültigkeit behalten. Die Sage von dem ersten Paare Adam und Eva ist chaldäisch-assyrischen Ursprungs und, wie vieles andere, vom Inhalte der Bibel aus jenen Kreisen durch das hebräische Schrifttum übernommen worden. Die

Behauptung, daß Adam und Eva die ersten Menschen gewesen seien, wird von der heiligen Schrift des jüdischen Volkes selbst widerrufen, heißt es doch, der Brudermörder Kain gehe in das Land Nod, im Norden von Eden, nehme hier eine Jungfrau zum Weibe und werde der Vater einer großen Nachkommenschaft. Es ist nicht die Sache der Kulturgeschichte, sich in den Streit zu mischen, den die Naturforscher seit Darwin miteinander haben, ob die Zuchtwahltheorie hinreicht, um die Schöpfung des Menschen zu erklären.

Die Menschenarten und die Menschenrassen.

Seit längerer Zeit stehen sich in der Frage, ob das Menschengeschlecht von einem (gewissermaßen voradamitischen) Paare oder von mehreren abstamme, zwei große Parteien gegenüber. Die „Monogenisten“ (Monophyleten) behaupten den einheitlichen Ursprung und die Blutsverwandschaft aller Menschenarten. Ihre Lehre von der Einheit des Menschengeschlechtes ist mehr und mehr von der Wissenschaft anerkannt worden. Die „Polygenisten“ (Polyphileten) vertreten dagegen die Ansicht, daß die verschiedenen Rassen selbständig geschaffen sind.

Die auffallenden Unterschiede der Rassen zeigen das in ihrer Hautfärbung. „Sie hat ihren Sitz teils in den unteren dichten zusammengedrängten Zellenkernen des Epitheliums, teils in einer Lage viereckiger Zellen, die mit dem körnigen Farbstoffe erfüllt sind. Von der Zahl dieser beiden Farbenmittel, der Menge, in welcher sie neben einander liegen, hängt die Intensität im Farbentone ab; er selbst aber ist durch die primäre Verschiedenheit des Pigments bedingt und kann zwar individuell verstärkt oder geschwächt erscheinen, aber nicht leicht einen anderen als den nationalen Farbenton annehmen. Bei den weißen Nationen fehlen die Farbenzellen zwar nicht ganz, sie enthalten aber nur stellenweise, wie etwa an den Wangen (sollte heißen an den Brustwarzen) und einigen anderen Körperteilen ein wirklich gefärbtes Pigment. Ein solches tritt zuerst bei den gelben Nationen auf, wird dunkler bei den braunen, spielt mehr ins Rote bei den Amerikanern und wird endlich mehr oder weniger schwarz bei den Afrikanern und Papuas. Es ist durchaus unabhängig von der Zone, denn die Neger werden schwarz, sie mögen leben, wo sie wollen; allein seine Intensität richtet sich, wie die Intensität jeder organischen Farbe,

nach der Einwirkung des Sonnenlichtes und nimmt zu, sobald dasselbe sich steigert, seine Strahlen senkrechter auffallen. Man kann daher allerdings von einem Verbleichen afrikanischer Individuen in der gemäßigten Zone reden, wenn sie sich mehrere Generationen hindurch unter dem Einflusse schieferer Sonnenstrahlen befunden haben; aber weiß wie die Europäer werden sie nie, sondern sie behalten ihren nationalen Farbenton in einer Intensität, wie ihn das schwächere Licht hervorbringen kann, ungeändert bei. Auf der anderen Seite bräunen sich weiße Nationen unter tropischem Sonnenlicht, aber sie werden in Afrika weder schwarz, noch in Amerika rot, sondern ihre dunklere Farbe ist ein eigentümlicher, leicht unterscheidbarer Ton, eine einfache Steigerung der nationalen, unentwickelt gebliebene Grundfarbe." [1])

Die Wissenschaft unterscheidet jetzt zwölf Menschenarten, die wiederum in sechsunddreißig Rassen zerfallen, nämlich: Papuas, Hottentotten, Kaffern, Neger, Australier, Malayen, Mongolen, Arktiker, Amerikaner, Dravidas, Nubier und Mittelländer.

Mittelländer und ihre Rassen.

Letztere, von denen wir vier Rassen, die Kaukasier, Basken, Hamosemiten und Indogermanen, unterscheiden, sind die Hauptträger der Kultur geworden. Ihre Wohnsitze, in welche sie durch Einwanderung aus Südosten, Süden und Osten gelangten, liegen in Südwestasien, Arabien, Nordafrika und in Europa. Durch Kolonisation bemächtigte sich die indogermanische Rasse auch der neuen Welt, deren frühere Bewohner ziemlich rasch aussterben.

Urheimat des Menschengeschlechtes.

Die Frage nach der Urheimat des Menschengeschlechtes erscheint als eine müssige. Alles organische Leben entstand durch das Zusammenwirken günstiger physikalischer Verhältnisse. Trotz der Einheit des Menschengeschlechtes kann das Entstehen desselben wie seine erste Entwickelung ganz wohl an verschiedenen Punkten des Erdenballes vor sich gegangen sein. Nur mußten sich an diesen Orten günstige Bedingungen äußern für die Entstehung und Ausbildung des höchsten organischen Wesens. Bei nachfolgenden geologischen Umwälzungen, den Erdkatastrophen, können jene Gebiete,

[1]) Ferd. Sigmund: Untergegangene Welten. Wien, Pest und Leipzig, 1877. Seite 388—389.

welche die Urheimat des Menschen umfaßten, vielleicht im Meere versunken sein. Jedenfalls wissen wir nichts von ihnen.

Alter des Menschengeschlechtes.

In den meisten Kalendern steht noch immer die Berechnung des Jesuiten Canisius zu lesen, der auf Grund ganz willkürlicher Voraussetzungen dazu gelangte, die Erschaffung des Menschen in eine Zeit zu versetzen, welche nur sechs Jahrtausende hinter uns liegt. Um diese Periode besaß jedoch das Nilthal bereits ein geordnetes Staatswesen und stand demnach auf einer Stufe der kulturellen Entwickelung, welche von den Nomaden Asiens heute noch nicht erstiegen worden ist.

Aus palaeontologischen Forschungen ergibt sich nun mit Gewißheit, daß der Mensch im Beginne der Eiszeit, welche der gegenwärtigen (quaternären) Schöpfungsperiode unmittelbar voran ging, bereits existierte. Einzelne Spuren deuten sogar darauf hin, daß der fossile Mensch noch früher und mindestens schon am Ende des tertiären Schöpfungsalters lebte. Diese Zeit liegt jedoch um ungezählte Jahrtausende zurück.[1])

Die Sprache.

Ohne die Sprache ist die menschliche Vernunft undenkbar; aber auch der Ursprung der Sprache bleibt rätselhaft. Genaueres darüber zu erfahren, ist wohl nicht eher möglich, als bis die Physiologie größere Klarheit über die Gehirnthätigkeit gewonnen hat.

Jedenfalls ist die Sprache ein Menschenwerk, dessen Entstehen aus einem inneren Drange und unter dem Einflusse des Bedürfnisses, sich genau verständlich zu machen, hervor ging. Daß das Nachdenken die Schöpfung und Entwickelung der Sprache beförderte, erscheint zweifellos. Der Mensch lernte frühzeitig erkennen, daß bestimmte Laute das Verständnis anderer für die eigenen Gedanken befördern, daß dies Verständnis um so schärfer wird, je genauer und künstlicher die phonetischen Produkte sind. Jedes Wort gleicht einer Umgangsmünze im allgemeinen Verkehr, die von Jedermann angenommen und ausgegeben wird, deren Entstehung einer gleichsam unwillkürlichen Vereinbarung zuzuschreiben bleibt.

---

[1]) Das Verdienst, die erste volkstümliche Darstellung über den Urmenschen, die Sintflut als lokales Ereignis und das Alter unseres Planeten überhaupt gegeben zu haben, gebührt dem Deutschen Ballenstedt („Urwelt“, 1818).

Die bei Pont Levy vom Abbé Bourgeois entdeckten Feuersteinsplitter stammen unzweifelhaft aus Miocänschichten. Fraglich bleibt es jedoch, ob die Splitter das Erzeugnis menschlicher Arbeit sind.

Verschiedenheit der Sprachen.

Die Sprachen zerfallen in einsilbige, agglutinierende und flectierende Zungen. In Bezug auf die Ausbildung stehen die einsilbigen Sprachen, welche von den Chinesen, den Thibetanern, den Völkerschaften Hinterindiens gebraucht werden, am niedrigsten. Die agglutinierenden Sprachen, bei denen die Silben hinten und vorne dem Stamme des Wortes angefügt werden, gehören allen übrigen Völkern mit Ausnahme der Semiten wie der Arier, welche sich flectierender Zungen bedienen.

Absterben und Wechsel der Sprachen.

Eine ganze Reihe von Sprachen ist in historischer Zeit abgestorben, d. h. in „tote Sprachen" verwandelt worden, weil große Vermischungen innerhalb der einzelnen Rassen eintraten. Sanskrit, Hebräisch, Altgriechisch, Altägyptisch werden nicht mehr gesprochen; das Lateinische lebt in seinen Tochtersprachen fort, die erst um die Zeit der Völkerwanderung entstanden. Das Altägyptische verwandelte sich in das moderne Koptische. Das Altgermanische trennte sich in Hochdeutsch, Niederdeutsch und Nordisch. Das Hochdeutsch wiederum gibt in seinen Formen des alten, mittleren und neuen Hochdeutsch den deutlichsten Begriff von den Wandlungen, welche bildungsfähige Sprachen im Laufe von Jahrhunderten erleiden. Sie sind so bedeutend, daß es z. B. dem jetzt lebenden Deutschen nicht möglich ist, die Sprache der Zeitgenossen der Karolinger wie der Hohenstaufen ohne ein besonderes Studium zu verstehen. Jede Kultursprache zerfällt in Dialekte, von denen schließlich einer — durch äußere und innere Verumständungen genügend verfeinert — zur Schriftsprache wird. Die Einflüsse, welche Sprachen unter sich auf einander ausüben, sind Folgen inniger kultureller Beziehungen zwischen zwei Völkern. Der Sprachverderb entsteht bei dem Mangel von wirklichem Volksbewußtsein.

Die Sprache darf unter keinen Umständen als Beweis für die Abstammung der Völker angenommen werden. „In Vorderindien z. B. haben der ganze Norden und die Mitte des Landes von den arischen Einwanderern, welchen nur die höheren Kasten angehörten, die im Ganzen eine kleine Minderheit bildeten, deren Sprachen angenommen, während die große Masse der Bevölkerung ursprünglich den sog. dravidischen Stämmen angehörte, deren Sprachen nach dem Süden des Landes verdrängt sind. In Europa hat der größte Teil der Iberer die spanische oder französische Sprache ange-

nommen und nur ein kleiner Teil die baskische behalten. Die Kelten fügten sich meist der französischen oder englischen Sprache und behielten nur in der Bretagne, Wales, West-Irland und Nord-Schottland die ursprünglichen Mundarten. Namhafte Teile der Deutschen stammen im Westen und Süden von Kelten, im Norden und Osten von Slaven. Die ursprünglich finnischen Bulgaren sprechen dagegen jetzt slavisch. Die Sprache der Sieger oder Herrschenden verdrängt oft diejenige der Unterworfenen; sind aber letztere höher gebildet, so geschieht das Umgekehrte. Die Gothen in Italien und Spanien, die Franken in Gallien, die Mongolen und Mandschus in China lernten die Sprachen ihrer kulturreicheren Besiegten." (Henne-am Rhyn. a. a. O. I. 80/81.)

Die Schrift. Die Schrift ist eine stumme aber fixierte Sprache. Unzweifelhaft ist die Schrift aus dem menschlichen Bestreben entstanden, wichtige Gedanken und Nachrichten aufzubewahren bezw. an räumlich oder zeitlich Entfernte zu übermitteln. Alle Schrift ist aus Bildern entstanden, die Bilderschrift aber entwickelte sich zum Wappen, der zusammengedrängten Familien-, Orts- und Landesgeschichte und in weiterer Veredelung zur Kunst, welche ja ebenfalls Gedanken darstellt.

Auf die reine Bilderschrift, deren sich heute noch die Australier zu den mannigfachsten Mitteilungen bedienen, folgt als zweite Stufe die mit Schriftzeichen vermischte Bilderschrift. Wir begegnen ihr auf den Denkmälern des alten Aegyptens, Assyriens und Persiens. Im Nillande dienten die Hieroglyphen als Textschrift für die Ausschmückung öffentlicher Gebäude wie für die Abfassung religiöser Bücher. Ihre Abkürzung, die Priester- (hieratische) Schrift, blieb, so lange das Schreiben nicht Gemeingut des gesamten Volkes wurde, ausschließliches Eigentum der Vornehmen. Im VIII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung etwa entstand aus der hieratischen Schrift die Volks- (demotische) Schrift.

Die modernen Schriftzeichen, welche an die Stelle der Bilder getreten sind, erinnern an diese nicht mehr. Uebrigens besaßen die alten Semiten und Indier ebenfalls Zeichenschriften, die ausschließlich Bilder enthielten. Durch phönikische Vermittlung überkamen die Hellenen die Formen und Namen der semetischen Buchstaben. Von den Hellenen

wieder erhielten die italienischen Völker ihre Schriftform, deren hervorragendste und einfachste, die lateinische, mit dem Christentum zur Alleinherrschaft bei den romanischen und germanischen Völkern gelangte. Die von den Mönchen des Mittelalters geübte eckige Schrift, die Fraktur (irrtümlich „Deutsche Schrift“ genannt), hat sich im XVII. Jahrhundert in eine Schreib- und eine Druckschrift gespalten.

Weder Bilder- noch Flächenschrift ist die unter den Ureinwohnern Perus noch immer gebräuchliche Knotenschrift (Quipu). An einer Schnur sind dabei andere Schnüre von verschiedener Farbe und Länge mit eigentümlichen Knoten befestigt. Die Zusammenstellung dieser Elemente kennzeichnet bestimmte Begriffe.

Aus der Abkürzung bezw. Vereinfachung der lateinischen Schriftzeichen ist die Kurzschrift (Stenographie) entstanden, welche als Geschwindschrift von größter praktischer Bedeutung erscheint.

International verständlich sind die Musiknoten und das aus Strichen und Punkten bestehende telegraphische Alphabet des Nordamerikaners Morse.

Die Zahlenzeichen.

Für die Bezeichnung von Zahlbegriffen hatten Chinesen, Chaldäer, Aegypter und Römer das Verfahren gewählt, für kleinere Zahlen so viele Striche zusammen zu stellen, wie die Summe betrug. Höhere Zahlen wurden mit willkürlichen Zeichen oder mit Buchstaben wieder gegeben. Letztere dienten den Hebräern und Hellenen geradezu als einzige Zahlenbezeichnungen. Die (arabischen) Ziffern, welche allein die rasche Durchführung umfassender Rechnungen erlauben, sind ursprünglich nur in Indien benutzt worden und zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Oriente in das Abendland gelangt. Die römischen und indisch-arabischen Zahlzeichen gehören zum Gemeingute der internationalen Kultur.

Das Feuer.

Der Uebergang des Menschen aus seinem reinen Naturleben in die Kultur bedingte die Natur selbst, indem sie ihm das Feuer schenkte. Es wurde bisher kein Menschenstamm entdeckt, der nicht das Feuer zum täglichen Gebrauche heran gezogen hätte. Aus diesem Grunde darf füglich behauptet werden, daß das Feuer dem Menschen seit den Urzeiten dient, zur Bereitung von Speisen und zur künstlichen Beleuchtung oder Erwärmung seiner Wohnstätten.

Die überaus wichtige Rolle, welche das Feuer im Haushalte des Menschen spielt, erklärt es auch, daß bei fast allen Völkern das Element der Flamme eine hervorragende Wertschätzung erfuhr, welche sich bis zum religiösen Kultus erweiterte. Die Sonne und das irdische Feuer stehen dabei bei älteren Völkern in innigster Wechselbeziehung. Das „ewige Licht" in den katholischen Kirchen erinnert noch an die religiöse Bedeutung des Feuers. Als roheste Art, das Feuer durch menschliche Thätigkeit zu erzeugen, muß das andauernde Reiben bezw. Bohren von Holzstäben bezeichnet werden, die durch die Erhitzung dann zum Glimmen kommen und schließlich in Flammen aufgehen. Die Uebertragung des Himmelsfeuers auf irdische Gegenstände durch Brennspiegel ward bereits im Altertum geübt. Am Ausgange des Mittelalters kam die Feuererzeugung mittelst Stahl und Stein auf, wobei abgerissene („gevinkte") Funken auf trockenen Zunder übersprangen. Zündhölzer mit Phosphorköpfen stammen aus dem zweiten Drittel des XIX. Jahrhunderts.

Das Feuer und die Zubereitung der Nahrung.

Der Genuß von rohem Fleisch und ungekochten Vegetabilien kommt freilich heute noch und selbst bei den civilisierten Völkern vor, aber er bildet doch nur eine Ausnahme und keineswegs die Regel. Frühzeitig hat der Mensch es gelernt, daß geröstetes, am offenen Feuer gebratenes Fleisch bei weitem wohlschmeckender und dem Organismus zuträglicher sei als die rohe, blutige Nahrung. Auf das primitive Braten folgte das Schmoren in Erdgruben ꝛc. und auf heißen Steinen. Australnegern, Buschmännern und Feuerländern war das Kochen von Nahrungsstoffen unbekannt. Sie übernahmen diesen Fortschritt von den Europäern, welche ihn seit der grauen Urzeit kannten. Der Topf (neben dem Steinroste und dem hartholzernen Bratspieße) das älteste Küchengerät, entstand dadurch, daß man ein Geflecht oder Kürbisschalen mit einem Thonbewurf versah und das Ganze dem Feuer aussetzte. Das Drehen von Töpfen auf Scheiben war den Bewohnern der Pfahlbauten noch unbekannt. Die Erdgrube und der Steinhaufen, welche dem Feuer eine verstärkte Wirkung ermöglichten, sind der Ursprung des Herdes, den auch die moderne Welt als Sinnbild der Familie ansieht.

Die Beleuchtung.

Die langen Winternächte des Nordens forderten gebieterisch die Beleuchtung der Wohnstätten. Auf das offene

Feuer folgten zunächst die schwelenden Kienspähne, die Harzfackeln, die primitiven Oellampen. Die Kerzen erscheinen erst im Mittelalter, verbesserte Lampen gar erst am Ende des XVIII. Jahrhunderts als schon Kohlenoxydgas zur Beleuchtung herangezogen wurde. Das Steinöl ist jüngeren Datums wie das elektrische Licht und erst seit der Mitte des siebenten Dezenniums des XIX. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen. Ganz neuen Datums ist das rasche Verbreitung gewinnende Acetylen-Licht.

Die Erwärmung.

Auch das Heranziehen des Feuers zur Erwärmung von Wohnstätten konnte naturgemäß nur in jenen Gegenden der Erde erfolgen, wo sich die kältere Jahreszeit fühlbar macht. Auf den feststehenden Herd, um den sich die Wärme Suchenden gruppierten und dessen Ehrensitz dem Familienoberhaupte vorbehalten blieb, folgten schon bei den Hellenen und Römern die Kohlenbecken tragenden Dreifüße. Im Mittelalter erscheint der holzfressende Kamin, welcher sich in seiner primitivsten Form selbst in wohlhabenderen Häusern Oberitaliens noch immer erhält und nur langsam dem Ofen weicht. Schornsteine kennt man in Europa seit höchstens sechs- bis siebenhundert Jahren, in manchen Gegenden unseres Erdteils sind sie noch heute unbekannt. Mit der Heizkraft des Wasserdampfes sind auch die Naturvölker vertraut, doch wenden sie dieselbe nur zu medizinischen Zwecken an.

Als Feuerungsstoffe dienen Vegetabilien neben tierischen Excrementen (Schaf- und Kameelmist). Braun- und Steinkohlen werden in Belgien und England seit mehreren Jahrhunderten, in Deutschland seit etwa zweihundert Jahren als Brennmittel benutzt. Torf ist bereits im Altertum gebrannt worden.

Werkzeuge und Waffen.

Die menschliche Hand ist in ihrer glücklichen anatomischen Gestaltung bereits ein brauchbares Werkzeug und die Uebertragung ihrer bezüglichen Eigenschaften auf leblose Gegenstände schafft die einfachen Instrumente. Diese dienten in der ältesten Zeit zugleich auch als Waffen. Aus dem Steine, welcher an einem Holzstiel befestigt wurde, entstanden der Hammer und das Beil. Feuersteinsplitter dienten als Lanzen- und Pfeilspitzen und auch wohl als eine Art von Messer. Knochen- und Hornstücke, welche sich entsprechend nach einer Seite hin verjüngten, wurden als Pfriemen und

Bohrer gebraucht. Die Säge soll aus dem Gebiß von Amphibien entstanden sein.

Nach und nach, aber erst auf Grund der Kenntnis von der Metallbearbeitung, gelang es, die zusammengesetzteren Werkzeuge, die wirksameren Schutz- und Trutzwaffen zu schaffen.

Die ältesten Fernwaffen sind die Schleuder, Bogen und Pfeile, der Wurfspieß, die Wurfkeule (Boomerang). Das Schwert entstammt erst der Metallzeit. Sein Gebrauch zog die Benutzung des Helmes, des Schildes und schließlich des Panzers nach sich. Sehr wirksame große Fernwaffen, die „feuerlose Artillerie", besaßen die Römer und ihre Nachfolger, die Byzantiner, in den Ballisten und den Katapulten. Dem Mittelalter entstammt die Armbrust, welche in ihren Leistungen keineswegs von den ältesten Feuergewehren übertroffen wurde. Diese verdanken ihr erstes Aufkommen einzig der großen moralischen Wirkung, welche sie auf die Gegner ausübten. Die Feuerwaffen wurden seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts mehr und mehr ausgebildet.[1])

Maschinen.

Die Maschinen sind zusammengesetzte, höchst kräftig wirkende Werkzeuge. Die Ausnützung von Wind, Wasser und Feuer ist jedoch verhältnismäßig jungen Datums. Wahre Arbeitsmaschinen sind kaum älter als zweihundert Jahre. Ihre allgemeine Verwendung gelangte erst im Laufe des XIX. Jahrhunderts zur Durchführung und das Ergebnis war eine totale Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse Das Handwerk, welches sich der Werkzeuge bedient, unterliegt dem Gewerbe, das Maschinen

---

[1]) Die Waffenlehre unterscheidet folgende Arten von Waffen.

Schutzwaffen.	Nahwaffen.	Einfache Waffen.	Feuerwaffen
Helm, Schild, Panzer.	Schwert, Dolch, Degen, Sabel, Spieß, Halmbarte, Keule, Streithammer, Morgenstern 2c.	Schleuder, Bogen, Armbrust, Ballist, Katapult.	Große Feuerwaffen oder Geschütze. Kleine Feuerwaffen oder Gewehre, Büchsen. Karabiner, Faustfeuerwaffen oder Pistolen und Revolver.

Die Entwicklung der Handfeuerwaffen zerfallt der Konstruktion nach in mehrere Perioden. Die erste Abteilung umfaßt die Entwickelung bis etwa zum Jahre 1700, wo die Feuersteinschlösser zur allgemeinen Einführung gelangten. Von 1700 bis 1830 blieb die Steinschloßflinte im Gebrauch. An ihre Stelle trat um 1830/35 die Perkusionszündung. Gezogene Gewehre kamen allgemein um 1850/55 in Aufnahme, Hinterlader nach 1866, Repetiergewehre nach 1880/85.

Die Geschütze behielten ihre glatten Rohre bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts. Dann kampften (1866) gezogene Vorderlader mit Hinterladern, welche seit 1870 siegreich das Feld behielten.

benutzt. Die Maschinen sind ein Segen für die Menschheit, sobald ihre Arbeitskraft nicht mehr in den Dienst einzelner, sondern der Gesamtheit gestellt wird.

Die menschliche Wohnung.

Zum Schutze gegen die Witterungseinflüsse, welche besonders schädlich für die Entwickelung der Nachkommenschaft sind, bedarf der Mensch der Wohnung Auch die Tiere erstellen sich Nester und ober- und unterirdische Baue, auch sie wohnen wie die Urmenschen in Höhlen. Die wichtigsten Unterschiede zwischen der menschlichen und tierischen Wohnung finden wir im Dache und in der Folge in der innern Einrichtung der Behausungen. Da der Mensch vom Augenblick der Menschwerdung angefangen, das Feuer in seinen Dienst stellte, so entbehrt keine menschliche dauernde Wohnung des Herdplatzes. Das Feuer seinerseits kann nur dann regelmäßig unterhalten werden, wenn es selbst wie seine Brennstoffe vor atmosphärischen Niederschlägen geschützt wird.

Daß der Mensch in dem Europa der Eiszeit mit Vorliebe Höhlen als Wohnstätten benutzte, erscheint leicht begreiflich. Das Bewohnen der Höhle erforderte keine weitere Kunstfertigkeit und überdies schützte sie, besonders wenn sie trocken war, ausgezeichnet vor der das Leben vernichtenden Kälte.

Dagegen ist es noch nicht ausgemacht, daß der Mensch von Anfang an in Höhlen hauste. In wärmeren Regionen der Erde und in den wärmeren Perioden ihrer Entwickelung (Miocän) mag er frühe schon Schutzdächer aus Fellen und Zweigen, Baumrinde und dergl. mehr sich errichtet haben, wie wir selbst dies noch heute in Feldlagern thun. Die Konstruktion der Behausung machte einen Schritt vorwärts, als der Mensch entweder wie im nördlichen Europa künstliche Höhlen im Fels und lockeren Boden grub oder einfache oberirdische Hütten errichtete, welche die verschiedenartigsten Formen annahmen. Immer und immer sehen wir jedoch, daß dem Dache wie seinen Stützen — die sich aus rohen Baumstämmen zu glatten Pfosten und zu steinernen Säulen entwickeln — die höchste Sorgfalt, die Anwendung wirklicher Kunstfertigkeit geschenkt wird. Der Zeltbau bezeugt teilweise eine niedrigere, teilweise eine höhere Kulturstufe. Das Zelt, die Wohnung der Nomaden, kann sich zu einer höchst komfortablen Wohnstätte ausbilden — man denke an das aus Kameel- oder Ziegenhaarfilz verfertigte, mit mehreren

Räumen ausgestattete Zelt der Beduinen — oder es bleibt bei den Jagdvölkern ein einfacher lederner Wigwam, der kaum vor der Unbill der Witterung schützt.

Das seßhafte Kulturvolk schuf das Haus. Das spitzgiebelige Dach erinnert noch immer an das ursprüngliche Zelt. Die kegelförmigen und bienenkorbartigen Rundbaue, denen man auf den assyrisch-chaldäischen Bildwerken begegnet, sind den einstigen Nomadenhütten deutlich nachgebildet. Das chinesische Haus der Landbevölkerung ist heute noch eine ziemlich primitive Bambushütte. Der Hofplatz des indischen Hauses ist auch in den europäischen Bauten heimatberechtigt geworden.

In südeuropäischen Ländern, wo das Klima es gestattet, die größte Zeit des Tages im Freien zuzubringen, ist das Haus heute noch eine für den Nordländer wenig ansprechende Wohnstätte. Das althellenische Haus enthielt wesentlich nur die Vorhalle, den Männersaal und die bei reicheren Leuten aus mehreren Gemächern bestehende, strenge von der Oeffentlichkeit abgeschlossene Wohnung der Frauen. Das römische Haus, ebenfalls nur einstöckig, bildete einzig für die vornehmen, besitzenden Klassen eine oft übermäßig luxuriöse, viel gegliederte Wohnstätte. Die armen Bewohner der Weltstadt hausten in engen, hohen und sehr unsolide gebauten Mietskasernen.

Das bürgerliche Haus des Mittelalters entwickelte sich aus der einfachen germanischen Halle, wie die älteren Schlösser aus einem Konglomerat von Gebäuden entstanden, welche sich nach und nach um den ursprünglichen „Bergfrît“ der Burganlage gruppierten.

Hausgeräte. Wie die menschliche Hand das älteste Werkzeug war, so diente sie auch als ursprüngliches Gerät bei der Aufnahme von fester Nahrung. Zum Zerschneiden und Zerkleinern der Speisen dienten vor Einführung der Metalle scharfe Steinmesser. Mit dem Auftreten der Metalle erscheinen auch weit mannigfaltigere Formen bei den Töpfen, Schalen, Krügen ꝛc. Möbel sind den Naturvölkern und selbst den Indiern wie auch den ärmeren Chinesen unbekannte Gebrauchsgegenstände. Im alten Aegypten wurde ziemlich schon der nämliche Hausrat benutzt, den wir heute kennen. Einfacher war die Ausstattung des althellenischen Hauses, während Rom ganz besonders Wert auf luxuriöse

Möbel legte. Diese Pracht ging zum guten Teile und mit dem Geschmacke dafür in den Stürmen der Völkerwanderung verloren. Erst im Zeitalter der Renaissance treten kunstvolle Arbeiten dieser Art wiederum in die Erscheinung. Wie damals so ist auch heute die Luxusmöbelerzeugung ein hervorragender Zweig der kunstgewerblichen Thätigkeit.

Kleidung.

Die Naturvölker und ein guter Teil der zivilisierten Bewohner der heißen Zone gehen fast nackt. Schamhaftigkeit ist nicht die Triebfeder gewesen, welche den Gedanken zur Bekleidung des menschlichen Körpers hervorbrachte, wie dies aus der Beobachtung der entsprechenden Sitten der Naturvölker deutlich erkannt werden kann. Den Hellenen war die Nacktheit durchaus nicht anstößig; ihre Frauen selbst erschienen wie auch die vornehmen Aegypterinnen und Perserinnen gerne in fast durchsichtigen, feinen Gewändern. Die ärmeren Aegypter trugen wie die heutigen Kulis, niederen Japaner, Indier rc. einen einfachen Schurz, welcher sich dann im Laufe der Zeit zur vornehmen Leibeshülle entwickelte. Die Völker in den kälteren Gegenden der Erde mußten aber auf eine vollständige Kleidung halten, wollten sie nicht dem rauhen Klima erliegen. Während die Menschen in der heißen bezw. in der südlichen gemäßigten Zone die Kleidungsstücke aus pflanzlichen Stoffen erzeugten, trugen die Bewohner des Nordens naturgemäß Tierfelle. Wollstoffe zu verfertigen, gelang erst einer höheren Kultur.

Die römische Tunica und das keltisch-germanische Beinkleid bilden die Grundlage für die Gewandung des Abendländers im Mittelalter. Seit drei Jahrhunderten unterstehen alle Kulturvölker arischen Stammes der Herrschaft der Mode, die ihren Ursprung jeweilen in Paris nimmt.

Ob die Urmenschen das Haupt bedeckten, erscheint sehr fraglich. Jedenfalls kennen die meisten Naturvölker nur einen schmuckartigen Kopfputz, der an praktischem Nutzen mit den modernen Damenhüten wetteifert. Die jetzige Hauptbedeckung der Männer entstammt dem Mittelalter und ist nordischen Ursprungs, also einzig und allein als Schutzmittel aufzufassen.

Die Fußbekleidung erscheint zuerst als Sandale und als Bundschuh aus Fellen. Wirkliche Lederschuhe stammen aus Vorderasien. Die Antike bediente sich bereits der Halbstiefel, welche im Mittelalter zu Reitstiefeln auswuchsen.

Die „Schnabelschuhe" des XV., die „Bärenklaue" des XVI. und die „Stöckelschuhe" des XVII. Jahrhunderts kehren in den Moden unserer Tage regelmäßig wieder.

Unfreie und Arme gingen und gehen in warmen Ländern immer, in den kälteren wenigstens in der besseren Jahreszeit barfuß. Den brasilianischen Sklaven blieb es bis zur Aufhebung ihrer Hörigkeit verboten, eine Fußbekleidung zu tragen. Sonderbarer Weise mag man in Italien die Beobachtung machen, daß die wenig vermöglichen Landbewohner barfuß gehen, sich aber gegen den Regen durch Hüte und Schirme schützen.

Der Luxus. Mit der Kleidung wie mit der Wohnung und dem Hausrate hängt die Pflege des Luxus eng zusammen. Die Lust, sich zu schmücken, ist uralt. Alle Reste der vorgeschichtlichen Kultur bezeugen dies. Aus der Kulturgeschichte der Völker sind jedoch auch Beispiele anzuführen, daß von Seiten Einzelner wie der Behörden gegen Ausschreitungen auf dem Gebiete des Luxus geeifert wurde. In einzelnen Ländern fällt der Luxus geradezu mit der Kunst zusammen, das ist z. B. in China, dem Reiche ohne Ideale, der Fall. Ueberall jedoch hat sich die Kunst nur aus dem Luxus entwickelt; er ist ihr Nährvater.

Die Kunst. Der Kunsttrieb ward dem Menschen angeboren. Er will sich durch künstliche Schöpfungen über die nackte, häßliche Wirklichkeit erheben und Befriedigung für seine Sehnsucht nach dem Schönen gewinnen. Dazu kommt das Bedürfnis, die Götter im Bilde sichtlich erscheinen zu lassen. Im Weiteren tritt dann die Forderung an den Menschen heran, dem selbst geschaffenen Gotte einen mehr oder minder prächtigen Tempel zu errichten.

Die älteste Kunst, welche geübt wurde, ist wohl die Architektur gewesen nnd zwar in Form der Anlage von Befestigungen, Grabbauten nnd Kultusstätten. Einzelne Spuren in Höhlenwohnungen deuten auf das Streben hin, welches bereits der Urmensch empfand, Götterbilder durch in Felswände eingegrabene Linien zu schildern. Andere Bilder entwickelten sich durch entsprechende Nachhülfe aus Steinen und Baumstämmen, in welchen die Einbildungskraft menschliche Gestalten und Gesichter erschaute. Vollkommen naturgetreu sind Tierbilder (in der Renntierperiode) von Höhlenbewohnern auf Knochen geritzt worden.

Zur idealen Höhe erwuchs die Kunst in Hellas während dieses seine Blütezeit feierte. Nur die italienische Renaissance und diese hauptsächlich in der Malerei (während des XVI. Jahrhunderts) darf mit den klassischen Vorbildern in Vergleich gezogen werden.

Ob der moderne Naturalismus berechtigt sei im Reiche des Schönen zu bestehen, das zu entscheiden darf einer künftigen Zeit vorbehalten bleiben.

Wissenschaft.

Die Wissenschaft mußte ursprünglich durchaus mit der Erfahrung zusammen fallen. Der Urmensch kannte sicherlich eine gute Anzahl nützlicher Naturkräfte und gewisser Thatsachen, die seinem Daseinskampf hindernd oder fördernd entgegen traten. Aber er faßte diese Erfahrungen, welche ihm überliefert wurden und deren Summe er durch neu gewonnene stetig vergrößerte, noch nicht zusammen, um ihre Einzelheiten mit einander zu vergleichen.

Wirkliches Wissen ist nur dann möglich, wenn an die Stelle des Glaubens an übersinnliche Dinge die sichere Beweisführung für Bestehendes tritt. Wissenschaft ist die klare Erkenntnis der Wahrheit.

„In dem Kettenlaufe verschiedener Grade der Forschung nach dem Wahren unterscheiden wir drei Stufen, die indessen nicht durchweg auf einander folgen, sondern neben einander hergehen. — 1. Das Streben nach dem Wissen schlägt Wege ein, die sich als durchaus falsche, trügerische erweisen und zu keinem Ziele führen. 2. Dasselbe Streben geht auf Wegen, die sich nicht als falsch erweisen, vielmehr mit vernünftigem Denken vereinbar sind, aber kein sicheres Ergebnis haben können. 3. Endlich hält sich jenes Streben lediglich an bestimmte Thatsachen, aus denen sich sichere Ergebnisse schöpfen lassen können und in vielen Fällen sogar müssen. — Die erste dieser Stufen bezeichnen wir als die irregehende, die zweite als die spekulative und die dritte als die empirische Wissenschaft" (O. Henne-Am Rhyn a. a. O. II. 557). So lange die Religion noch vollständig über die Wissenschaft dominierte und diese gleichsam in ihren Dienst stellte, kam man nicht über die Irrlehren und abergläubischen Ansichten hinaus. Die spekulative Wissenschaft kennzeichnet das Zeitalter des Kampfes zwischen Glauben und Wissen. Die empirische Wissenschaft pflegt in ihrer wahren Gestalt

einzig die reine Kritik. Leider scheitert sie nur allzu häufig an der Klippe „Hypothese“ genannt. Reine Empirik, wahre Forschung kennt das Menschengeschlecht erst seit hundert Jahren etwa. Bedingt ward der gewaltige Fortschritt, welcher alles früher Erreichte in den Schatten stellt, durch die großartige Ausbildung in der Naturerkenntnis.

Diese kulturelle Eroberung ist so umfassend, daß sie nur durch eine Weltkatastrophe vernichtet werden könnte, daß menschliche Kräfte aber vergebens arbeiten, das rollende Rad auch nur für kurze Zeit aufzuhalten.

Religion. Mit der Wissenschaft hat die Religion darum nichts zu thun, weil sie sich lediglich um den Glauben an übersinnliche Dinge dreht. Dagegen haben auch die am niedrigsten stehenden Völker wenigstens eine Art Religion, sei diese auch noch so roh und unausgebildet. Daß die ursprüngliche Religion nichts anderes als ein von der Furcht diktierter Aberglauben ist und daß dieser bis auf die neueste Zeit sich erhalten konnte, beweist nur, wie innig verwachsen der Glauben an höhere Mächte mit dem Mangel an Erklärung der Ursachen von Naturerscheinungen bleibt. Der Mensch hat zu allen Zeiten angebetet, um nicht unglücklich zu werden und sein Unglück hat er stets als eine Strafe der erzürnten höheren Macht aufgefaßt. Das Opfer des Besten soll die Götter von der Ergebenheit ihrer Diener überzeugen, das zerknirschte Flehen ihnen ein günstiges Eingreifen in das Schicksal des Menschen abzwingen. Naturerscheinungen, in deren Gefolge die Zerstörung einherzieht werden mit bösen, rachsüchtigen oder strafenden Göttern identifiziert. Wolthätige Naturkräfte müssen folgerichtig guten, verzeihenden oder belohnenden Göttern angehören. Werden diese Eigenschaften in die Gestalt eines Gottes zusammen gedrängt, so entsteht der Henotheismus, der Glauben an einen Gott. Die höhere Ausbildung des einen Nationalgottes schafft den einzigen Weltgott und damit den Monotheismus.

Mit der Kulturgeschichte hat die Religion der verschiedenen Völker nur so weit direkte Beziehungen, als sie in die Sittengeschichte eingreift. Die materielle, die praktische Kultur wird von der Religion entweder gar nicht oder dann negativ beeinflußt. Anders steht es mit der Kunst in jeder Form. Die Religion und ihr Ausgangspunkt, die Mythe, bedingen geradezu die Pflege der Kunst; denn un=

willkürlich schafft sich der Mensch seine göttlichen Ideale nach seiner eigenen Gestalt und nur das Prächtigste, welches er zu ersinnen vermag, hält er seiner höheren Wesen für würdig. Wo die von der Religion beeinflußte Kunst nicht zum höchsten Ausdrucke gelangte, fehlte der Idealismus in einer oder der anderen Richtung. Die Völker endlich, denen ihre Religion geradezu verbietet, Götterbilder zu schaffen oder auch nur Beschreibungen von dem Gotte zu entwerfen, entbehren jeder idealen Phantasie.

Die Begriffe für „Sittlichkeit" fest zu stellen ist ebenso schwierig, wie das Wesen der „Unsittlichkeit" genau zu umschreiben. Die Ansichten hierüber sind in besonderen Fällen und zu verschiedenen Zeiten unter den Völkern wie innerhalb derselben von einander höchst abweichend gewesen. Die Schilderung der Sitten und Gebräuche gehört zwar zu den Aufgaben der Kulturgeschichte, erscheint jedoch neben der Darstellung des thatsächlichen Fortschrittes von sekundärer Wichtigkeit. Dies um so mehr als die meisten Sitten und Gebräuche entweder Kuriositäten oder geradezu Unsitten sind. Sittlichkeit.

Als die wichtigste menschliche Sitte muß jedenfalls die Ehe aufgefaßt werden. Ob sie jedoch von Urbeginn an bestanden hat, ist eine wohl niemals klar und überzeugend zu beantwortende Frage. Es giebt Naturvölker (z. B. die Nairs an der vorderindischen Malabarküste), bei denen Mann und Weib nur so lange bei einander verweilen, als der Trieb der Fortpflanzung in ihnen mächtig ist. Andererseits kennen eine ganze Reihe unzivilisierter Völkerschaften die monogamische Ehe. Die Vielweiberei in der Ehe (Polygamie) ist am weitesten verbreitet, entsteht aus der männlichen Anregung und schafft die männliche Erbfolge. Die Vielmännerei (Polyandrie) aus weiblicher Anregung hervorgegangen und mit weiblicher Erbfolge findet sich verhältnismäßig selten, weil sie dem Wesen der Geschlechter und ihrem natürlichen Verhältnis zu einander nicht entspricht. Die Ehe.

Die Monogamie wurde sicherlich zunächst aus rein rechtlichen Gründen geschaffen, wie sie thatsächlich meist nur so lange zwischen den Beteiligten erhalten bleibt, als die Liebe zwischen ihnen vorherrscht.

In der Familie begegnet uns nicht nur die rechtliche Auffassung für den Geschlechtsverkehr und seine Folgen, Familie.

sondern auch der durchaus praktische Gedanke von der gegenseitigen Unterstützung. Die Macht der Familie, also gewissermassen ihrer ersten Stifter wächst in Folge der durch die Nachkommen geschlossenen Heiraten. Je größer der Kreis wird, desto stärker äußert sich auch der allgemeine Einfluß der Familie. Bei allen Völkern, die einen mehr oder minder entwickelten Begriff von der rechtlichen Folge der Ehe besitzen, sehen wir, daß die Grundlage des gesamten Staatswesens die Familie ist. Damit Hand in Hand geht die selbst in hoch entwickelten Staaten oft zu beobachtende Familienherrschaft, der Zwist zwischen den einzelnen mächtigen Sippen, der gewöhnlich nicht einmal berechtigte Ahnenstolz. Dieser führt bei einzelnen Völkern zu der lächerlichen aber schließlich logischen Anschauung, daß der Sohn eine höhere Respektperson als der Vater sei — weil er einen Ahnen mehr in der Reihe derselben zähle.

Stamm. Die stetig vergrößerte Familie wird zum Stamm, sobald sie auch solche Personen in ihren Kreis bezieht, welche nicht mehr zu den direkten und indirekten Verwandten zu rechnen sind. Die Fremden werden in weitaus den meisten Fällen dem Gesinde zuzurechnen sein, das als Sklaven oder Leibeigene, Hörige in die Erscheinung tritt. An die Stelle des Vaters in der Familie setzt sich der Häuptling des Stammes, welcher seine bevorzugte Stellung entweder seinen natürlichen Gaben und Eigenschaften verdankt oder sie durch Erbschaft gewinnt. Der Stamm kann schließlich wieder in einzelne Familien zerfallen, welche von einander nur jene gemeinsamen Leistungen verlangen, die für das Wohl des Ganzen unbedingt nötig sind. Die Naturvölker kennen keine Staatswesen wohl aber Stammesverbindungen, welche sich aus Familie-Clans oder aus Ständen, aus Geschlechtern zusammen setzen.

Stände. Die Stände oder Adelsgeschlechter finden sich so gut innerhalb der Stämme Mikro- und Polynesiens wie unter den europäischen Völkern, bei denen es bis in das XIX. Jahrhundert hinein die bevorrechteten Freien und die fast recht- (und besitz-) losen Leibeigenen, Unfreien gab. Freilich erscheint der Standesunterschied innerhalb der zivilisierten Menschheit mehr und mehr als ein Ueberbleibsel der alten Unkultur, obwohl er sich noch immer deutlich in mannigfacher Form bemerkbar macht.

Bleibt die gesellschaftliche Ausbildung eines Volkes bei der Anschauung stehen, daß die Bewohner des Landes in scharf von einander abgetrennte Stände zerfallen müssen, so entstehen die **Kasten**, welche jedes soziale Leben verunmöglichen.[1])

Da auch das strengste Kastensystem selbst auf kürzere Dauer nicht aufrecht erhalten werden kann, so kommt es zu der Abschwächung in Form von „Misch-Kasten“. Das etwa vier- bis fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung entstandene indische Sittengesetz, dessen Verfasser angeblich Manu, der indische Adam ist, „zählt bereits zwölf Misch-Kasten auf, die unmittelbar von den vier älteren Kasten, und achtzehn, die von diesen und jenen zugleich abstammen sollten. Der Zweck dieser Anordnung war teils, jene mißachteten Berufsarten von den Bevorzugten fern zu halten, teils aber das Kastensystem als sehr alt erscheinen zu lassen. Die verachtetste angebliche Misch-Kaste war aber die der Tschandalas, welche von Sudras und Brahmanentöchtern, der verabscheuenswertesten Verbindung, die man sich denken konnte, abstammen sollten. Sie müssen noch heute außerhalb der Städte wohnen, als Henker und Abdecker dienen, dürfen nur zerbrochenes Geschirr brauchen und müssen Kleider von Toten tragen. Im Laufe der Zeiten wurden indessen Kasten und Misch-Kasten, ungeachtet aller Verbote, so untereinander gemengt, daß manche derselben verschwanden. Von den alten Kasten bestehen nur noch die Brahmanen; die zahllosen übrigen aber sind Misch-Kasten oder neu aufgetauchte, die überdies in den verschiedenen Gegenden an Zahl und Namen stark von einander abweichen. Das Kastenwesen ist aber in Indien so tief eingewurzelt, daß sogar die verachtesten Kasten nicht nur daran festhalten, sondern sogar auf ihre Kaste stolz sind und sich durch den Verkehr selbst mit Brahmanen verunreinigt glauben.“ (Henne-am Rhyn a. a. O. II. 35/36.) Wer denkt da nicht an den sonst recht banalen Spruch: Der Mensch ist ein Gewohnheitstier.

1) Das Kastenwesen Indiens ist eine verhältnismäßig junge Einrichtung und dadurch entstanden, daß sich die Sänger und Opferer des Volkes die Ausübung der priesterlichen Verrichtungen des einzelnen Hausvaters anmaßten und auf ihre Nachkommen vererbten. So kommt es auch, daß die religiöse Kaste der Brahmanen (Priester, Gelehrte) die oberste, die Fremden (Nichtarier — „Sudras“) zur vierten Klasse gezählt und die gegen das System ursprünglich sich auflehnenden „Parias“ überhaupt von jedem Verkehr mit den Staatsangehörigen ausgeschlossen wurden. Aehnlich ist das Verhältnis zwischen Hierarchie, Adel, Freien, Hörigen — und Ketzern im christlichen Europa.

Sklaverei und Hörigkeit.

Auch die Sklaven, ursprünglich nichts anderes als Kriegsgefangene oder Fremde, sowie deren Nachkommenschaft, bilden einen Stand — freilich einen völlig rechtlosen. Die Sklaverei gehört von Alters her zu den gesellschaftlichen Einrichtungen des Orientes. Sie findet sich überall im Zeitalter der Antike, erhielt sich jedoch in den äußerlich christlichen Ländern bis in das letzte Drittel des XIX. Jahrhunderts. (Brasilien befreite die Negersklaven erst am 31. Mai 1888.)

Die Hörigkeit (Leibeigenschaft) ist eine mildere Sklaverei, da der Leibeigene an die Scholle gebunden erscheint und ohne Grund und Boden, auf welchem er sitzt — der ihm aber niemals gehört — nicht im Allgemeinen veräußert werden kann. Zudem besitzt der Hörige immerhin einige Rechte. Die Leibeigenschaft, deren höchste Ausbildung im Mittelalter erfolgte, da damals auch alle ärmeren Freien, soweit sie nicht Zuflucht in den Städten suchten, zur Hörigkeit herabsanken, wurde in Folge der französischen Revolution in Europa während der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts beseitigt. Rußland folgte diesem Beispiel durch den 1861 veröffentlichtem Entschluß des Zaren Alexander II.

Der Staat.

Die Grundlagen des Staates sind das Volk, besser gesagt die Nation und deren fester Landbesitz. Das „Volk" kann freilich in der Form von locker zusammen gefügten Stämmen bestehen, einen Staat bildet es jedoch erst, wenn es ein Gebiet besiedelt, bebaut und als „ewiges" Eigentum anspricht. Sobald eine Nation als zu schwach oder zu einsichtslos erscheint, um die allgemeine Verfügung über ihren Landbesitz zu bewahren, hört sie auf zu existieren und verschwindet entweder spurlos oder geht in einem anderen Volke unter.

Die Schilderung der verschiedenen Staatsordnungen fällt weniger der reinen Kulturgeschichte als der Staatsrechtslehre zu. Die Darstellung der Entstehung, des Daseinskampfes und Unterganges der Staaten fällt der politischen Geschichte anheim, welche dabei ausdrücklich auf die kulturellen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen hat.

Nahrungserwerb und Eigentum

Ein geringes Maaß von Arbeit muß auch der Erwachsene unter jenen Naturvölkern verrichten, die in der üppigen tropischen Zone wohnen, um sich die zum Leben —

außer Luft und Wasser — notwendige Nahrung zu verschaffen. Alle Arbeit überhaupt zielt mittelbar auf den Nahrungserwerb ab.

In den kälteren und unfruchtbaren Gegenden der Erde — wie z. B. noch heute in Südafrika (Buschmenschen) — mußte der Mensch die genügende Nahrung zunächst durch die Jagd und die Fischerei erwerben. Schon auf diesem niederen Standpunkte der Kultur lassen sich die ersten Eigentumsbegriffe nachweisen. Die Waffen und das Werkzeug gehören dem Einzelnen, das Jagdgebiet ist in Bezirke eingeteilt, welche den Stämmen und innerhalb derselben den Familien gehören. (Australien.) Als Gehilfen bei der Jagd dienen dem Menschen die ersten Haustiere, so der über alle Breitengrade der alten Welt verbreitete Hund.

Gefangene Tiere werden gezähmt, regelmäßig gezüchtet und jedes in seiner Weise benutzt. Der Eigentumsbegriff wird ausgedehnter; der Weidegrund gehört dem Stamm, die Heerden den Familien. In Folge des schwierigen Beschaffens von genügendem Viehfutter sind die tierzüchtenden Völker zu nomadischem Leben gezwungen. Es gelingt ihnen dabei wohl eine Art von Staatswesen zu begründen, so gut wie sie wirkliche Kulturreiche zu erobern und zu zerstören vermögen. Der Nomadenstaat kann sich jedoch auf die Länge nicht erhalten, er löst sich immer wieder in eine lockere Stammesvereinigung auf und schafft niemals bleibende Kulturthaten.

Das Streben, die Ernte der wild wachsenden Früchte künstlich zu vergrößern, führt zu ihrer Anpflanzung, ihrer sachgemäßen Pflege und damit zum Ackerbau, in weiterer Entwickelung noch zum Obst- (und Wein-) Bau, zur Gärtnerei. Der Ackerbauer aber wird seßhaft. Er und seine Familie bearbeiten ein Loos des der Gemeinde gemeinsam gehörenden Bodens (Allmeinde), welches endlich festes und ausschließliches Eigentum der Sippe wird.

Der reine Bauernstaat hat zwar eine ziemlich hohe Kulturstufe erstiegen, aber er bleibt gewissermaßen auf dieser stehen, wenn er nicht den aktiven Handel, das Gewerbe, die Kunst wie die Wissenschaften heran zieht. Wo diese andauernd durch Sitten und Gebräuche beeinflußt werden, welche im Ackerbau ihren Ursprung nehmen, stagniert die gesamte Kultur, sie versteinert gleichsam. (China.)

Handel und Wandel, ihre dazu führende Thätigkeit sind dem Menschengeschlechte angeboren. Schon die ältesten Spuren von dem Leben der Urmenschen deuten auf eine Handelsthätigkeit, und alle Naturvölker treiben passiven Handel, d. h. den Tausch bezw. den Erwerb von Gegenständen, welche ihrer Kultur sonst fremd sind. Nachdem die edlen Metalle bekannt wurden, dienten sie als bequemes Tauschmittel. Ihre Werte sind zunächst nach dem Gewichte bestimmt worden, wie dies noch heute die isolierten Kulturvölker üben. Gemünzte Metalle erschienen zuerst in dem handeltreibenden antiken Oriente.

Aus dem passiven Handel, dem Tausch von Schmucksachen und Werkzeugen gegen Pelze, Bernstein ꝛc. entstand der aktive Handel mit Erzeugnissen des Gewerbes. Das Gewerbe ist vorerst nichts anderes als ein kümmerlich von Sklaven oder Hörigen betriebenes Handwerk gewesen. Dieses wandelte sich, im antiken Rom besonders, zu einer Art Industrie aus, während es im mittelalterlichen Deutschland neben dem Handel der Grundstein des freien Städtewesens ward und erst nach und nach im Laufe der letzten achtzig bis hundert Jahre, der Großerzeugung mehr und mehr wich.

Das Anschwellen der Kultur hängt wesentlich von der geregelten und verhältnismäßigen Vermischung der skizzierten Elemente (Jagd, Fischerei, Vieh- und Tierzucht, Bodenkultur, Handel, Handwerk, Gewerbe, Industrie) zusammen. Die gleichmäßige Verteilung ihrer Errungenschaften aber wird bedingt durch den mehr und mehr alle beengenden Fesseln abstreifenden Weltverkehr.

Zweiter Abschnitt.

Die Kultur des Urmenschen.

Begriff der Urgeschichte der Menschheit.

Die Urgeschichte ist nichts anderes als die Kenntnis von dem frühesten, prähistorischen Zustande des Menschengeschlechtes. Da natürlich alle zeitgenössischen Aufzeichnungen fehlen, so sind die Urkunden für die Beglaubigung der Thatsachen nur indirekt zu gewinnen. Die rasche Entwicklung der geologischen Wissenschaft, welche die Erdgeschichte beschreibt, im XIX. Jahrhundert hat vor allem es erlaubt einige Schlüsse über die äußeren Bedingungen zu gewinnen, unter denen der Urmensch den Kampf ums Dasein führte. Hand in Hand mit der Geologie arbeitet die Paläontologie, welche die Ueberreste von Menschen, Tieren und Pflanzen klassifiziert. Die Anthropologie endlich suchte auf Grund der Formen von zufällig aufgefundenen Schädeln den Urmenschen nach seinen typischen Racenmerkmalen zu beschreiben. Die Urgeschichte ist zusammen genommen, sowohl Völkerkunde wie reine Kulturgeschichte, letztere insofern, als sie überzeugend darthut, daß die Kultur auch in jenen längst vergangenen Zeiten sich nur sehr langsam also ganz allmählig entwickelte.

Die Untersuchungen und Funde, welche bisher das Material für die Urgeschichte lieferten, stammen wesentlich aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Skandinavien und England, zum kleineren Teile auch aus Nordamerika und Nordasien.

Forschungen zur Urgeschichte der Menschheit.

Die ältesten Funde, welche auf die Urgeschichte der Menschheit Bezug haben, stammen noch aus dem XVIII. Jahrhundert. Sie wurden jedoch kaum beobachtet, obwohl die Gelehrten darüber diskutierten, ob versteinerte Menschenknochen überhaupt möglich seien. Die mosaische Genesis beherrschte damals die Ideen in dem Maße, daß die Wissenschaft — mit Ausnahme von wenigen ihrer Vertreter (z. B. Blumenbach in Göttingen) — die Existenz „präadamitischer Menschen" geradezu leugnete. Der große französische Zoolog Cuvier erklärte 1810, daß ein „fossiler Mensch" unmöglich

sei und wo man ihm später menschliche Reste, die in geologischen Schichten gefunden worden waren, zur Begutachtung übergab, hatte er stets Einwürfe bei der Hand, welche seine ursprüngliche Behauptung immer wieder stützen sollten. Der Autoritätsglauben seiner Apostel that das übrige. Cuvier hatte die Möglichkeit nicht geleugnet, daß der Mensch bereits die Eiszeit erlebte, seine Jünger wollten davon gar nichts wissen. Das Ergebnis der Forschungen anderer Gelehrter, welche Cuvier nicht anerkannten, wurde gerne totgeschwiegen. Dennoch konnte die wissenschaftliche Reaktion nicht lange aufrecht erhalten bleiben. Die Zahl der gegen Cuviers kritiklose Nachbeter Auftretenden mehrte sich, seit 1860 etwa ist die Lehre zur Gewißheit geworden, daß der Mensch mindestens während der Eiszeit, ja vielleicht schon im jüngeren Tertiär durch die Landschaften der Erde wandelte.

Der vornehmste Förderer dieser Erkenntnis ist der geniale französische Forscher Jacques Boucher de Crèvecoeur de Perthes gewesen, doch ward er siebenzig Jahre alt (1858) bis die Akademie der Wissenschaften seine bereits 1838 veröffentlichten Entdeckungen (Vergl. „De la création, essai sur l'origine et la création des êtres") rücksichtslos anerkannte.

Einteilung der Urgeschichte des Menschen.

Nach den Forschungsergebnissen aus dem Gebiete der Urgeschichte, wird diese in verschiedene Abschnitte eingeteilt[1]) — nämlich in:

1. Die älteste Steinzeit. Aeußerlich wird diese Periode durch eine wesentlich andere Gestaltung des Kontinentes von Europa gekennzeichnet.

„Es läßt sich aus den noch vorhandenen Ablagerungen und ihren organischen Einflüssen mit Sicherheit nachweisen, daß die Tiefländer von Europa, namentlich Holland und die norddeutsche Ebene, sowie ein Teil von Rußland, Großbritannien, Dänemark, Schweden und Norwegen zu einer gewissen Zeit der Diluvialperiode unter dem Spiegel der Nord- und Ostsee standen. Von Norden her verbreitete sich das Eismeer durch Rußland und Sibirien nach dem Süden und hing vielleicht mit dem schwarzen und kaspischen Meere zusammen. Die große Wüste Sahara stand damals, wie aus den Untersuchungen der Herren Desor und Escher hervorgeht,

[1]) Obwohl die Wissenschaft jetzt mit Recht gewöhnlich nur von einer Stein- und einer Metallzeit spricht, so ist die ältere Einteilung der Urgeschichte hier doch der leichteren Uebersicht halber beibehalten worden.

unter Wasser . . . . Ebenso standen in Nordamerika die ausgedehnten Tiefebenen noch unter dem Spiegel des Meeres wie wir aus den darin begrabenen Meeresmuscheln ersehen, die jetzt noch lebenden Arten angehören. — In einem frühern Zeitabschnitt der Diluvialperiode, ehe die erwähnte große Senkung eintrat, welche die europäischen Tiefländer unter den Spiegel der Nord- und Ostsee tauchte, ragten diese Länder hoch über dem Meere empor, wenigstens so hoch, daß nicht nur der Kanal von Calais, sondern noch ein großer Teil der Nord- und Ostsee trocken lagen. Noch gegenwärtig haben diese Meeresteile eine Tiefe von weniger als 200, selten mehr als 250 Fuß, so daß, geologisch gesprochen, eine sehr geringe Erhebung genügen würde, diesen seichten Meeresboden wieder ans Trockene zu bringen. — Damals hing also Irland mit Großbritannien und dieses durch Frankreich mit dem Kontinent zusammen. Ebenso war in jener Zeit Afrika durch mehrere Brücken, wie z. B. über Gibraltar, sowie über Malta und Sizilien mit Europa verbunden, wie aus Verbreitung afrikanischer Säugetiere, besonders mehrerer Elephantenarten, über diese Inseln und das südliche Europa hervorgeht. Das Mittelmeer war in mehrere Binnenseen geteilt. Wahrscheinlich bewohnte damals schon in jenem entlegenen Zeitalter der Diluvialperiode der Mensch unsern Weltteil und konnte trockenen Fußes nach Afrika wandern oder von dort herüberkommen. Er war also Zeuge von einer wesentlich andern Verteilung von Land und Meer in und um Europa, Zeuge von der langsamen Hebung und Senkung ganzer Länder und großer Inseln, die gewiß viele Jahrtausende in Anspruch nahmen und einen Beweis mehr für das hohe Alter unseres Geschlechtes liefern. Wir werden nicht umhin können, diesen zwar sehr langsamen, jedoch am Ende sehr erheblich gewordenen Veränderungen der Erdoberfläche einen großen Anteil an dem Wechsel des Klimas beizumessen, der nicht nur einzelne Länder, sondern ganze Kontinente innert dieser langen Periode betroffen hat . . . Im großen und ganzen war ohne Zweifel das Relief des Bodens unserer europäischen Länder schon in der Diluvialzeit dasselbe wie gegenwärtig. Alle größern Gebirgszüge waren schon vorhanden, Jura, Vogesen, Schwarzwald, Pyrenäen und Alpen, die deutschen Gebirge u. s. w., nur waren sie teilweise noch höher als heute, weil infolge der Verwitterung ein Gipfel nach

dem andern einstürzt oder sich abflacht. Was oben weggeführt wurde, füllt nun als Sand- und Geröllager die Thalböden und Ebenen der Tiefländer aus." (Albr. Müller. Die ältesten Spuren des Menschen in Europa. 14/16.)

Von größern Tieren lebten damals der Mammutelephant (Elephas primigenius), von dem ganze Kadaver noch zu vielen Tausenden von sibirischen Flüssen aus dem Schuttland hervor gespült werden, worauf sie gewöhnlich als Nahrung für Raubtiere dienen. Ferner war ein Zeitgenosse des Urmenschen das zweihörnige Rhinozeros (Rin-tichorhinus), der furchtbare Höhlenbär (Ursus spelæus) übrigens trotz seines riesenhaften Wuchses vornehmlich der Pflanzennahrung zugeneigt, der Riesenhirsch (Cervus megaceros), „dessen riesige 10 bis 12 Fuß spannende Geweihe wohl am Ende als fatales Hindernis den Untergang der Art herbeigeführt haben müssen", der Urstier (Bos primigenius) vielleicht der Stammvater des heutigen Rindviehs und noch in der historischen Periode der römischen Kolonien in Germanien ein Bewohner der dichten Wälder Deutschlands. Dem Tiger näher als dem Löwen stand der grimmste Feind des damaligen Europäers, der Höhlenlöwe (Felis spelæa), ein nicht zu verachtender Gegner war auch die Höhlenhyäne (Hyæna spelæa).

Die Spuren von menschlicher Arbeit aus dieser fernen Periode sind natürlich im ganzen nur geringfügige. Man kennt aber roh behauene Steinwerkzeuge, nämlich Beile, Messer, Pfeile aus Feuersteinen und teilweise massenhaft vorkommende Abfallsplitter von diesen; ferner Knochen von Säugetieren aus der Eiszeit, an welchen rohe Versuche, sie zuzuspitzen, deutlich nachgewiesen werden können.

2. Das mittlere Steinzeitalter oder die Renntierperiode. Weder klimatisch noch kulturell ist diese durchaus scharf von der älteren abgegrenzt. Die Eiszeit dauerte an, aber die Gletscher mögen nicht mehr ganz die nämliche räumliche Ausdehnung besessen haben wie früher. Der Mensch wohnte zwar noch immer in natürlichen Höhlen, aber er ist keineswegs mehr ausschließlich Troglodyte (Höhlenbewohner) gewesen. Einige Spuren seiner Existenz weisen auch auf das freie Land, oder die am Fuße steiler überhängender Felswände gelegenen „Stationen", welche wahrscheinlich in der besseren Jahreszeit bezogen wurden.

„Die Messer, Beile und Lanzenspitzen bestanden nur aus roh geschlagenen Steinen, die zum Teil weit her, so z. B. die in Belgien gebrauchten aus der Champagne geholt zu sein scheinen, wo sie als runde Feuersteinknauer in Menge in der weißen Kreide eingebettet liegen. Die Bearbeitung ist im ganzen schon sorgfältiger und verrät mehr Geschicklichkeit, als diejenige des vorhergehenden Zeitalters. Daneben wurden auch Knochen, Hörner und Geweihe zu rohen Werkzeugen aller Art verarbeitet. Mitgefundene Stücke von Roteisenstein (Rötel) wurden vielleicht als Schminke oder zum Bemalen des Körpers gebraucht, wie das jetzt noch bei wilden Völkern geschieht. Bunte glänzende Steine, Zähne, Muscheln wurden als Schmuck gebraucht, durchbohrt und zu Hals- und Armbändern zusammen gereiht. Man sieht, die Eitelkeit fing früh an. Die Bekleidung bestand wohl größtenteils aus Häuten und Pelzen. Noch finden sich die Nähnadeln aus Horn und Knochen, und die Glättsteine oder Hornstücke, womit die Näte geglättet wurden. Die Leichen wurden in ausgestrecktem Zustande in Höhlen begraben. — Ueberaus reichhaltig hat sich die Station von Solutué (Departement Saone et Loire) erwiesen, mit den Resten des Mammutelephanten, des Riesenhirsches, des großen Höhlentigers und besonders des Renntieres, mit welchen zahlreiche, äußerst sorgfältig geschlagene Feuersteinwaffen gefunden wurden. Nahe dabei fand sich auch ein Begräbnisplatz, mit mehrern vollständig erhaltenen Skeletten, deren Schädel nach den Untersuchungen eines berühmten Kenners, Dr. Pruner Bey, dem mongolischen Typus angehören sollen. Die Leichen waren zwischen Steinplatten eingeschlossen. — Die Geschirre aus dieser Zeit sind noch sehr roh, mit der bloßen Hand gearbeitet, schwärzlich oder graulich, ungebrannt. Dennoch begegnen wir merkwürdigerweise hier schon den ersten Anfängen der Kunst uud zwar in Gestalt von eingegrabenen Zeichnungen auf Horn und Elfenbein und selbst auf Schiefer, welche deutlich die Gestalt des Mammutelephanten, des Auerochsen, des Pferdes, des Hirsches, des Renntieres, des Steinbockes und anderer Säugetiere erkennen lassen. Auch die Umrisse einer menschlichen Gestalt sind zu erkennen. Selbst Schraffierungen zur Andeutung der Schatten finden sich hin und wieder. Manche dieser Figuren sind, obgleich roh, mit vielem Geschick gezeichnet, so daß der Verdacht der Fälschung

unwillkürlich aufsteigt und wir nur durch die bündigen Versicherungen unserer Gewährsmänner von Zweifeln befreit werden können. Skulpturen von Mammut und Renntier auf Renntiergeweih und Elfenbein wurden neulich bei Bruniquel (Tarn et Garonne) gefunden." (A. Müller a. a. O. 34/35).

Von den großen Säugetieren war im mittleren Steinzeitalter der Mammut sehr selten geworden, der Höhlenbär vollkommen verschwunden. Das früher fast gar nicht vorkommende Renntier dagegen tritt in größter Verbreitung auf, doch scheint es noch nicht in der Weise gezähmt worden zu sein, wie dies jetzt in den Ländern unter hohen Breiten geschieht. Außer den bereits bekannten Tieren machen sich bemerkbar die Gemse, der Steinbock, das Elen, der Moschusochse u. s. w., also Bewohner der Hochalpen wie der nordischen Gebiete.

3. Die neuere Steinzeit (die neolitische Periode) wird auch wohl von französischen Forschern als das „Zeitalter der polierten Steine" bezeichnet und das Datum der Entstehung in das sechste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung verlegt. „Um viele Jahrtausende jünger als die beiden vorhergehenden, gehört sie, was das Relief des Bodens, die Verteilung von Land und Meer, was Klima, Vegetation und Tierwelt anbetrifft, vollständig dem heutigen Stand der Dinge an."

Die Forschung stützt sich zunächst auf die Funde, welche in den Kehricht- oder Abfallhaufen („Kjökkenmöddinger") der im heutigen Dänemark gelegenen einstigen Niederlassungen, gemacht werden. In die jüngere Zeit dieser Periode sind ferner die Pfahlbauten zu verlegen, welchen überhaupt die wichtigsten Reste der vorgeschichtlichen Kultur enthoben wurden. Es bestanden damals schon feste Wohnsitze, die gezähmten Haustiere erschienen als die Gefährten des Menschen, Nutzpflanzen wurden angebaut, gewaltige Grabdenkmäler (Dolmen) errichtet und wahrscheinlich bestand auch eine Art von staatlicher Organisation.

4. Das Zeitalter der Bronce charakterisiert sich durch das verhältnismäßig häufige Auftreten von Gegenständen, die aus dieser Metallmischung gefertigt wurden. Manche Forscher glauben übrigens, weil Zinn und Kupfer bei weitem seltener vorkommen als das Eisen und weil die Gerätschaften und Schmuckstücke aus Bronce einen hohen Grad von künstlerischer Vollendung zeigen, daß das Eisen

vor der Bronce bekannt gewesen sei. Jedenfalls steht es fest, daß in Nordamerika vor der Bronce ein reines Kupfer verwendet ward. Die Bronce soll nicht von den ältesten Bewohnern Europas, den Menschen der Steinzeitalters erfunden worden, sondern durch die etwa im vierten Jahrtausend aus Asien einwandernden Kelten mitgebracht worden sein. Dieser Schluß ist wohl erlaubt; denn auch die ältesten Erzeugnisse aus Bronce sind vorzüglich gearbeitet. „Die Broncezeit reicht bereits in gegenwärtige historische Perioden, in die Blütezeit der großen ägyptischen und assyrischen Reiche, ungefähr 1500 Jahre vor Christus hinein."

5. Das Zeitalter des Eisens bezeichnet im allgemeinen den Beginn der geschichtlichen Periode. Freilich ist dabei nicht außer Augen zu lassen, daß das Eisen im Oriente, der Wiege aller Kultur, gewiß um viele Jahrhunderte wenn nicht gar einige Jahrtausende früher bekannt war wie in Europa. Die Fortschritte in der Kultur machen sich während der ersten Jahrhunderte dieser Periode bereits stark bemerkbar. Die ersten Metalle, das Geld als bequemes Tauschmittel erscheint im Handelsverkehr, das Glas kommt auf und wird in mannigfacher Weise benutzt.

„Wollten wir die Jetztzeit, in der wir leben, in analoger Weise, mit einem charakteristischen Namen belegen, so könnten wir sie, wie schon oft geschehen, das papierne Zeitalter nennen, wir werden sie aber, in die nächste Zukunft blickend, mit einem hervorragenden Geologen, als das Zeitalter des Stahles charakterisieren."

Die Kultur der Höhlenbewohner.

Die Höhle muß als die erste, weil natürlichste Wohnstätte der Menschen gelten. Die dort gemachten Funde aus vorgeschichtlicher Zeit dürfen als die Ueberbleibsel aus der ältesten Entwickelungsperiode der Kultur angesehen werden. Die erste Entdeckung der Existenz und der Arbeit der prähistorischen Menschen machte man im Thale der Somme in der Picardie, wo die Kreide mit tertiären Ablagerungen bedeckt erscheint, auf denen wiederum eine fruchtbare Lehmschichte lagert. Dort fanden sich in der Tiefe von beiläufig 6 bis 10 m Kieseläxte in rohester Form, deren Material die massenhaft in der Kreide vorkommenden Feuersteine lieferten. Diese Aexte, durchschnittlich 15 cm lang und 8 cm breit -- aber auch von erheblich größeren Dimensionen

— zeigen die verlängte Eiform und sind nicht selten sorgfältig geschärft. Neben ihnen finden sich Messer, von denen einzelne auch geradezu als Bohrer dienten. Die Erzeugung der Aexte ging nach Evans Schilderung in der Weise vor sich, daß man zwei Feuersteinknollen so lange gegen einander schlug, bis sie sich spalteten. Aus den Bruchstücken wurden die passendsten gewählt und nun durch Schläge auf beiden Seiten der Rand schneidenartig zugeschärft Das für diese, eine gewisse Kunstfertigkeit erfordernde Arbeit benötigte Werkzeug war ebenfalls ein Feuerstein aber von härterer Struktur als das Axtstück. Die bei der Anfertigung der Schneide abfallende Feuersteinsplitter finden sich auf den uralten Werkplätzen in solchen Massen und in solchen Formen, daß sie ihre Herkunft deutlich beweisen. Die Geräte selbst sind mit der „Patina" überzogen, d. h. ihre Färbung stimmt genau mit jener der in der Schichte lagernden Rollsteine überein; dies zeigt, daß beide ebenso lange im Terrain lagern.

Obwohl im Sommethal nichts weiter gefunden worden ist, so konnte man doch durch Entdeckungen an anderen Orten Frankreichs feststellen, daß die Verfertiger der Feuersteinäxte mit dem Mammut, dem Rhinozeros, dem Pferde ꝛc. zu gleicher Zeit lebten. Im Jahre 1868 fand sich auch in einem Steinbruche bei Clichy in einer Tiefe von 5 m der fast vollständig erhaltene Oberteil eines menschlichen Schädels, der an der Stirne die außerordentliche Dicke von 14—15 mm aufwies. Die ganze Form des Schädels sowie die gleichzeitig gefundenen Schienbeine erinnern stark an die entsprechenden, bei menschenähnlichen Affen beobachteten Eigentümlichkeiten.

Am berühmtesten ist der in den fünfziger Jahren in einer Höhle des Neanderthales bei Düsseldorf gefundene Schädel geworden. Seine durchaus affenartige Form wird jedoch, weil sie sonst niemals wieder beobachtet worden ist, als eine „krankhafte Verzerrung", als „unnatürlich" bezeichnet.

Ueberall, wo Feuersteinäxte und Messer sich fanden, zeigten sie die nämliche Form, ebenso entdeckte man in dem Grunde von einst bewohnten Höhlen bearbeitete Knochen und Geweihstücke. Diese letzteren lagern besonders in den Cavernen des schweizerischen und schwäbischen Juras, während sich dort wohlerhaltene und brauchbare Steinbeile nicht fanden. Jedenfalls sind die in den Höhlen liegen gebliebenen Steinlamellen

weit weniger wirkliche Waffen als Werkzeuge zur Bearbeitung der Knochen.

„Ein Blick auf die vorgefundenen Arbeiten in Bein zeigt uns nun freilich selbst auch nur wenige Stücke, die als Pfeil- und Lanzenspitzen gedient haben mögen. Die größere Zahl besteht aus sehr friedlichen Dingen, wie Nadeln, Pfriemen, Angeln und Griffen etwa zum Abbälgen und Gerben von Häuten. Bei näherer Betrachtung sind derlei Gegenstände noch dazu ausnahmslos defekt und machen durchweg den Eindruck, daß sie als wertlose Stücke weggeworfen mit anderem Unrat und den Abfällen der Küche in den Boden getreten wurden. Das Material, aus welchem die meisten Stücke gearbeitet wurden, ist das Renntiergeweih und die Röhrenknochen des Pferdes.

Das ganze Inventar des Höhlenmenschen bleibt bei alledem so mager, daß wir sicherlich daraus noch keinen Schluß auf den ganzen Haushalt zu ziehen berechtigt sind. So viel wird aus den Werkzeugen in den Höhlen klar, daß sich der Schwerpunkt der Beschäftigung um die Benützung des Jagdwildes dreht, das Fleisch und Mark zur Nahrung, das Fell aber zur Kleidung abgab. Zu dem Ende wurde der längere oder kürzere Aufenthalt in der Höhle benutzt, nahe liegende Feuersteinknollen zu schneidenden Splittern zu zerschlagen, mit den Splittern das Fell aufgetrennt, der Knochen und das Geweih zu Nadeln gespitzt, um mit den gedrehten Därmen etwa das Fell zusammen zu nähen und der menschlichen Körperform anzupassen." (Dr. O. Fraas: Die alten Höhlenbewohner. 7/8.)

Der prähistorische Troglodyte besaß auch bereits Töpfe und diese scheinen, wenigstens in Belgien, schon in alleraltester Zeit unter Benutzung einer Art von Scheibe geformt worden zu sein. In Deutschland finden sich aus der Mammutperiode lediglich Scherben von ganz rohen fingerdicken Geschirren, die mit der Hand in ihre schüsselartige Gestalt gebracht wurden. „Die Masse ist nicht gebrannt, sondern einfach am Feuer gehärtet, der grobe Sand, der in den Thon eingeknetet ist, diente augenscheinlich dazu, der Masse Halt zu geben und den Topf vor dem Reißen bestmöglich zu schützen."

Die bevorzugte Fleischspeise scheint dem Höhlenmenschen der Körper des seitdem ausgestorbenen Riesenbärs der Spe-

laearctus geliefert zu haben.[1]) Sind doch recht ansehnliche Massen von Knochen dieses Tieres aus den süddeutschen Höhlen herausgeschafft worden. Sie rühren sämtlich von der gejagten und dann in der primitiven Menschenwohnung zerlegten und genossenen Beute her. Um das leckere Mark aus den Knochen zu saugen, schlug der Troglodyte mit dem zum Hackbeil umgestalteten Unterkiefer des Tieres selbst, Löcher in das Beinstück. Dieses wurde am Feuer erwärmt und im flüssigen Zustande aus der Röhre gesogen. Aehnlich verfahren die Eskimos noch heute.

Es erscheint ziemlich wahrscheinlich, daß der Höhlenbär, welcher mit schwächeren natürlichen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln versehen war wie seine jetzt noch lebenden Vettern, vom Menschen vollständig ausgerottet worden ist. Das Erlegen des Tieres blieb aber gewiß immer für den so unvollkommen bewaffneten Troglodyten ein hartes Stück Arbeit, und wir dürfen wohl annehmen, daß die Jagd in der Weise sich vollzog, daß Meister Petz erst in einer Grube gefangen ward, ehe man ihn durch wohl gezielte Steinwürfe vom Leben zum Tode brachte. Aehnlich erging es den Dickhäutern und dem Höhlenlöwen, obgleich diese Bestien noch ungleich schwieriger zu erlegen waren als der Bär.

„Die Erinnerung an das, was der Bär dem ersten Menschen einst war, lebt noch fort in der Mythe und Tradition. Verschwunden von der Erde, ist der „große Bär“ als Gestirn an den Himmel versetzt, nachdem zuvor die altgermanische Mythe ihm göttliche Ehre zugedacht und dem Gott Thôr selbst Beinamen, wie Osbeorn und Osbiörn gegeben hatte. Ja weit herein in die christliche Zeit greift der Kultus des Bären, der noch im 12. Jahrhundert in öffentlicher Prozession durch den Dompropst in Halberstadt umhergeführt wurde und dem zu Ehren die Stiftungen von Mainz, Straßburg und anderen Orten das „Bärenbrot“ verabreichten. Wie aber alle heidnischen Sitten und Bräuche durch die christlichen Anschauungen des Mittelalters anrüchig

[1]) Dieser stattliche, selbst den fürchterlichen grauen Bären Nordamerikas an Größe übertreffende Bär mißt ausgewachsen 10 Fuß im Skelet, am Kopfe ragt die Stirn hoch über die Nase und Schnauze hinauf, das Gebiß besteht aus 30 kräftigen, warzigen Zähnen . . . Alle Gieder erbreitern sich gleich dem Kopfe, Brust, Becken und Tatzen, letztere zeigen namentlich auch eine vom lebenden Bären abweichende Stellung des Daumens, die das Tier ganz besonders zum Klettern befähigte. (**Dr.** O. Fraas, a. a. O. II.)

gemacht wurden, so erging es auch dem dem Heidengott geheiligten Tiere, was die Worte „Bärenhäuter" oder „auf der Bärenhaut liegend" zur Genüge beweisen."

Als der Mensch das Renntier zu jagen vermochte, stand er sicherlich auf einer höheren Kulturstufe als zu der Zeit, da er im Somme-Thal die Feuersteinknollen mühsam spaltete. Dies geht aus der Bearbeitung der Renntierknochen selbst hervor. Der sorgfältig durch Schaben von seinen Unebenheiten befreite Schädel, an dem etwa auch das Hinterhauptloch verstopft worden, diente als ein immerhin ziemlich handlicher Schöpfnapf, die Geweihstücke mußten sich die Umwandlung in Nadeln gefallen lassen.

„Es liegen Geweihstücke vor von einem halben Meter Länge, in welche der Länge nach zuerst rechts dann links Rinnen hineingeschnitten sind, so daß ein mittlerer Kern stehen blieb. Dieser Kern wurde nun, so lange er noch unten festsaß, rund geschabt nnd die Nadel am Stück fertig gemacht bis auf die schmale Verbindungsstelle, welche dieselbe mit dem Stück verband. Zuletzt wurde auch dieser schmale Streifen durchgesägt und das Instrument vollends mit der Hand geglättet. Oehre in den Nadeln finden sich in den deutschen Höhlen noch nicht, doch wird daraus der Schluß nicht gezogen werden dürfen, daß sich unsere Höhlenmenschen noch nicht auf der Stufe des Fortschritts befunden haben, wie die französischen Höhlenmenschen. Galt es doch überhaupt nur ein Loch ins Fell zu stechen und dann mit Riemen hindurchzufahren." (Dr. O. Fraas. a. a. O. 16.)

Andere Geweihstücke und Knochenteile wurden zu einer Art von Harpunen zugeschnitzt, ebenso wie das Roß, das seinem Aeußern nach wohl dem ungezähmten kleinen Steppenpferde glich, seine Zähne leihen mußte, um einen Schmuckgegenstand zu schaffen. Dennoch ist dies noch nicht einmal der primitivste Beweis uralter menschlicher Eitelkeit. In den Kieslagern von St. Acheut finden sich Versteinerungen aus Kreide, die in der Mitte ein Loch haben und gewiß ähnlich einer Perlenschnur den Hals unserer ältesten Vorfahren zierten. Zu Grenelle entdeckte man ähnliche Steine, über deren künstlich geschaffene Durchbohrungen kein Zweifel herrscht. Sogar musikalische Instrumente scheinen die süddeutschen Höhlenbewohner besessen zu haben, indem sie die Flügelknochen des auf seinen Brutplätzen erlegten Schwanes

(der wie die wilde Gans und die Ente damals noch in Süddeutschland vorkam) glatt abschnitten, um pfeifende Töne aus der marklosen Höhlung entlocken zu können.

Und bis zur Kunst gelangte der Mensch bereits in dieser weit entlegenen Zeit, welche wir uns in Hinsicht auf die schlimmen klimatischen Verhältnisse und bei dem erzwungenen Aufenthalt in dunkeln, gewiß nicht immer völlig trockenen Höhlen als eine recht trübselige Periode der Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechtes vorstellen müssen.

In einer der ältesten Wohnstätten, in der Höhle von Aurignac (Dep. Haute-Garonne)[1], fand sich der Versuch eines Zeitgenossen des Höhlenbären, einem Zahn dieses Tieres die Gestalt eines Vogelkopfes zu geben. In der so sehr berühmt gewordenen Höhle von Cro-Magnon (bei Limoges), deren Kulturgeschichte etwa gleichzeitig mit jener von Aurignac sich bildete, lagen neben menschlichen Skeletten mehrere hundert Stück von durchbohrten Meermuscheln, welche ohne Zweifel als Schmuck jener Toten dienten. In anderen Höhlen, welche vielleicht etwas später noch bewohnt wurden, fanden sich sogar eine Art von Basreliefs, die deutlich die menschliche Gestalt zeigen. Zeichnungen, welche in vollendeter Naturtreue das Renntier schildern und mit der Knochennadel auf Knochenstücken eingeritzt wurden, sind nicht allzu selten gefunden worden — z. B. in dem bei Thayngen im Kt. Schaffhausen gelegenen sogenannten Kesslerloche. Vom Höhlenbären existiert eine Abbildung aus der Urzeit auf der in der Höhle von Massat bei Eyzie's gefundenen Schieferplatte, ebenso besitzt man die Darstellung eines wirklichen Mammuts auf einer von dem Stoßzahn des Tieres herrührenden Elfenbeinplatte.

„Diese Reliquie der Urzeit wurde im Mai 1856 von Lartet auf der Station Madelaine, auf dem rechten Ufer der Vezère . . . gefunden. Der an Hals, Stirn und Brust stark behaarte Elephant ist nicht in seiner ganzen Länge nach im Profil in schreitender Stellung kenntlich. Anfangs wußte man nicht recht, was man aus einem Haarbüschel und einigen Beinen machen sollte, welche links von der

[1] Im Jahre 1852 entdeckte ein Arbeiter 14 menschliche Skelette in der Höhle. Der Maire des Ortes, ein Dr. med. (!) Amiel ließ diese jedoch heimlich verscharren, weil er für den guten Ruf (!) der Gemeinde fürchtete. Als der Forscher Lartet 1860 dort erschien, konnte er es doch nicht herausbringen, wo die Knochen beigesetzt wurden. So ist der Wissenschaft ein jedenfalls unersetzlicher Verlust entstanden.

Profillinie der Stirne sich zeigen. Abermalige genaue Untersuchungen der Stücke haben endlich darauf geführt, hierin das Auge und die Stirnlinie mit dem Rüsselbehang eines zweiten Elephanten erkennen zu lassen, der dicht an den ersten gedrängt schreitet. Einige Linien auf dem Schenkel lassen einen dritten Elephanten vermuthen. Die Zeichnung selbst ist frei, kühn und sicher, die schreitende Stellung charakteristisch, namentlich für den Elephanten, welcher die Beine derselben Seite zugleich aufhebt.“ (F. Sigismund: Untergegangene Welten. 427/428.)

Aus dem Zeitalter der geglätteten Steinwerkzeuge sind bereits Werkstätten bekannt geworden (z. B. zu Grand-Pressigny, Dep. Indre et Loire, bei Mentone, bei Mons in Belgien u. s. f.), in denen Waffen und Geräte mit regelrechter Arbeitsteilung angefertigt wurden. Da sich derlei Erzeugnisse häufig genug an weit von ihrem Ursprungsort entfernten Stätten finden, so ist eine Art von Handel und Gewerbefleiß in jener Periode wohl denkbar.

So hoch jedoch (verhältnismäßig) die damaligen Europäer standen, so fröhnten sie doch dem schlimmsten Kannibalismus; sie waren Menschenfresser, nicht aus Not, sondern aus Geschmacksverirrung.

„Im Jahre 1842 stieß der Prof. Dr. Spring, ein geborener Deutscher, der aber an der belgischen Universität Lüttich lehrte, in der Höhle von Chauvaux zwischen Namur und Dinant auf fossile Knochen von Menschen und Tieren bunt durcheinander gemischt und durch die Stalagmitenmasse fest miteinander verkettet. . . . . Aber neben den Tierknochen sind auch Menschenknochen gefunden worden, und die Menge derselben ist größer als die der anderen. Von diesen Knochen lag eine bedeutende Anzahl bei dem Herde, auf welchem man Stücke von Ochsen, Hirschen, wilden Schweinen ꝛc. gebraten hatte. Wie die Tierknochen waren auch die Menschenknochen geröstet, und ebenso waren auch die Markknochen beiderlei Art gespalten. Diese Wahrnehmungen mußten bei Spring Vermutungen abscheulichster Art erregen. Er untersuchte daher die sämtlichen Reste Stück für Stück auf das genaueste. Groß aber war sein Erstaunen, als er unter diesen Knochen auch nicht einen einzigen fand, der von einem Manne in seinem kräftigsten Alter oder von einer alten Frau herrührt; alle gehörten jungen Frauen an oder

überhaupt jugendlichen Individuen und Kindern. Die Höhlenbewohner von Chauvaux waren also Menschenfresser. . . . . Die Menschenfresser von Chauvaux gehörten einer Rasse an, die sehr verschieden war von denen, die heute das mittlere und westliche Europa bewohnen. Es war eine Rasse von kleinem Wuchse, wie man nach den Dimensionen der Schenkelknochen und Schienbeine beurteilen kann. Die Menschen waren ungefähr $1^1/_2$ m hoch, also ziemlich von der Statur der Lappen und Eskimos. Der Schädel hatte nur einen geringen Umfang, er war kurz oder brachykephal, wie man heute sagt, mit fliehender Stirn, abgeplatteten Schläfen, breiten Nasenlöchern, vorstehenden Kinnbacken, schiefen Zähnen. . . . . Wenn auch Spring's Ansichten über die Funde in der Höhle von Chauvaux großen Widerspruch fanden, so wurden später doch weitere Beweise dafür geliefert. Solche brachte z. B. Garrigou in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften am 24. Januar 1870. In einer Höhle bei Montesquieu-Avantes (Arriège) fand man unter Stalagmiten eine uralte Herdstelle und darauf Knochen von Wiederkäuern mit Menschenknochen untermischt. Alle waren durch ein eingesetztes Instrument zerspalten und waren die feinen Spuren eines messerartigen Gerätes noch deutlich wahrzunehmen. Einige dieser Knochen waren halb verkohlt. Die Menschenknochen bestanden aus Schädel-, Schienbein-, Oberarm-, Vorderarmknochen u. s. f. Die Markhöhlen erschienen, als wären sie beim Herausnehmen des leckeren Inhaltes erweitert worden. Wie gesagt, die Knochen der Wiederkäuer waren genau so gespalten, wie die Menschenknochen, und daraus schließt Garrigon, daß die Menschen in dem Zeitalter der geglätteten Steingeräte in dieser Höhle kannibalische Feste gefeiert hätten . . . . Der Kannibalismus scheint überhaupt in der vorgeschichtlichen Zeit in Europa weit mehr verbreitet gewesen zu sein, als man anfangs glaubte. Man hat Spuren davon auch in den Höhlen Italiens gefunden, und ebenso liefern auch die Muschelhügel Dänemarks die unzweifelhaftesten Beweise. Auch in Schottland hat man Menschenschädel mit Steingeräten und Topfscherben gefunden und zugleich auch Kinderknochen, an denen Owen deutlich die Spuren von Menschenzähnen erkannt haben will. — Auch auf Deutschlands Boden haben in der vorhistorischen Zeit Menschenfresser gewohnt. So bemerkt z. B. v. Dücker

bei Besprechung der Totenurnen des sehr reichhaltigen und sehenswerten Stralsunder Museums: „Die menschlichen Reste stimmen mit denen überein, welche ich in gleichartigen Urnen bei Saarow unweit Fürstenwalde, sowie bei Königswalde und Schönow, im Kreise Sternberg, gefunden habe. Die Urnen enthalten nicht die Asche, wie meistens erzählt wird, sondern scharfkantige zerschlagene Knochensplitter, die zwar meistens die Einwirkung der Wärme durch eine eigentümliche Zerberstung erkennen lassen, dagegen aber selten das Ansehen des eigentümlichen Verbranntseins zeigen. Die Knochenreste stammen sehr häufig von Kindern oder doch von jugendlichen Individuen her und zeigen durchweg auffallend kleine Dimensionen. Die gute Erhaltung der Knochen, die scharfkantige Form und namentlich der Umstand, daß alle Röhrenknochen sind, haben mich auf den Gedanken gebracht, daß unsere Vorfahren die Leichen, mochten diese von Kriegszügen oder von Opfern oder von sonstigen Mordthaten herrühren, nicht eigentlich verbrannt, sondern vielmehr gebraten, abgenagt und dann die Knochenreste in Urnen bestattet haben.“ (F. Siegmund a. a. O. 436—438.)

Uebrigens sind auch noch aus geschichtlicher Zeit Menschenfresser auf europäischem Boden angetroffen worden, und wenn wir dem alten Geographen Strabo glauben können, so waren selbst die alten Irländer echte Kannibalen.

Leidenschaft, religiöser Wahn und finsterster Aberglauben lassen ja auch heute hin nnd wieder einzelne Individuen, das von jenen Wilden gegebene scheußliche Beispiel nachahmen. Ja, die Ethnographen berechnen, daß unter den Naturvölkern etwa 2 Millionen Menschen sich dem Genusse des Fleisches von ihresgleichen hingeben. Aus dem dreißigjährigen Kriege (1618—1648) endlich sind glaubwürdige Nachrichten überliefert, daß aus Not verschiedene Male der Kannibalismus in Deutschland wieder auflebte!

Die Funde aus den dänischen Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger).

Von dem Kjökkenmöddinger erzählt Lubbock u. a. Folgendes: „Einer der bedeutendsten und anziehendsten unter den bis jetzt untersuchten Schalenhaufen, liegt unfern der Küste bei Grinoa im nordöstlichen Jütland in einem prächtigen Buchenwalde, welchen man Aigt oder Aglskov nennt. Er ist im Mittelpunkt ungefähr 3 m dick, aber die Dicke nimmt nach allen Seiten hin ab, und es umgeben ihn kleinere Haufen von ähnlicher Beschaffenheit. Eine dünne Erdschichte,

auf welcher Bäume wachsen, bedeckt ihn. Ein charakteristischer Durchschnitt eines solchen Kjökkenmödding setzt jeden in Erstaunen, der ihn zum ersten Male sieht, und es ist schwer, mit Worten das Bild zu beschreiben, welches sich da bietet. Die ganze Anhäufung besteht aus Schalen, und zwar herrschen bei Meilgaard die der Austern vor; da und dort sieht man einige Knochen, seltener Steinwerkzeuge oder Topftrümmer. Ausgenommen den Grund und die Oberfläche, ist von Kiesel und Sand nichts zu sehen; der ganze Haufen enthält also nur Kulturreste."

Die Menschheit, welche diese Haufen ursprünglich erzeugte, lebte noch in der Steinzeit zusammen mit Meer- und Landtieren, die seitdem zum Teil an den Ufern und in den Fluthen der Ostsee ausgestorben sind. Das baltische Meer selbst zeigte damals einen weit größeren Salzgehalt; denn sonst hätte in ihm die Auster nicht leben können. Es bildete demnach jedenfalls einen wesentlich offeneren Teil des Ozeans als heute.

Der Mensch, der die Kjökkenmödding-Haufen errichtete, besaß übrigens einen tierischen Gefährten, den der Höhlenbewohner noch nicht kannte — den Hund. Aber er war gefräßig genug, um seinen treuen Freund nicht allzu selten ebenfalls zu verspeisen.

Die Funde aus den nordischen Torfmooren.

Die in den skandinavischen Ländern vorkommenden Torfmoore sind nicht nur in geologischer und pflanzengeographischer Hinsicht sehr wichtige Studiengebiete geworden, sondern sie enthalten auch ein ungeheures Material für die Kulturgeschichte der späteren Steinzeit. Unzählige Scherben von Thongeräten, die mit mannigfaltigen Verzierungen und sogar mit Henkeln ausgestattet sind, Steinbeile, welche in hirschhörnerner Scheide stecken, die durchlocht den Stiel trägt ꝛc. Das alles deutet darauf hin, daß die Verfertiger der Stücke eine gewisse technische Vollkommenheit besaßen. Ob das Volk aber feste Wohnsitze gegründet hatte, ist sehr fraglich und auch unwahrscheinlich. Dennoch ist es gewiß, daß in der neolithischen Periode bereits wirkliche Niederlassungen bestanden. Es waren dies die zuerst in den Schweizer Seen, dann aber auch in den anderen europäischen stehenden Gewässern aufgefundenen Pfahlbauten, welche die reichste Ausbeute für das Studium der Kultur in vorge-

schichtlicher Zeit geliefert haben und zu den allgemein bekannten Erscheinungen derselben gehören.

Die Pfahlbauten.

Bei Dämmungsarbeiten, welche zwischen Obermeilen und Zollikon am Zürcher See im Winter 1853 auf 54 bei sehr niedrigem Wasserstande ausgeführt wurden, förderte man aus dem Uferschlamm eine gute Zahl von großen Hirschgeweihen und beinernen Geräten zu Tage, während die Baggerschaufeln zugleich auf uralte morsche Pfähle stießen, wie sie den Fischern längst wohl bekannt gewesen waren. Der Lehrer von Obermeilen, Aeppli, ein Mann, der sich viel mit Altertumsforschung beschäftigte, sammelte die gefundenen Gegenstände und übermittelte sie dem Vorsitzenden der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, dem gelehrten Dr. Ferdinand Keller. Dieser erkannte sogleich die Wichtigkeit der Sache, und seiner unermüdlichen Thätigkeit verdankt die Wissenschaft „die Entdeckung einer ganz neuen unbekannten Welt — eine so glänzende geistige Eroberung, wie sie die Geschichte der Wissenschaften nur selten bietet.“ [1])

In der allgemeinen Kultur war mit dem Augenblicke, da der Mensch die Höhlen verließ, um seinen ständigen Wohnsitz im Pfahldorfe zu nehmen, eine durchgreifende Veränderung vorgegangen. Nach dem Jäger, der allein auf den Fleischgenuß und höchstens auf die bitteren Moose und Waldbeeren zur Beinahrung angewiesen erschien, trat nun der Ackerbauer und Viehzüchter auf, welcher seine Kost aus pflanzlichen und tierischen Stoffen zusammen setzte. Bereits seßhaft, im Besitze eines schätzbaren Eigentums, zu Sippen wie in Gemeinden vereint, kannte der Pfahlbauer auch eine Art von staatlicher Rechtsauffassung. Der Pfahlbauer lebte nicht mehr aus der Hand in den Mund, die Jagd war für ihn keineswegs die hauptsächlichste Beschäftigung, sondern er zeigte seine Betriebsamkeit als wackerer Landwirt, als Fischer und selbst als Handwerker wie ~~als~~ Tauschhändler. [2])

---

1) Heute kennt man über 200 solcher Pfahlbautendörfer in der Schweiz. Sie liegen am Zürcher-, am Neuenburger-, Bieler-, Genfer-, Murten-, Sempacher-, Pfaffikoner-, und selbst an den flacheren Uferstellen des Zuger- wie des Vierwaldstättersees. Ferner wurden sie in den Torfmooren, die einst Wasserbecken waren, und welche überall wahre Museen der vorgeschichtlichen Zeit darstellen, in größerer Zahl nachgewiesen. So besonders bei Robenhausen im Kt. Zürich und bei Wauwil im Kt. Luzern.

2) Daß Pfahlbaudörfer noch in geschichtlicher Zeit in Europa vorkamen, beweist eine Stelle in der Geschichte des alten Herodot, der noch vor der Periode der Perserkriege, also vor etwa 2400 Jahren ein solches Gemeinwesen im heutigen Macedonien besuchte und schilderte. Seine Beschreibung deckt sich vollständig mit den Erfahrungen, welche die Forscher in den schweizerischen Pfahlbauanlagen gemacht haben.

Die schweizerischen Pfahlbauten gehören durchaus nicht alle der nämlichen Periode an. Aus den gemachten Fundstücken ergiebt sich vielmehr mit aller Deutlichkeit, daß die ältesten Anlagen der jüngeren Steinzeit, die folgenden der Bronce-, die letzten sogar der Eisen-Periode zuzuteilen sind. Wann dagegen die Ansiedelungen errichtet, wann sie zerstört wurden, darüber haben wir keine sicheren Anhaltspunkte zur chronologischen Bestimmung. Auf Grund der Torfbildung jedoch, welche geologisch zu berechnen möglich ist, läßt sich wenigstens sagen, daß der Pfahlbau von Robenhausen z. B. durch drei Jahrhunderte schon bewohnt war, ehe er einem zerstörendem Feuer zum Opfer fiel.

Ueber die Anlage der Pfahlbauten sagt F. Sigismund a. a. O. 445 Folgendes: „Die Pfähle bei Obermeilen stammten von Eichen, Buchen, Birken und Tannen, sie hatten im Durchschnitte eine Stärke von 12 cm . . . . Einige waren 2—3 m lang, bei anderen hatte man in einer Tiefe von 4 m noch nicht das Ende erreicht. Die Pfähle standen durchschnittlich 40 cm von einander, und die durch sie gebildeten Reihen liefen parallel mit dem Ufer und in ziemlich geraden Linien sowohl dem See entlang als seeeinwärts. Um das Einrammen zu erleichtern, sind die Enden entweder durch Behauen oder durch das bequemere Mittel des Anbrennens zugespitzt worden, das Behauen war nicht durch metallene, sondern durch Steinbeile geschehen. Solcher Steinbeile und Steinmeisel wurden denn auch bei Meilen eine auffallend große Zahl zu Tage gefördert. . . . Je nach der Größe der Ansiedelungen ist die Zahl der eingetriebenen Pfähle eine sehr verschiedene. Bei Wangen z. B. fand man 30000 bis 40000 Pfähle, die ein längliches Rechteck von 700 Schritt Länge und 120 Schritt Breite bildeten. . . . Wo der Grund ein felsiger war und man die Pfähle nicht tief einrammen konnte, suchte man ihnen dadurch die gehörige Festigkeit zu geben, daß man zwischen dieselben und um sie herum Steine aufschüttete. Man sammelte die Steine am Ufer und führte sie mittels Piroguen oder Einbäume an den zu einer Niederlassung bestimmten Platz. In der Nähe der Peterinsel im Bieler See liegt noch heute ein solcher Kahn, der mit Kieselsteinen angefüllt, also mit seiner Ladung untergegangen ist.

Der Packwerkbau zu Wauwyl zeichnet sich durch eine

eigentümliche Konstruktion aus. Hier waren zwischen den senkrecht eingerammten Pfählen Querhölzer in horizontaler Lage aufgeschichtet, die mit Lagen von Zweigen und Lehm abwechselten. . . . Zwischen den reinen Pfahl- und diesen Packwerkbauten stehen die Ansiedlungen, deren Pfähle in einfache Aufschüttungen oder „Steinberge“ gesenkt sind, und von denen es in manchen Fällen nicht unwahrscheinlich ist, daß die Aufschüttung nachträglich geschah, um einen schwankend gewordenen Bau neu zu befestigen. . . . Handelte es sich um die Aufrichtung einer ganzen Niederlassung so ging man dabei sehr systematisch zu Werke. . . . Waren einige Reihen der Pfähle eingetrieben, so verband man diese mit einander, um das Eintreiben der weiteren Pfähle wesentlich zu erleichtern. . . . Die Verbindung des Pfahlwerkes stellte man dadurch her, daß man starke Aeste oder ganze Stämme, die nicht weiter behauen waren, oder plumpe Bohlen, die man dadurch erhielt, daß man die Stämme mittelst Keilen spaltete, neben einander legte. Um den Zusammenhang zu befestigen, vereinigte man die stärksten Stämme mittelst Pflöcken. . . War der Unterbau vollendet, so machte man sich an das Aufrichten der Hütte selbst. Die Hauptpfeiler derselben ruhten im Seegrunde, um dem Ganzen die nötige Festigkeit zu geben. Die Hütte, die ehemals auf dem Pfahlroste stand, hat sich nirgends erhalten, wohl aber hat man bei einigen Bauten den Fußboden fast unversehrt gefunden. Die Hütte bildete an einigen Orten ein längliches Rechteck von 9 m Länge bei 5 m Breite. Die Wände bestanden aus senkrecht gestellten Stangen, die mit Ruten durchflochten waren. Verschiedene Funde von Lehmklumpen deuten augenscheinlich darauf hin, daß dieses Flechtwerk auf der Innen- und Außenseite mit einer 5 bis 7 cm dicken Lehmschichte bedeckt war, um Wind und Regen abzuhalten. Ein Bohlenbeschlag mag die Giebelwände gesichert haben. Das Dach ruhte auf Pfählen. Es war mit Stroh, Binsen, Baumrinde oder Reisern gedeckt, wie die sehr zahlreichen Funde bei Wangen und Robenhausen bekunden. Der innere Raum scheint ein einfaches großes Gemach dargestellt zu haben, über dem sich vielleicht ein Giebelboden befand. In der Mitte der Hütte, oder wie bei Wauwil in einer Ecke, befand sich der aus rohen Sandsteinplatten verfertigte Herd. Eine Einteilung in kleinere Gemächer und Verschläge scheint in

jener fernen Zeit noch nicht gebräuchlich gewesen zu sein. Nur bei Wauwil läßt sich eine Einteilung des ziemlich großen Wohnraumes erkennen. Von Fenstern kann in jener Zeit keine Rede sein, aber wahrscheinlich waren sie durch Oeffnungen ersetzt; denn wenn man bedenkt, daß schon damals, wie noch heute in der Schweiz, der Webstuhl fast in jeder Hütte thätig war, so mußten sicher auch Licht und Luft im Innern derselben vorhanden sein. Wahrscheinlich befand sich auch im Dache eine Oeffnung, um den Rauch herauszulassen."

Unter den auf uns gekommenen Erzeugnissen der Kunstfertigkeit der Pfahlbauer nehmen die Waffen den ersten Rang hinsichtlich ihrer Menge ein; ihnen schließen sich an die verschiedensten Töpferwaren und die Produkte der Weberei, der Gerberei, des Ackerbaus, der Viehzucht und endlich der Metallbearbeitung. Die Pfahlbauten der deutschen Schweiz enthalten übrigens weniger Geräte, die aus Bronce oder Eisen gefertigt wurden. Sie finden sich vorzugsweise in den Ansiedelungen, welche im Murtener-, Bieler- und Neuenburgersee errichtet worden waren, welche denn auch eine ganz erhebliche Steigerung der Kulturentwickelung verraten. Eiserne Waffen und Geräte, Glasringe, Perlen aus Glas und Stangenwürfel aus Knochen fanden sich vorzugsweise in dem Pfahlbau La Tène am nördlichen Ende des Neuenburgersees.

In der Broncezeit entstanden auch die ersten industriellen Anlagen — z. B. die Gießerwerkstätten in Wülflingen und Veltheim im Kt. Zürich — denn es war natürlich, daß die Bearbeitung der Metalle nur von verhältnismäßig Wenigen durchgeführt werden konnte. Derartige Spuren uralten Gewerbefleißes und eines damit zusammenhängenden, räumlich sogar sehr ausgedehnten Handelsverkehres läßt sich auch hier für das jüngere Steinzeitalter nachweisen. [1])

Die freilich nur höchst langsam vor sich gehende Verwendung der Metalle zur Erzeugung von Waffen und Geräten gewährte dem Pfahlbauer die Mittel, sich mehr und

[1]) „Trotzdem sich in der nächsten Umgebung von Meilen die größte Mannigfaltigkeit von Gesteinen darbietet, fand man nicht wenig Keile aus einem Material — Diallag, Gabbro, Hornblende — das unter den Geschieben in der Nähe nicht vorkommt, also aus der Ferne, aus den Gebirgen von Süd-Frankreich geholt worden ist. Ja, der Beilstein von Nephrit kommt in Europa gar nicht vor, er stammt aus Asien." (F. Sigismund, a. a. O. S. 445).

mehr den agrikolen Betrieben zuzuwenden. Die dichten Wälder längs der Seeufer wurden nach und nach gereutet und an die Stelle der häufig durch Feuersbrünste unter dem Odem des rasenden Föhnwindes zerstörten Pfahldörfer traten nach und nach die Landansiedelungen, welche wiederum den Ausgangspunkt bildeten für manchen heute in höchster Blüte stehenden Wohnort.

Die Felder wurden mit der kleinen sechszeiligen Gerste bestellt, oder es wuchs auf ihnen der kleine Pfahlbauweizen; auch Hafer, Hirse und sonderbarer Weise selbst der egyptische Weizen waren bekannt und beliebt. Das Brot bereitete man aus Hirsenmehl, dem einige Weizen- und Leinsamenkörner beigefügt wurden. Das Mosten von Obst lieferte gute Getränke, ja, es erscheint nicht ausgeschlossen, daß aus der Gerste ein Bier gebraut ward. Ziemlich häufig kamen Gemüsepflanzen vor, so besonders der Pastinak, die Möhre und die Erbse; die Beeren aus den Wäldern dienten als Zuspeise, Oel mag aus Buchnüssen wie aus dem Gartenmohn gepreßt worden sein.[2])

Mehr und mehr gewann auch der Bewohner der Pfahlbauten ein Eigentum an Haustieren. Der wilde Urochs wandelte sich in die älteste bekannte Rasse des Hausrindes (Primigenius) um; die kleinere, ebenfalls vorkommende Brachycerosrasse scheint aus Afrika in unsere Gegenden verpflanzt worden zu sein. Das nämliche gilt für den Hund und das Schwein. In jüngeren Ansiedelungen finden sich Reste von gezähmten Pferden, von Ziegen und Schafen. Dagegen fehlen gänzlich der Esel, die Katze und alles Hausgeflügel.

Ueber die Rasse des Pfahlbauvolkes haben wir jedoch eine Gewißheit bisher nicht gewonnen. Die menschlichen Skelettreste, welche den Ansiedelungen entstammen, zeigen keinerlei Merkmale, die sie scharf von denen der heute am gleichen Orte wohnenden Menschen unterscheiden. Die Spärlichkeit der betreffenden Funde läßt uns nur mit Sicherheit erkennen, daß die Pfahlbauer ihre Toten am Lande bestatteten, und wir es höchstens mit Ertrunkenen oder sonst

---

1) Heer nimmt an, daß die Pfahlbauer alle ihre Getreidearten durch die Vermittlung der Mittelmeerländer aus Egypten erhielten. Während jedoch die wild wachsenden Pflanzen seitdem keine Veränderungen erfuhren, lassen sich diese bei den kultivierten nachweisen. Sie wurden verdrängt, sobald der Mensch ertragsfähigere Sorten gewann — ein Beweis, daß auch die Kultur den großen Umbildungsprozeß der Natur beeinflußt. — Näheres über die „Küche des Pfahlbauers" in des Verfassers „Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz." Zürich (Th. Schröter) 1895.

Verunglückten zu thun haben. Wollen wir dagegen annehmen, daß die im vierten und dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aus den Alpen nach Italien hinuntersteigenden Gäsaten („Krieger", „Lanzenknechte") Nachkommen der Pfahlbauer gewesen sind, so haben wir es unzweifelhaft mit Kelten zu thun.

Dolmen (Menhirs, Cromlechs).

Die Dolmen (Daul: Tisch), Menhirs (Maen: Stein; hir: lang) und Cromlechs (Crom: Kreis; lech: steinern) sind am ehesten als vorgeschichtliche Denkmale anzusehen, deren Entstehung auf die verschiedensten Gründe zurück geführt werden kann. Die Dolmen sind gewaltige Steine, die wie Tischbeine aufgerichtet eine entsprechende Felsplatte tragen und nicht selten geradezu als Gräber — wohl für mächtige Häuptlinge — dienten. Derartige riesenhafte Bauten finden sich im westlichen Frankreich, in dem südwestlichen Belgien, in Norddeutschland, in Irland und auf den dänischen Inseln, auf Morea, in den Küstenlandschaften der iberischen Halbinsel, in Nordafrika und sogar in Indien, wo sie in Ostbengalen von den wenig zivilisierten Khassias noch heute erstellt werden sollen.

Zu den Dolmen gehören ferner die Menhirs und die Cromlechs. Die Menhirs (auch Bantosteine genannt) sind große rohe Steinblöcke, die senkrecht im Boden stehen, einzeln oder reihenweise. Sie sind das „Urbild der Obelisken" und ganz sicher eine Art von Erinnerungszeichen für religiöse Dinge, wenn sie nicht zum Andenken an Personen errichtet wurden. Stehen die Menhirs in Kreise geordnet bei einander, so heißen sie Cromlechs. Solche Steinzirkel finden sich auch wohl um Dolmen herum angelegt. Ja, sie kommen sogar in Gruppen zu mehreren Hunderten vor und manche ihrer Erklärer wollen darin dann uralte Wallfahrtsplätze (!) sehen. Auf der Insel Guernsey im englischen Kanal findet sich eine derartige Anlage, von welcher aus man eine großartige Fernsicht auf das Meer genießt. Der Cromlech von Stoneheuge (soviel wie „Steinfeld" im angelsächsischen) in England bildet einen doppelten Steinkreis (von etwa 30 und 28 m Durchmesser), dessen größte roh behauene Stücke bis zu 6 m aufragen und bei 450 metrischen Zentnern wiegen mögen. Im Mittelpunkte der Anlage stehen zehn Steine zu einem Oval geordnet bei einander. Die nächste Umgebung des Ortes ist mit Gräbern überdeckt; es liegt

demnach die Vermutung nahe, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit religiöse Versammlungen stattfanden. Man spricht denn auch geradezu von einer Art von Sonnentempel.

Es gehörte eine ungewöhnliche technische Geschicklichkeit und das Massenaufgebot von Arbeitskräften dazu, um diese stummen Zeugen der Schaffensfreude eines uns unbekannten Volkes zu errichten. Leicht erklärlich ist es, das auch die nachfolgenden Bewohner der mit solchen eigenartigen Denkmälern gezierten Gegenden, eine abergläubische Scheu vor den „Heiden-" oder „Galgensteinen" bewahrten. Die christliche Priesterschaft gab sich zuerst gewaltige Mühe die volkstümliche Verehrung vor den Dolmen 2c. auszurotten; die Konzile in Toledo (681 und 692) beehrten sie z. B. mit schrecklichen Bannflüchen. Als das nichts nützte, nahm man sie für die Zwecke der Religion in Beschlag; in der spanischen Provinz Viscaya wurde u. a. ein uralter Dolmen zur wohl eingerichteten Michaelskapelle umgestaltet.

Hünengräber.

Weitere Begräbnisstätten, die jedoch jüngeren Datums sind als die Dolmen, stellen die in ganz Europa vorkommenden „Hühnengräber" (Tumuli) dar, von denen die Volkssage wissen will, daß in ihnen wider die Götter streitende Riesen die letzte Ruhe fanden. Die Tumuli sind entweder einfache aber mehrere Meter hohe Grabhügel oder es wölben sich diese über Steinkammern, die sogar ganze Generationen stiller Leute aufnahmen. Auch die Hühnengräber Norddeutschlands gehören nach den wiedergefundenen Geräten, welche einst den Toten — und das waren ersichtlich angesehene Personen gewesen — auf die Wanderung ins unbekannte Land mitgegeben wurden, dem Steinzeitalter an. Im Hinblick auf die Skelette, die in den Steinkammern ruhten, läßt sich nur sagen, daß jene Menschen den Europäern der Gegenwart gewiß im Großen und Ganzen geglichen haben. Dagegen ist es nicht möglich, auf Grund der Schädelbildung sie mit Bestimmtheit einer noch lebenden Race zuzuweisen.

Das Bronce-Zeitalter.

Die Bekanntschaft des Menschen mit den Metallen wird sich anfangs gewiß nur auf diejenigen Arten derselben beschränkt haben, welche in der Natur gediegen vorkommen. Das sind vorzugsweise das Gold und das Meteoreisen.

Letzteres erscheint ja auch in den Sagen vieler Völker, die von dem vom Himmel gefallenen Geschenke der guten

Götter an die Sterblichen reden. Im Allgemeinen nimmt man an, daß Gold und Meteoreisen zur Herstellung kleiner Schmuck- und Gebrauchsgegenstände (Fischereiwerkzeuge) früher benutzt ward als die Mischung aus Kupfer und Zinn, die echte Bronce. In Amerika kannte das rätselhafte Urvolk der „Berg-Erbauer" (Mount-builders) das reine Kupfer vor der Bronce, doch ward dasselbe nicht durch Guß in seine Formen gebracht, sondern gehämmert.

Der Aufschwung der allgemeinen Kultur der Menschheit seit Einführung der Metalle in ihren Haushalt ist ein wahrhaft überraschender, um so überraschender, als er für unsere noch wenig geschärften Forscheraugen fast plötzlich vor sich zu gehen scheint. So tritt mit einem Male bei der Erzeugung der verschiedensten Gegenstände — vom Kochtopfe bis zu den Armringen — ein Kunstgewerbe auf, das derart schöne und gefällige Leistungen fördert, wie dies nur bei einem ideal hoch entwickelten Volke möglich ist. In der That müssen die Menschen in der Broncezeit ein tüchtiges Geschlecht gewesen sein, das seelisch und körperlich zu den Begünstigten gehörte. Dies nachzuweisen, ist nicht schwer; denn die große Pietät der damals Lebenden gegen ihre teuren Toten, welche sich schon darin äußert, daß diese in ausgehöhlten Bäumen und mit der größten Sorgfalt zur letzten Ruhe bestattet wurden, hat uns kostbare ethnographische Schätze überliefert.

In den siebenziger Jahre des XIX. Jahrhunderts fand man u. a. bei Aarhus in Dänemark einen „Totenbaum" (dieser Ausdruck für Sarg ist übrigens in der Schweiz noch immer gebräuchlich!), in welchem, eingehüllt in eine Tierhaut und bedeckt mit einem groben wollenen Mantel, das Skelett einer Frau ruhte, deren prächtiger Haarwuchs noch deutlich zu erkennen war. Aus den bei dem Gerippe gefundenen vielfältigen Gegenständen ließ sich nachweisen, daß man es mit einer vornehmen Person zu thun hatte, die vielleicht zu Lebzeiten Führerin eines mächtigen Stammes gewesen war. Auf die Schönheit der einst Lebenden deutete auch der prächtige, edel geformte Schädel. — Die Gräber des Broncezeitalters sind sichtlich in dem Bestreben angelegt worden, den Toten eine „ewige" Ruhe zu gönnen. Man vergleiche damit die Sitten in den modernen romanischen Ländern! — Die Sache ist zu unappetitlich, um hier aus-

führlich besprochen zu werden. Nur noch so viel! In dem Dorfe, wo der Verfasser dieses Werk schreibt, werden die Gräber nach einem Turnus von nur zehn Jahren regelmäßig wieder benutzt; die gefundenen Reste dann einfach in die Beingrube geworfen. Und angesichts solcher Zustände sträubt man sich noch aus „religiöser Pietät" gegen die Leichenverbrennung! —

Es finden sich gerade in den Gräbern aus der Broncezeit wirkliche kulturgeschichtliche Rätsel. Dahin gehören die an mehreren Orten in Mittel- und Nordeuropa zu Tage geförderten Kessel, die auf kleinen vierräderigen Wagen stehen. Wie kommen diese „ehernen Meere", welche Hebräer und Etrusker zu gottesdienstlichen Zwecken benutzten nach Norddeutschland und Schweden, und haben sie in diesen Ländern ebenfalls dem religiösen Kult gedient?

Der Fortschritt der Menschheit seit ihrer Bekanntschaft mit den Metallen äußert sich in praktischer Hinsicht vornehmlich durch die Ausgestaltung der Waffen. An die Stelle der Steinbeile treten die rechtwinkelig am Halm befestigten und mit Arabesken gezierten schlanken Aexte. Es erscheint das Klingenschwert an Stelle der sägenartigen Steinwaffe, wo (wie bei den Altmexikanern) scharfe Obsidiansplitter in ein langes schmales und gefalztes Holzbrett eingesteckt wurden. Die Lanzenspitzen aus Feuerstein verschwinden vor den Speerklingen aus Bronce, deren Länge zweckmäßig oft bis 30 und 40 cm beträgt. Für das Handgemenge fanden sich die Dolche, friedlicheren Zwecken dienten wohl die Messer, welche in den mannigfaltigsten Formen auftraten. Als Kopfschutz mag der Mensch der Steinzeit den Oberteil eines Tierhauptes getragen haben; nun gab es metallene Helme, Schilde und sogar Panzer. Immerhin sind diese Defensivwaffen verhältnismäßig selten in den Ländern nördlich der Alpen wieder aufgefunden worden. Das scheint darauf hinzudeuten, daß sie aus Italien etwa stammten und folglich zu kostbar für die „Barbaren" waren, um von ihnen allgemein benutzt werden zu können. Andererseits sahen wir schon, daß auch einheimische Gießerwerkstätten bestanden.

Je nach der technischen Vollendung der gefundenen Stücke, teilt die Wissenschaft diese der älteren oder jüngeren Broncezeit zu. Jedenfalls reichte die letztere aber schon in das Eisenzeitalter hinein.

Aelteste Nachrichten über den Gebrauch des Eisens.

Das alte Aegypten kannte, wie sich aus seinen Denkmälern ergiebt, eiserne Waffen bereits im XII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Es weisen auch manche Stellen in den Büchern Mosis und Josuas darauf hin, daß die Hebräer bei ihrem übrigens fraglichen Auszuge aus dem Nilthale (der angeblich zur Zeit des Pharao Meneptah um 1320 v. Chr. vor sich ging) eiserne Geräte ꝛc. kannten. In dem sechs bis sieben Jahrhunderte später zerstörten Ninive bestand sicherlich, wie die Funde unzweifelhaft darthun, ein hoch entwickeltes Eisengewerbe. Die Ilias, um 900 v. Chr. in Jonien entstanden, läßt die Hellenen bei der Zerstörung von Troja eiserne Waffen besitzen. Rom ist jedenfalls, von der Stadtgründung angefangen, mit dem nützlichen Metalle vertraut gewesen, das auch die Kelten vor dem zweiten punischen Kriege (218—201) und die Germanen zu Cäsars Zeit (55) längst kannten.

Die Hallstädter Gräber, in denen außerordentlich bedeutende und wichtige Funde von Waffen und Geräten aus Erz und Eisen gemacht wurden, werden, wie man des mangelnden Silbers halber vermutet, etwa ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung entstanden sein. — Vorgeschichtliche Schmelzöfen sind an verschiedenen Orten aufgefunden worden, früher hielt man solche Stätten nicht selten für kleine Vulkane. Bevor die primitiven Uröfen errichtet wurden, erzeugte man das Eisen durch Niederschmelzung seiner Roherze mit Kohlen. Da erklärt es sich leicht, daß die althellenische Dichtkunst vom „mühselig und sorgfältig bearbeiteten Metalle" spricht.

Schlußfolgerungen aus der Urgeschichte des Menschen.

Die hebräische Schöpfungsgeschichte und mit ihr überhaupt die poetische Phantasie, welche dem Menschengeschlecht innewohnt und die es nötig hat zum Ertragen der Kümmernisse des Lebens, sie erzählen uns von einem Paradiese. Noch war die Menschheit ohne Fehl und Sünde. Erst ihr Ungehorsam gegen die strengen, Adam und Eva aber unverständlichen Gebote Jehovahs, bürdete den Menschen die Arbeit um die Existenz als Strafe auf.

Die Wissenschaft von den Urzuständen lehrt uns das gerade Gegenteil. Die Menschheit wäre niemals entstanden, hätte sie nicht von Anfang an das Streben besessen, ihre Lage zu verbessern. Das konnte jedoch nur durch harte Arbeit geschehen, aber diese Arbeit mußte so lange ein Ge-

nuß bleiben, als sie dem Wohlbefinden des einzelnen zu Gute kam. Die Legende von dem „goldenen Zeitalter", in dem unsere Vorfahren lebten, ging aus zweierlei Ursachen hervor. Einmal ward sie niemals von Freien, für sich selbst Arbeitenden erfunden, sondern von Sklaven, die allen Nutzen ihrer Anstrengungen einem Herrn mühelos zufallen sahen. Dann aber bemächtigte sich die Priesterschaft der Fabel, um gestützt auf die thatsächlich berechtigte Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, von der Schuld einer entarteten Menschheit überhaupt zu sprechen, welche es nun gar nötig habe die Gebote der Vermittler ihrer Wünsche an den erzürnten Gott blindlings zu befolgen. Diese Erklärung genügt vollständig, um die Thatsache zu ermessen, daß die Theologie der auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Weltanschauung immer feindlich gegenüber steht.

Andererseits ist der Pessimismus unberechtigt, welcher erklärt, „daß der Fortschritt ein durchaus streitiger Begriff ist für jeden, der sich auf den Boden der Naturwissenschaft stellt." Es ist gar nicht abzumessen, ob, wie von dieser Seite behauptet wird, die menschliche Natur unveränderlich sei. Die nämlichen Leute, welche erklären, daß der Fortschritt für die Allgemeinheit nicht bestehe, sagen doch im selben Atemzuge, daß eine kleine Zahl von Menschen ihn bezeuge. Dies beweist aber lediglich, daß wirkliche Erziehung und Bildung selbst unter den am höchsten stehenden Völkern bisher kein Gemeingut geworden sind. Unsere späten Nachkommen werden einst unsere Periode, das Zeitalter des Stahls, mit dem nämlichen halb aus Mitleid halb aus Anerkennung zusammen gesetzten Interesse betrachten, wie wir es gegenüber den Höhlenbewohnern besitzen. Aber auch diese Nachkommen werden an weitere Fortschritte denken und sie erreichen, so lange nicht Weltkatastrophen alles Irdische zerstören, damit dann der Kreislauf der Dinge von Neuem beginne. Was nicht widerstandsfähig ist im Kampfe ums Dasein, geht zu Grunde. Dieses unerbittliche Gesetz gilt für alle ntürlichen Dinge, die kleinsten wie die allergrößten. Die relative Widerstandsfähigkeit, deren er bedarf, erwirbt aber der Mensch durch stete Ausbildung seiner vielen ererbten und anerzogenen Kräfte, und diese Ausbildung eben bezeichnen wir kurz als Fortschritt.

Dritter Abschnitt.

Die Kultur der Naturvölker.

Allgemeines.

Die noch immer nicht ganz überwundene Ansicht der Genesis, daß der Mensch der Herr der Welt sei und daß diese in allen ihren Einzelheiten nur für ihn bestehe, führt logischer Weise dazu, in allen Naturvölkern „Wilde“ ohne jedwede Kultur zu sehen. Diese selbstgefällige Täuschung hält bei näherer Betrachtung nicht vor der Wahrheit stand, daß auch die anscheinend am niedrigsten stehenden Völker, eine ihren Lebensbedingungen entsprechende Gesittung aufzuweisen vermögen. Wir wagen es nicht, unsere germanischen Vorfahren als „Wilde“ zu bezeichnen, obwohl sie den Römern als krasse Barbaren erschienen und wenngleich sie thatsächlich ungefähr auf der Höhe der Zivilisation der heute lebenden Polynesier standen. Die Kultur der Naturvölker ist aus dem Grunde auf einem verhältnismäßig niedrigen Standpunkte verblieben, weil der äußere Anstoß zu wesentlichen Fortschritten mangelte. Daß es den Rothäuten Amerikas, den Negern Afrikas wohl möglich wäre, Kulturreiche zu schaffen, zeigt uns ein kurzer Blick. In Mexiko wie in Peru fanden die ersten dort eindringenden Spanier völlig ausgebildete Staatswesen mit Einrichtungen, die teilweise sicherlich ihren Neid erregt hätten, wenn sie nicht in völliger Borniertheit nur das Reich Ferdinands des Katholischen als einen wirklichen Staat erachtet haben würden. Ueber die Neger aber wissen wir, daß sie gar mannigfache Geschicklichkeit und ein hohes Anpassungsvermögen besitzen, welche Gaben es ihnen dereinst vielleicht ermöglichen werden, in der Kulturgeschichte eine bedeutende Rolle zu spielen. Das Kindliche in jeder Form, dem wir bei den Naturvölkern begegnen, entdecken wir es nicht auch bei den Ungebildeten Europas? Man muß z. B. nur längere Zeit in Italien gelebt haben, um überzeugt zu sein, daß die allgemeine Unwissenheit eben so gut ein Ergebnis steter Mißerziehung wie

angeborener Naivität ist. So wohl wie sich jedoch der Italiener bei seinem Schlendrian, seiner Leichtgläubigkeit, seiner Liebhaberei für die althergebrachten Unsitten befindet, ebenso sehr hängt der Naturmensch an seiner Lebensführung. Der Australier verachtet den Weißen aus tiefster Seele, weil dieser hart auf seinem Grunde arbeitet, der Weiße dezimiert die Naturvölker absichtlich und unabsichtlich, weil sie ihm zumeist keinen Nutzen bringen. Dennoch wäre es ganz unmöglich, die Naturvölker durch Blutthaten zu vernichten, ebenso wenig gelingt dies eingeschleppten Seuchen, unter denen jene des „Feuerwassers“ eine hervorragende Rolle spielt. „Ein viel seltsamerer Todesengel berührt jetzt einst fröhliche und glückliche Menschenkinder, nämlich der Lebensüberdruß.“ Die Naturvölker finden ihr Leben so genußreich, daß sie sich an kein anderes mehr gewöhnen mögen. „Der Uebergang vom Jagderwerb zum strengen Ackerbau muß durch mehrere Geschlechter sich langsam vollziehen, sonst stellt sich der Rassentod ein. Wir sehen daher, daß in der neuen Welt diejenigen Eingebornen, welche schon einen höheren Kulturgrad erreicht hatten, wie die Bewohner Mexico's, Yucatans, Mittelamerika's, Ecuadors, Peru's und Chile's, nicht nur nicht aussterben, sondern daß sie jetzt nach etwa 300 Jahren in ihrer Heimat wieder zu den herrschenden Rassen werden, freilich zunächst mit einem Rückschritt ihrer Gesittung. — Wenn wir Jägerstämme mit schriftgelehrten Völkern vergleichen, sollten wir eins nie vergessen. Wir alle sind Knechte der Gesellschaft, mühsam abgerichtet von unserer Jugend auf, um den Dienst eines Rades im Räderwerke des bürgerlichen Lebens, oft genug nur den einer Spindel oder Schraube zu vollziehen. Freiheit allein genießt der Botokude, der Australier, der Eskimo. Den Verlust der natürlichen Freiheit fühlen wir nie, weil man nicht verlieren kann, was man nie besessen hat. Damit man nicht in diesen Worten den Ausbruch von Klagen um ein verlorenes Paradies im Geschmacke von Georg Forster zu vernehmen glaube, wollen wir gleich hinzusetzen, daß der Mensch der Kulturstaaten andererseits eine Freiheit genießt, um die ihn die farbigen Jäger wohl beneiden dürften, seine geistige Freiheit. Man hat oft gefragt, ob bei allen sogenannten Wilden religiöse Regungen gefunden werden. Der Völkerkundige wird diese Frage nicht stellen. Er weiß, daß mit der An=

näherung an den Naturzustand immer mehr und mehr geglaubt wird. Die Herrschaft des Unglaubwürdigen ist nirgends stärker, als im Gemüte des sogenannten Wilden und er zittert durch das ganze Leben vor den Gebilden seiner eigenen Imagination. So war unser Geschlecht vor die Wahl gestellt: Sklaven zu werden innerhalb einer bürgerlichen Ordnung, aber frei zu sein von den Bedrängnissen der Einbildungskraft, oder aller geselligen Fesseln ledig, als einzige Freiherren Jagdreviere zu durchschreiten, aber dafür eingeschüchtert zu werden von jedem fratzenhaften Traum und eine Beute zu bleiben der kindischen Gespensterfurcht." (O. Peschel. Völkerkunde. 157/158.)

Papuas. Die Wohnsitze der australischen Papuanen liegen auf Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Caledonien, den neuen Hebriden und auf den Fidschi-Inseln. Am reinsten kommen sie auf Neu-Guinea vor. Ihre Sprache ist mit den polynesischen Idiomen verwandt, und scheint dies zwar nicht auf gemeinsame Abstammung der Völker wohl aber auf ihre spätere innige Vermischung zu deuten. Uebrigens benutzen die Papuas auf Neu-Guinea irdene Kochgefässe, welche die Polynesier nicht kennen. Die Papuas zeigen in allen ihren Arbeiten eine verhältnismäßig große Kunstfertigkeit (Schnitzereien, Zeichnungen) auch verstehen sie Kleiderstoffe aus Baumrinden zu erzeugen. Neben undurchbohrten Steingeräten kommen dort auch selbstgefertigte eiserne vor. Ackerbau und Baumzucht liefern die Nahrung; die Felder sind vielfach eingezäunt und künstlich bewässert. Die Menschenfresserei wurde früher allgemein geübt und kommt auch jetzt wohl noch in abgelegenen Gebieten vor. Daneben wird jedoch von den Reisenden an den Papuas die Keuschheit, Sittsamkeit, Eltern- und Geschwisterliebe gerühmt. Es finden sich Anfänge der Schrift, des Befestigungswesens, des Gewerbefleißes. Das Volk zerfällt auf den Fidschiinseln in Zünfte und in Kasten; daneben besteht auch die Tabusatzung, wodurch die Häuptlinge alles, was sie oder ihre Gewänder berühren, gleichsam heiligen, d. h. für sich allein in Anspruch nehmen. Der religiöse Glaube verehrt ein gutes und ein böses Wesen, denen fleißig geopfert wird. Auf Neu-Guinea, wenigstens im Innern dieser Insel, herrscht unter den Papuas, die sich polynesischen Anschauungen noch nicht anbequemten, volle Gleichheit und Freiheit.

Hottentotten und Buschmänner.

In Süd-Afrika, nahe der atlantischen Küste, sitzen die Horden der Hottentotten und der Buschmänner. Erstere waren bei dem Zusammentreffen mit den Portugiesen Rinderhirten und betrieben keinen Ackerbau. Immerhin kultivierten sie in gewisser Art die wild wachsenden Nahrungspflanzen. Sie ruhten unter Zelten aus Binsenmatten, besaßen als Kleidung lederne Schürzen und Mäntel und benutzten auf der Jagd vorzugsweise vergiftete Pfeile. Thongeschirre, eiserne Geräte waren im Gebrauch. Aus Honig bereiteten sie ein berauschendes Getränk, und die Hanfpflanze diente ihnen zum Rauchen. Blutrache, geringe Ehrfurcht vor den Eltern, Aussetzen der Kranken und Schwachen, Müßiggang, Unsauberkeit kennzeichnen ihren Charakter. Als Gottheit verehren sie den Mond. Peschel a. a. O. (495) urteilt über sie: „Gewiß besaßen sie für gesellschaftliche Verbesserungen alle Anlagen, aber die Wasserarmut Südafrika's, welche seine Bewohner zwingt, immer wieder zu wandern, hat ihr Seßhaftwerden verhindert und damit war auch eine größere Verdichtung der Bevölkerung ausgeschlossen."

Die Buschmänner sind zwar ein elendes Jägervolk, das in stetem Kriege mit allen anderen Nachbarn lebt, aber ihre Freiheitsliebe ist bewundernswürdig. Hervorragend soll die Keuschheit des weiblichen Geschlechtes sein. Sicher ist, daß die Buschmänner in nicht allzu ferner Zeit zu den ausgestorbenen Völkern gehören werden, da sich auch der Ertrag ihrer Jagden bei der fortschreitenden Besiedelung des Landes mehr und mehr vermindert.

Die Neger.

Ganz Afrika, vom Südrande der Sahara und von einem Ozean zum andern bis in das Gebiet der Hottentotten hinein, gehört den Negern.

Es erscheint bei der terrestrischen Gestaltung des Erdteils wohl erklärlich, daß sich einzelne Kunstfertigkeiten bei allen Negervölkern gleichmäßig finden. Hierher gehört vorzüglich die verhältnismäßig hochstehende Eisentechnik, das Schmelzen und das Schmieden des nützlichen Metalles. Ihre Geschicklichkeit in der Eisenbearbeitung ist so groß, daß sie vorzügliche Stahlketten und an einzelnen Orten sogar Feuerwaffen nach europäischen Mustern fertigen. Ackerbau, Viehzucht und Milchwirtschaft sind gleichmäßig verbreitet; die Obstbaumzucht zu großer Vervollkommnung gediehen.

Niedriger stehen die idealen, die geistigen und künstlerischen Thätigkeiten. Zwar, das Rechtsbewußtsein ist ziemlich geschärft; es findet sich nicht nur ein regelrechter Instanzenzug, sondern sogar eine Art von Befragung fremder Rechtskundiger um ihr Gutachten bezüglich der Streitfälle. Die juristische Schlauheit soll bewunderungswürdig sein. So versicherte der Bischof Colenso in Natal, daß er erst durch die Einwürfe seiner Kafirzöglinge begonnen habe, an der Wahrheit der Genesis zu zweifeln. Andererseits fehlt jede Spur eines selbständigen Versuches, das gesprochene Wort in die Form eines Bildes oder eines Schriftzeichens zu bringen. Einen künstlerischen Gedanken suchen wir vergebens unter den Negern. Ihre Architektur ist nicht über den Hüttenbau hinaus gelangt. Die Regierungsform der größeren Staatswesen ist die Despotie. Manchmal gestaltet sie sich zu einer erblichen Monarchie, gewöhnlich bleibt aber die Herrschaft an die Person des Regenten geknüpft und sein Reich versinkt mit ihm vor einem tüchtigeren Usurpator. Zu der Vergänglichkeit der Neger-Monarchieen tragen die Prätendenten-Kriege sehr viel bei, diese aber finden wiederum ihre Ursache in der Vielweiberei.

Der abergläubische und durchaus naive Fetischdienst geht Hand in Hand mit der Idee, daß die Geister der Abgeschiedenen auf die Geschicke der Lebenden mächtigen Einfluß auszuüben vermögen. Also eine Art von Spiritismus! Die Fetische werden beseitigt und durch andere ersetzt, wenn sie die von ihnen verlangten Pflichten nicht leisteten. Orakelwesen, Zaubergaukeleien, Gottesgerichte (Gifttränke, welche der angeblich Schuldige bei sich behält), der Glaube an Verhexungen &c. ist unter den Negern weit verbreitet. Doch wollen wir uns nur daran erinnern, daß auch in Europa ein ähnlicher Wahn fort und fort die Köpfe unendlich vieler Menschen — sogar von angeblich Gebildeten — beherrscht.

Auch der Islam findet unter den Negern eifrige Bekenner; er gelangte wohl durch arabische Sklavenhändler in diese Kreise ohne doch den Sinn für Fetischismus und Schamanismus verdrängen zu können.

Australier. Der in seinem Innern den Weißen noch immer recht unbekannte Kontinent von Australien, nebst Tasmanien beherbergt die durch ihre Körpermerkmale scharf von den anderen Rassen getrennte Urbevölkerung. Am meisten nähert

sie sich nach ihrem Aeußern den Papuas; in der Sprache ist jedoch keine Verwandtschaft zu entdecken. Die niedrige Kulturstufe, auf welcher die Australier stehen, erklärt sich vor allem durch die Abgelegenheit ihres Erdteils, der nebstdem noch weniger gegliedert ist als Afrika. Die für die Entwickelung der menschlichen Energie benötigten Raubtiere fehlen hier, ebenso alle Hufer, deren Zucht die erste Grundlage höherer Kultur darstellt. „So kann man denn füglich von Australien behaupten, es sei eine Insel ohne die Vorteile eines Inselklima's, ein nahrungsreiches Steppenland ohne Steppenhuftiere, ein Land der Inselruhe oder eines schläfrigen Kampfes um das Dasein und daher ein Asyl für die Tiere und Pflanzentrachten der Vorzeit. Friedfertigkeit, wenn wir die Vorgänge der belebten Schöpfung richtig verstehen, bedeutet aber so viel wie Erstarrung, denn verglichen mit den hochgestiegenen Säugetieren der alten Welt erscheinen uns die australischen wie Fossilien. War die Uhr dann abgelaufen, landete das erste Schiff Geschöpfe aus der alten Welt, hörte mit der Absonderung Australien auf, eine Insel zu sein, gab es wieder eine Brücke, wenn auch nur eine fliegende, die es abermals mit der alten Welt verband, und sollte nun der allzufrüh abgebrochene Kampf um das Dasein von neuem beginnen, aber zwischen streitgewohnten und streitgerüsteten gegen kampfentwöhnte Wesen, so mußten in kurzer Zeit die letzten überlebenden und überlebten Formen der Vergangenheit erliegen, Australiens Fauna in das paläontologische Buch geschrieben werden, und mit dem Känguruh auch der Känguruhjäger verschwinden. So hat es von jeher die neuerungssüchtige Natur gehalten: ihr gilt nur die Berechtigung des Stärkeren, und das Stärkere muß immer auch etwas Neueres sein, denn wäre das Neuere schwächer, so würde es unterdrückt ehe es nur aufkäme. (O. Peschel, a. a. O. 347).

Die uralte Form der temporären Wohnung, die Laub- und Rindenhütte findet sich bei den australischen Horden. Das Obdach entspricht der jägerischen Lebensweise. Speer und Bumerang dienen als Trutz- und Jagdwaffen, Schilder zum Schutze gegen die von feindlicher Menschenhand geschleuderten Geschosse. Der Fischerei dienen Schnüre, Angelhaken und Netze. Die erbeuteten Felle geben die einfache Kleidung während der kälteren Jahreszeit, sonst gehen beide

Geschlechter nackt einher. Ein rohes Kunstgefühl äußert sich bei der Ausschmückung der Grabstätten, doch findet man auch an Felswänden eingeritzte oder angeklebte Umrisse von Menschen- und Thiergestalten. Die geistige Begabung der Australier ist keineswegs gering, sie besitzen sogar eine gewisse Poesie und kennen acht verschiedene Windstriche. Trotz ihrer geringen geselligen Kraft verabscheuen sie die Inzucht und frischen das Blut der Familien regelmäßig durch Heirat von geraubten Frauen auf. Gänzlich fehlt ihnen jede Art von Ackerbau, dafür verzehren sie alles Getier, dessen sie sich bemächtigen können. Dennoch bereiten sie aus wilden Hafer-, Hirse- und Wickenkörnern eine Art von Brod. Dies zeigt auch, daß das Backen und die Mehlbereitung älter sein können als der Ackerbau. Die große Verbreitung des jagdbaren Känguruh, das häufige Vorkommen der Yamwurzel, die zu allen Zeiten geringe Dichtigkeit der Bevölkerung, die Absorbierung aller physischen Kräfte durch die Jagd, was eine höhere geistige Entwickelung beeinträchtigte, das alles zusammen genommen, ließ die Australier nicht auf den Gedanken kommen, Felder mit Saaten zu bedecken. So sind sie „Almosenempfänger in den Wild- und Wurzelgärten der Natur“ geblieben.

Malayen. Einzelne Völkerkundige zählen die Malayen (polynesische und asiatische) zu den mongolenähnlichen Völkern, andere bezeichnen sie als eine selbständige Art. Peschel bezeichnet als Urheimat der Malayen das südöstliche Asien. Von hier aus hätten die seetüchtig gewordenen die Eilande der Südsee besiedelt und im Verein mit den Papuas jene Mischrasse geschaffen, welche als „Mikronesier“ bezeichnet werden. Wann diese Auswanderung stattfand, ist nicht mehr festzustellen. Sie erfolgte jedoch in einer Zeit, da den Malayen das Kochen im Thongeschirr nicht bekannt war; denn die Polynesier kennen einzig die Zubereitung warmer Speisen zwischen heißen Steinen.

Hervorragendes leisten die Malayen als Seefahrer, während ihre sonstige Kulturstufe dem jüngeren Steinzeitalter entspricht. Jäger sind die Polynesier nicht geworden, weil es ihren Inseln an Wild mangelte. Andererseits wies sie die Eigenart ihrer neuen Heimat auf den Fischfang hin. Die Cocoshaine, die Brodbäume und einzelne Knollengewächse, darunter die süße Kartoffel, lieferten die pflanzliche

Nahrung. An Haustieren kamen der Hund und das Schwein vor. Diese mangelten aber auf Neuseeland „wahrscheinlich nur deswegen, weil bei der langen Ueberfahrt die mitgeführten Zuchttiere schon an Bord aufgezehrt werden mußten.“ Ein eigenartiger Anfang der intellectuellen Kultur findet sich in dem Bunde der Areoi auf den Gesellschaftsinseln. Sie führen dramatische Tänze auf und spielen gewissermaßen die Rolle von Anstandslehrern. Von den Maori in Neuseeland hingegen ist bekannt, daß sie bei aller sonstigen Gesittung dem Kannibalismus huldigen.

Die Polynesier besitzen tiefgedachte Schöpfungssagen und ihre religiöse Verehrung wenden sie personifizierten Naturkräften wie den Geistern einzelner ihrer todten Häuptlinge zu. Den Ständen nach zerfällt ihr primitives Staatswesen in Fürsten, Adelige, Plebejer und Sklaven (Kriegsgefangene). Die Fürsten behaupten göttlicher Abkunft zu sein. „Eng knüpfte sich daran ihre Macht zu tabuieren, kraft welcher sie durch Berührung Fluren als unbetretbar und Ernten als ungenießbar zu erklären vermochten. Uebrigens konnte manches Tabu auch von den Plebejern verhängt werden. Es diente ferner zum Schutz des Eigentums und zur Beobachtung nützlicher Polizeivorschriften. Ein Bruch dieses Bannes war unerhört, weil zeitliche und ewige Strafen den Ruchlosen bedrohten. Die unbewußte Uebertretung dieser Satzung führte zu blutigen Rachethaten der Eingebornen gegen Europäer, und Capitain Cook, obgleich von den Sandwichinsulanern als Gott vor und nach seiner Ermordung verehrt, fiel zur Sühne für einen Tabubruch.“

Die asiatischen Malayen, welche früher Buddhisten waren, jetzt sich aber zum Islam bekennen, haben so viel indische und arabische Elemente in ihre Kultur aufgenommen, daß sich von einer eigenen Entwickelung derselben nichts nachweisen läßt. Die in ihrer Abgeschiedenheit verharrenden Dayaken auf Borneo und die Batta auf Sumatra stehen etwa auf der Kulturstufe, welche die Polynesier erreicht haben. Die Batta sollen zwar Menschenfresser sein, besitzen aber ein eigenes, dem indischen nachgebildetes Alphabet.

Die Namollo im nördlichen Asien, die Bewohner von Aljaska und die Eskimos auf Grönland sind Sprach- und Blutsverwandte. Wenngleich gerne behauptet wird, daß die Die Arktiker.

Arktiker für die Kulturgeschichte von geringer Bedeutung erscheinen, so sei doch nicht vergessen, daß die Nordpolforschung unendlich viele und sehr wichtige Hilfeleistungen von ihnen erfuhr. Peschel (a. a. O. 420/21) hatte sehr Recht die folgenden Zeilen zu schreiben: „Als Leopold von Buch im arktischen Norwegen reiste, überzeugte er sich, daß die menschliche Gesellschaft von den dortigen Bewohnern keine geistige Bereicherung beanspruchen dürfe, denn die volle Kraft des Menschen werde gänzlich aufgezehrt durch den Kampf mit einer strengen Natur um die kümmerliche Notdurft des Lebens. Noch viel mehr aber wie von Norwegen, muß dasselbe im polaren Amerika gelten. Die Eskimo haben freilich aus gewissen Störungen des Mondlaufes nicht die Abplattung der Erde berechnet, sie haben auch nicht das Wasser in seine beiden Luftarten zerlegt, ebensowenig eine Weltreligion gestiftet, aber sie haben dafür zuerst durch eigene Kraft und Kunst sich Wege gebahnt nach Gürteln der Erde, wo Tag und Nacht über die Dauer von Jahreszeiten sich erstrecken, sie haben bewiesen, daß der Mensch sich noch behaupten kann wo ein neunmonatlicher Winter das Land versteinert, wo kein Baum mehr wächst, ja wo nicht so viel Holz angeschwemmt wird, um nur als Schaft zu einem Speer zu dienen. Sie haben sich bemüht aus den Knochen arktischer Säugetiere, ihrer Jagdbeute, durch Aneinanderstücken Schlitten zu erbauen und Lanzen zusammenzufügen, die, mit Tiersehnen festgeschnürt, Dauerhaftigkeit genug besitzen, daß ein unerschrockener Jäger im Handgemenge den weißen Bären zu erlegen vermag. Sie haben es ersonnen, wie man aus Schnee ebenso rasch Hütten bauen kann, wie tropische Völker aus Zweigen und Blättern, ja sie haben aus Steinen Bogengewölbe ausgeführt, woran keines der Kulturvölker Mexico's gedacht hat. Sie verstanden auch ihre Hütten durch Thranlampen zu erwärmen, über ihnen Schnee und Eis zum Fließen zu bringen, damit sie ihren Durst löschen konnten. Sie besaßen, was in ganz Amerika nirgends sonst der Fall war, ein Verkehrswerkzeug auf festem Grunde, den Schlitten, und sie hatten zu seiner Bewegung Tiere, nämlich Hunde, vorgespannt, während die höchste Stufe solcher technischen Fortschritte in Amerika nur noch bei den Incaperuanern angetroffen wurde, welche die Lama zwar nicht zum Ziehen, aber doch wenigstens zum Tragen abrichteten. So ist es

denn an sich schon eine kulturgeschichtliche Leistung, den hohen Norden der Erde bevölkert zu haben, und zwar lösten die Eskimo diese unbeneidete Aufgabe als sie selbst noch im Zeitalter der Steingeräte sich befanden."

Es mag dem noch beigefügt werden, daß die Arktiker unter einander und zwar besonders die amerikanischen und asiatischen Beringsvölker einen umfangreichen Handelsverkehr vollziehen. Das sind Thatsachen, welche diese lange falsch beurteilte Rasse in unseren Augen auf eine hohe Kulturstufe erhebt.

Die Amerikaner.

Nicht selten wird behauptet, daß die Urbevölkerung Amerikas über das Beringsmeer von Asien her in den Continent eingewandert sei. In einer geologisch nicht allzu fernen Zeit hingen Aljaska und Kamschatka durch eine Landbrücke zusammen. Es ist also möglich, daß die von Asien Ausziehenden trockenen Fußes nach Amerika gelangten. Unzweifelhaft haben die Amerikaner in ihrer äußeren Erscheinung viele Aehnlichkeit mit den mongolischen Völkern. Zudem zeigt sich viel Uebereinstimmung zwischen den uraltaischen und den amerikanischen Sprachen, endlich sind eine gute Zahl von Erfindungen, Gebräuchen, Sagen und sogar Unsitten den Nordasiaten wie den Amerikanern gemeinsames Eigentum. Alle Amerikaner bilden demnach einen einzigen Stamm der mongolischen Rasse, aber in Hinsicht auf die Entwickelung ihrer Kultur zerfallen sie in Jägerstämme und Kulturvölker. Letztere begegneten bereits den ersten Europäern, welche die neue Welt für die spanische Krone eroberten in Mexico und in Peru.

Der vorgeschichtliche Mensch in Amerika.

Im ganzen Gebiete des amerikanischen Festlandes sind menschliche Spuren aus einer Zeit gefunden worden, die wir ganz wohl mit jener uns bereits bekannten vorgeschichtlichen in Europa zusammenfallen lassen können. Auch in Amerika hat der Urmensch in Höhlen gewohnt und den harten Kampf mit großen Raubtieren ausgefochten. Auch in Amerika entdeckte man die Reste primitiver Waffen und Werkzeuge, welche die allmählige Ausbildung der Kultur darthun. In Nordamerika, und zwar besonders vom Oberlaufe des Missouri angefangen nach Süden hin auf beiden Abhängen der Alleghanies und vorzüglich am Ohio finden sich Grabhügel von Kegelform, kreisrunde Verschanzungen u. dergl. mehr.

Diese Bauwerke werden dem ausgestorbenen Volke der „Hügelerbauer" (mount-builders) zugeschrieben, das von den Metallen am frühesten das bergmännisch gewonnene Kupfer benutzte. Die Vorfahren der jetzt lebenden Rothäute waren wie diese selbst Jäger und betrieben weder Viehzucht noch auch Feldbau im europäischen Sinne.

Jägerstämme im Norden und Süden.

Die nordamerikanischen Jägerstämme sind ihren Brüdern im Süden wohl von jeher an Gesittung überlegen gewesen. Auffällig zeigt sich dies darin, daß die nördlichen Stämme in fester gesellschaftlicher Gliederung leben, während die südlichen nur zu Banden sich vereinigen. Die Nordamerikaner besitzen die Anfänge eines Staats- und Völkerrechtes; denn sie schließen unter einander Bündnisse und lassen ewigen Frieden walten über dem heiligen Gebiete der Brüche des roten Pfeifensteines. Sie kennen eine Art von Bilderschrift und mancherlei Künste, welche den Südamerikanern völlig fremd sind. Vielleicht erklärt sich die niedrige Stufe der Gesittung unter den letzteren dadurch, daß sie im Innern ihres Continents von äußeren Beeinflussungen vollständig unberührt blieben, während jene mit der alten Welt, d. h. mit Asien, immerhin einige Beziehungen pflogen. Im weiteren muß bemerkt werden, daß die Südstaaten der Union zur Zeit, da die ersten Spanier sie besuchten (Hernando de Soto, 1540) so dicht bevölkert waren, daß dort recht ansehnliche Städte (z. B. Mavile, i. e. Mobile) sich vorfanden. Hier müssen demnach die Jägerstämme kulturell bereits so weit entwickelt gewesen sein, daß sie vollständig seßhaft geworden.

Die Kulturvölker Amerikas.

Ehe die Spanier in Amerika eindrangen, saßen wirkliche Kulturvölker auf dem Gebiete von Mexico und weiter nördlich bis etwa zum 35. Breitengrade. Mexico selbst wurde zwischen dem XI. und XIV. Jahrhundert durch die von Norden kommenden Azteken besetzt. Hier entwickelten sie, gemeinsam mit den Tolteken, welche schon längst seßhaft waren, jenes Reich, das seinen europäischen Entdeckern so wundersam vorkam.

Außer diesem toltekisch-mexicanischen Kulturkreise bestanden solche auch in Yucathan, in Peru, dem Kaiserstaate der Inca, sowie in Guatemala, dem Lande der Chibscha. Alle diese einzelnen Brennpunkte einer verhältnismäßig großen

Gesittung, sind selbständig und ohne gegenseitige Beeinflussung entstanden. Sie wurden zerstört durch die rohe Hand der spanischen Eroberer. „Sollen wir nun entscheiden, welchen von den vier selbständigen Kulturkreisen der höhere Rang gebühre, so müssen wir zunächst anführen, daß allen der Maisbau gemeinsam war, in Mexico kam dazu noch die Kultur der Magney und des Cacao, in Peru und Bogotà wieder die der Kartoffel, der Kinoahirse und des Cocastrauches. Künstliche Bewässerungen finden wir überall, die Guanodüngung dagegen nur in Peru. Die Mexicaner haben den Truthahn gezüchtet, die Peruaner das Lama zum Lasttier abgerichtet. Brücken und Kunststraßen wurden von allen obengenannten Völkern erbaut, doch gebührt den mit Steinplatten bedeckten sowie von Baumalleen beschatteten Heerstraßen der Peruaner weitaus der höhere Preis. Ein Postdienst war in Mexico wie im Incareiche eingerichtet worden. Steinbauten fehlen in keinem der vier Kulturkreise, aber Bogen wölbten nur die Peruaner. Die Chibcha lebten noch im Zeitalter der undurchbohrten Steingeräte. Dies darf man sogar noch von den Yucatheken und Mexicanern behaupten, denn wenn sie auch Kupfer und Bronce kannten, so war doch der Gebrauch metallener Geräte noch ein sehr sparsamer, allerdings weil die glasscharfen Späne und Messerklingen aus Obsidian ihre Dienste hinreichend ersetzten. Die Waffen waren bei allen vier Kulturvölkern die nämlichen, nur fehlten den Peruanern die Holzschwerter der drei anderen Völker, wogegen wiederum nur sie Morgensterne und Lanzen mit Bronzeklingen führten. Bei den nördlichen Völkern dienten Goldstaub in Federkielen, Zinn- und Kupferbarren, endlich die Cacaobohnen als Geld. Die Incaperuaner kannten dafür Waage und Gewichte und die Chibcha benützten obendrein goldene Scheiben als Tauschmittel. Würden wir die Musterung nicht weiter fortsetzen, so möchte das Ergebnis dahin lauten, daß die Peruaner den Chibcha um viele, den nördlichen Kulturvölkern um manche Fortschritte voraus gewesen seien. Allein die letzteren besaßen eine Kalenderrechnung von 365¼ Tagen, während die Peruaner sich nur mit der Beobachtung der Aufgangsorte (Azimuthe) des Tagesgestirnes zur Zeit der Sonnenwenden durch Steinpfeiler begnügten. Die Mexicaner verfertigten Landkarten, aus denen die spanischen Eroberer wichtige Belehrungen

schöpften, die Peruaner nur Stadtpläne in erhabener Arbeit. Weit ärmer aber waren die Peruaner darin, daß sie außer einer Bilderschrift nur eine Quippu- oder Knotenschrift besaßen, wie in Vorzeiten die Chinesen oder wie wir sie bei Papuanen schon angetroffen haben, wie sie selbst bei den Jägerstämmen am Orinoco vorkam, denn dort hinterließ der Ehemann beim Antritt einer Reise seinem Weib eine Schnur mit so vielen Knoten, als er Tage wegbleiben wollte, und sie löste jeden Abend einen von ihnen auf. Oder eine solche Schnur mit Knoten diente dort als Schuldbekenntnis und der Gläubiger knüpfte bei jedem zurückgezahlten Stück des Darlehns einen Knoten wieder auf. Die Quippuschrift ist aber wenig geeignet zur Aufbewahrung von Begebenheiten und Namen, weswegen auch die Glaubwürdigkeit der Geschichte des incaperuanischen Reiches beträchtlichen Zweifeln ausgesetzt ist. Die Mexicaner dagegen besaßen teils Schriftzeichen, die rebusartig Silben ausdrücken sollten, teils einen Vorrat von Sinnbildern, die einen Gedanken vertraten. Noch höher waren die Maya Yucathans gestiegen. Hatten sie auch ihren Kalender aus Mexico entlehnt, so schufen sie dafür eine Lautschrift, bestehend aus 27 zum kleinsten Teile homophonen Buchstaben und etlichen Silbenzeichen." (O. Peschel, a. a. O. 477--479).

Nicht verhehlen wollen wir uns jedoch, daß besonders im Azteken-Reiche einer der grausamsten religiösen Culten bestand, den die Menschheit nur kennt, der in seinen blutigen Opfern höchstens in Phönikien ein Gegenstück fand, dessen Schilderung in der Geschichte der wahnwitzigen Verirrungen unseres Geschlechtes einen hervorragenden Platz einnehmen müßte.

Ganz verschieden davon ist der in Peru herrschende Sonnendienst. Friedlich und unkräftig gestaltete er das absolut vom „Sohn der Sonne," dem Inca regierte Volk, dessen ganze Existenz schließlich nur zur Befriedigung der Lebensbedürfnisse seiner zahllosen Aufseher diente. Wie weit die Rechte der „götterähnlichen" Monarchen reichten, ist bis in die Einzelheiten hinein nicht mehr zu verfolgen. Eine Thatsache mag uns genügen: Die jungfräulichen Sonnenpriesterinnen, die peruanischen Vestalinnen, erachteten es für ihre höchste Ehre, in den Harem des Inca aufgenommen zu werden.

Die Dravida sind die von den Ariern zurück gedrängten Urbewohner von Vorderindien und Belutschistan. Eine ihrer Kultursprachen, die tamulische, welche auch auf der Nordhälfte von Ceylon herrscht und von 10 Millionen gesprochen wird, besitzt ein reiches und altes Schrifttum. Ihre kulturelle Entwickelung ist mit der altindischen zusammen zu besprechen da sie einen guten Teil derselben ausmacht. Dravidas.

Vierter Abschnitt.

Die ostasiatische Kultur.

China.

Die Weltstellung Ostasiens.

Die Natur hat Ostasien mit hohen schneebedeckten und sehr wenig zugänglichen Gebirgen umgeben. Das Hochland selbst ist dabei mit öden Steppen und Wüsten angefüllt, in welchen Nomadenvölker kümmerlich fortkommen. Hier kann keine Kultur bestehen. Gegen Osten und Südosten lagern sich dem Plateau große, wohl bewässerte Ebenen vor und hier ist die Bevölkerung dichter zusammengedrängt als nirgends sonst auf dem Erdballe. Ostasien zerfällt politisch in die zwei Reiche China und Japan; kulturell wird man nur von dem ersteren zu sprechen haben; denn Japan besitzt seit dreißig Jahren lediglich eine aufgepfropfte europäische Knltur, welche es voraussichtlich benutzen wird, um seinen allzu enthusiasmierten Lehrmeistern in kurzem auf das empfindlichste zu schaden.

China, das Reich der Mitte, ist unter allen noch bestehenden Staaten der älteste und in seiner Bevölkerung umfaßt er einen ganzen Dritteil der gesamten Menschheit. Seine Kultur basiert auf der fruchtbaren Tiefebene, die zwischen dem blauen und dem gelben Flusse gelegen, bei 400 Millionen Bewohner zählt und seit uralten Zeiten der einzige Lieferant des ganzen Landes blieb, dieses vollständig von der Außenwelt unabhängig machend. Auch die chinesische Küste ist wenig zugänglich und ihr Gegengestade ladet nicht zu Seefahrten ein. Der vielleicht schon im Mongolen liegende Trieb zur Absonderung mußte durch diese natürliche Isolierung noch stärker heraus gebildet werden. Die Verknöcherung der Kultur

erklärt sich zum Teil auch aus dieser Thatsache. Die Berührung mit Europa, welche seit dem Opiumkriege (1841/42) sich entwickelte ist vorläufig viel zu wenig umfangreich, als daß man an eine Aenderung der Verhältnisse denken könnte. Immerhin muß doch gesagt werden, daß die gesamte Existenz des mehr zäh ausharrenden als thatkräftig schaffenden Volkes aufgebaut erscheint auf der vollkommenen Gleichartigkeit und Beständigkeit seiner nationalen Gesittung.

Allgemeines über China.

Das Wort für Seide, welches die Chinesen gebrauchen, ist Allgemeingut der abendländischen Sprachen geworden und eben der nämliche Ausdruck gab den Namen für das ganze Land Das Altertum kannte China auch einzig als das Volk der Seidenweber; erst kühne Reisende des IX. Jahrhunderts, die von Bagdad ausgezogen waren, brachten genaue Berichte über die soziale Gestaltung des Reiches im fernen Osten. Ende des XIII. Jahrhunderts schrieb Marco Polo die merkwürdigen, von ihm erlebten Abenteuer nieder, deren Erzählung ihm bei seinen venezianischen Landsleuten den Titel „Millionenschwätzer" eintrug, obwohl er, wie wir heute wissen, treu und wahr schilderte. — Die Chinesen selbst berichten viel über die graue Vorzeit ihres Volkes, aber die Sagen sind ebenso unsicher wie die Chronologie jener Perioden, welche bis ins III. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück reichen sollen. Dennoch fallen gewiß mancherlei nützliche Erfindungen in jene Tage, als an den nördlichen Küsten des Mittelmeeres der vorgeschichtliche Europäer noch unstät umherirrte. Die Fabrikation des Porzellans, des Papiers, die Pflege des Rebstockes und des Theestrauches sind an zweitausend Jahre alt. Die Tusche wurde zwischen 220—419 n. Chr., der Druck von Holzstöcken am Ende des VI. Jahrhunderts erfunden; im XI. Jahrhundert gab es bereits bewegliche Porzellan-Lettern. „Diese Kunst mußte wieder in Verfall geraten, weil der Letterndruck doch nur bei Buchstabenschrift mit großem Erfolge sich anwenden läßt. Bei einer einsilbigen Sprache, wie das Chinesische ist, war es zwar leicht für jede Wurzel eine Hieroglyphe zu ersinnen, aber man kam auch, eben weil in der Sprache selbst kein Zwang vorlag, nicht dazu, die Wurzel in ihre einzelnen Laute zu zerlegen, und den Laut zu symbolisieren. Von allen Völkern der Erde sind die Chinesen das einzige, welches liest, schreibt und druckt ohne das Buchstabieren erfunden

zu haben." — Die Magnetnadel, die Brillen, das Schießpulver (welches die Chinesen aber ihrer gänzlich unkriegerischen Natur entsprechend, nur zu Feuerwerkskörpern verwenden), Papiergeld (gemünztes Geld ist in Innerchina noch heute unbekannt), Rechenmaschinen, chaussierte Straßen und die bekannten Eßstäbchen sind uralte Erfindungen, die teilweise seit fast zweitausend Jahren verwendet werden.

Die Wissenschaft ist hoch geehrt im Reiche der Mitte. Wir müssen uns nun freilich nicht vorstellen, daß die Universitas literarum Chinas derjenigen des Abendlandes gliche, aber die Thatsache, daß schon die niederen Grade der Gelehrsamkeit ihrem Träger hohe Ehren bei seinen Landsleuten sichern, daß die höheren aber zu den ersten Staatsstellungen befähigen, mag uns mit der sonstigen Versteinerung des Wissens versöhnen. Sehr oft kommt es vor, daß Männer ihr ganzes Leben hindurch nach diesen Ehren streben und in Peking unter den größten Entbehrungen die Examina bestehen, um endlich das Ziel zu erreichen, vom ganzen Lande als die Häupter der Gelehrsamkeit gerühmt zu werden. Die geistige Kultur Chinas.

Am wichtigsten erscheint dem Chinesen die historische Bildung. Dabei errinnere man sich, daß ihre beglaubigte Geschichte nach chinesischer Auffassung bis 2357 v. Chr. zurück reicht. Die europäische Kritik gibt freilich nur zu, daß bis ins IX. Jahrhundert v. Chr. wirkliche historische Daten vorliegen. Die geschichtlichen Aufzeichnungen zeigen das Volk natürlich schon im Besitze einer vollkommenen Gesittung. „Unter Yü, dem Stifter der ersten Dynastie werden bereits Kanäle ausgestochen, im Rate der Krone genießt der Minister der öffentlichen Arbeiten eine bevorzugte Stellung und das Ackerland wird nach Bonitätsklassen besteuert. Es gab im alten China schon eine geschäftige Polizei, Paßwesen und Thorschreiber, Jagdverbote zur Brut- und Werfezeit, Schutz der Eier im Neste der Singvögel vor räuberischen Händen, Verbote gegen das Tragen von Waffen oder das scharfe Reiten durch die Gassen der Städte." — Aber all die großen Werke, welche die Geschichtsschreiber entstehen ließen, schildern einzig und allein die Geschehnisse im Reiche der Mitte; alles was außerhalb seiner politischen und natürlichen Grenzen vor sich ging, fällt nicht in Betracht. Dazu zieht die chinesische Historik es vor, möglichst unkritisch und ungeordnet die verschiedenen Begebnisse zu behandeln. Der blinde Autoritäts-

glaube macht sich überall und mit größter Behaglichkeit breit. Neben der verworrenen Schilderung vom Verfall und dem durch die Mandschus wieder aufgebauten Einheitsstaate, laufen epische und didaktische Berichte von Thaten und Reden weiser Regenten und Würdenträger.

Als die Grundlage der chinesischen Kultur wird das vom sagenhaften Fohi ersonnene Religionssystem bezeichnet. Gott ist der Vater der Menschen und diese schulden ihm kindliche Ehrfurcht und volles Vertrauen. Als Reformator des bei ewigem Hader völlig vernachlässigten Sittengesetzes trat zwischen 551 bis 478 v. Chr. Confutse auf, ein wohlhabender und angesehener Mann, der aber bei Lebzeiten sein Ziel nicht erreichte. Er hatte vor allem den bürgerlichen Nutzen der Zivilisation im Auge. Neben Gerechtigkeit, Wohlwollen und dem Verzicht auf jede Rache empfahl er seinen Jüngern, erzwungene Eide zu brechen, weil sie „von den Geistern doch nicht gehört würden". — Als Gelehrter sammelte er am Abend seines Lebens die Ueberlieferungen, Akten und Dichtungen der älteren Zeit. Daraus entstanden die vier klassischen Werke der Chinesen, welche fortdauernd für all ihre Wissenschaft bestimmend blieben. Confutse selbst können wir am ehesten seinem Wirken nach als einen Humanisten bezeichnen.

Gewissermaßen den Uebergang vom alten zum neuen China vermittelt der Philosoph Laotse, welcher in einem der letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte und der eine Art von Vernunftreligion (Tao-Religion) stiftete. Er kam zu der Einsicht, der Wert des Daseins sei rein sachlich aufzufassen und so finden sich denn in seinen Lehren merkwürdige Uebereinstimmungen mit jenen des Epikur.

Von Glaubenskriegen berichtet uns die chinesische Geschichte nichts. Im Gegenteil leben die unzähligen Sekten im großen Reiche friedlich neben einander. Die freilich nicht gerade seltenen Ausschreitungen gegen europäische Missionen erklären sich als Folgen des stets regen Fremdenhasses.

Das gelehrte Schrifttum ist in China zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen und in zahllosen Bibliotheken aufgehäuft. Es wird behauptet, man habe vor etwa zwei Jahrhunderten mit dem Drucke eines Sammelwerkes begonnen, welches angeblich in 180,000 Bänden die Auswahl der Litteratur aus allen Zweigen enthalten soll.

Von der Belletristik sind besondes die Romane zu erwähnen, die an hölzerner Steife, an gekünstelter Verwickelung, schwachen Katastrophen u. s. w. einzig in ihrer Art dastehen. Entwickelter scheint das Schauspiel zu sein, wenigstens in seinen Aeußerlichkeiten. Wir dürfen es aber selbstverständlich nicht unter europäischen Gesichtspunkten betrachten.

Die Kunst.

Ein bürgerlich so praktisches Volk wie die Chinesen es sind, vermochte keinen wirklichen Idealismus, demnach auch keine wahre Kunst hervor zu bringen. Der chinesische Künstler ist Handwerker. Zwar ward die Malerei von jeher viel geübt, aber sie blieb innerlich auf der niedrigsten Stufe stehen. Es fehlt ihr völlig an perspektivischer Anschauung, sie kennt weder Licht- noch Schattenverteilung. All ihre Erzeugnisse sehen aus, als wären sie über einen Rahmen geschnitten.

Andererseits weist China gewisse architektonische Merkwürdigkeiten auf, so die bekannten Porzellantürme, die berühmte chinesische Mauer, den Kaiserkanal u. a. m.[1])

Gewerbe und Handel.

Obwohl die vornehmste Beschäftigung des chinesischen Volkes der Ackerbau ist — selbst der Kaiser führt einmal im Jahre den Pflug — so hat sich doch auch das Gewerbe, trotzdem ihm jegliche Unterstützung durch kräftige Arbeitsmaschinen fehlte, zu bedeutender Höhe entwickelt. Die große Ausbildung der Technik, die vielen Erfindungen sind ein Ergebnis der innigen Verbindung der Faktoren Zeit, große Bevölkerungsziffer und Zufall. Fremde Anregung kommt gar nicht, oder doch wenigstens nur in der allerneuesten Epoche in Betracht. Ueberall, im Ackerbau wie im Handwerk, im Gewerbe wie im Handel macht sich das Stillstehen der chinesischen Kultur geltend. So wie der Chinese vor tausend Jahren geackert, geschafft und gehandelt hat, so thun es seine heute lebenden Nachkommen. Fortschritte sind unbekannt geblieben und finden sich ganz sporadisch nur dort, wo der

---

1) Der neunstöckige Porzellanturm in Nanking liegt seit Jahrzehnten bereits in Trümmern — Die große Mauer auf dem südöstlichen Rande des mongolischen Hochlandes gelegen, besitzt eine Länge von über 2000 km bei einer Höhe von 6—10 m und einer Kronenbreite von 5—6 m. Ihre Entstehung fällt in die letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Das Sinnbild eines in hochmütiger Abgeschlossenheit verharrenden und dabei kriegerisch untüchtigen Volkes, vermochte das künstliche Gebirge doch den Einfall der Barbaren nicht zu hindern. Heute ist die Mauer verfallen. — Der Kaiserkanal, an 1800 km lang, bildete die große Wasserstraße zwischen Nord und Süd und zugleich das Rückgrat für das Kanalsystem aller nach Osten fließenden Ströme. Auf angeschwemmten Boden mittelst hoher Dämme erstellt, kann man eher von einem großartigen Aquäduct als von einem Kanale reden. Seit der gelbe Fluß seinen Lauf änderte, ist dieser Wasserweg gänzlich in Verfall geraten.

Chinese mit fremden Elementen in Berührung kommt. So bleibt der Handel im Innern des Reiches der primitive Tauschhandel ohne Geldbenutzung, indes an den Küsten und an fremden, nicht chinesischen Orten große Firmen mit gewaltigen Umsätzen in den Händen einzelner Vertreter der gelben Rasse sind, die vermöge ihrer natürlichen merkantilen Befähigung vorzüglich auf dem Weltmarkte zu konkurrieren verstehen. Die Schiffahrt ist unbedeutend, wenngleich es nicht an seetüchtigen Chinesen fehlt, wie dies das in den ostasiatischen Meeren fort und fort herrschende Piratentum darthut. Aber der Volksgeist, welcher das Ausland verabscheut, war dem Reisen niemals günstig. Strebt doch der ärmste Chinese darnach, daß, wenn er auch im fernen Nordamerika als besitzloser Kuli sterben sollte, seine Gebeine einmal in die heilige Erde des Vaterlandes gesenkt werden.

Das Staatswesen und die Familie.

Man könnte das Oberhaupt des chinesischen Staatswesens, den „Sohn des Himmels“ in seiner Machtstellung wohl am besten mit dem einstigen Inka von Peru vergleichen. Abgeschlossen vom Volke, das in ihm einen Beauftragten des Himmelsvaters sieht, verlebt er, umgeben von steinernen Mauern, unzähligen Hofbeamten und dem denkbar ausgebildetsten Ceremoniell, ein Dasein, das gewiß von furchtbarer Langweiligkeit beherrscht wird. In seinem Namen wird regiert, ob er selbst etwas von den Geschehnissen weiß, welche seine Unterthanen bewegen, erscheint sehr fraglich. Auch die vornehmen Insaßinnen seines Harems wissen nicht selten und geradezu in die Staatsgeschäfte einzugreifen. Sonst werden diese durch das sechsköpfige Obersekretariat und dem aus Prinzen wie hohen Würdenträgern zusammen gesetzten Reichsrat geleitet, welchen Behörden wiederum die Ministerien unterstehen. Die 21 Provinzen des Reiches regieren Statthalter, die vizekönigliche Befugnisse besitzen und nur allgemeine Verbindungen mit der Zentralregierung unterhalten. Lüge und Betrug herrschen in der Verwaltung und zusammen mit dem dünkelhaftesten Hochmut verunmöglichen sie jede Reform. Das Volk erhebt sich zwar nicht selten gegen die blutsaugerischen Beamten; Aufstände, Verschwörungen seitens der wie nirgend sonst so sehr verbreiteten Geheimbünde, sind häufig genug zu beobachten. Der Egoismus der Rasse, die fehlende Thatkraft bei der unendlich fleißigen Thätigkeit, der vollständige Mangel an Individualität und

Begeisterung, die Gleichgültigkeit gegen jedes fremde Leiden vermögen die Bleidecke der politisch-gesellschaftlichen Organisation nicht zu heben. Die Justiz, welche in ihrer Grausamkeit an die letzten Zeiten des christlich-germanischen Mittelalters erinnert, besteht nur dem Namen nach und greift selten hochgestellte Verbrecher an. Ist das Rechtswesen wirklich ein Spiegel der Kultur, so steht China tief, sehr tief, ohne die Hoffnung zu besitzen, eine höhere Stufe aus eigener Kraft erklimmen zu können.

Die chinesische Familienordnung hat den patriarchalischen Charakter der Urzeiten bewahrt. Wie der „Sohn des Himmels“ als Vater des Volkes gedacht wird und dementsprechend unumschränkt herrscht, so besitzt auch der Pater familias innerhalb des Kreises der Seinen die höchsten Rechte. Eine Auflehnung gegen den väterlichen Befehl ist unerhört und geschieht sie in Verbindung mit Thätlichkeiten geradezu todeswürdig. Behörden vermögen gewiß viel durch ihr moralisches Ansehen bei einem derart erzogenen Volke auszurichten. Da aber den Mandarinen in gar vielen Fällen der Respekt ihrer Untergebenen völlig mangelt, so sind sie in Wahrheit machtlos und wirklich suchen sie auch nur aus der geordneten chinesischen Anarchie ihren persönlichen pekuniären Nutzen zu ziehen. Leben und Eigentum sind im Reiche der Mitte wenig geschützt; das Verbrecherwesen blüht trotz allem Schulzwange, weil die Behörden selbst es züchten und schützen.

Gewiß besitzt der Chinese seine großen Tugenden, die vor allem in Fleiß, in unglaublicher Bedürfnislosigkeit, in zärtlicher aber einseitiger Familienliebe bestehen, daneben machen sich jedoch in ihm so große Laster und mit solchem Behagen breit, daß er überall, wo er als Auswanderer (Kuli) zu Massen vereinigt auftritt, als eine Gefahr für die Kultur gelten darf. Nur die äußerste Gewalt kann die Errungenschaften der letzteren vor dem Ansturm der Chinesen schützen, die glücklicherweise wohl niemals mit den Waffen in der Hand als Eroberer das Abendland bedrohen werden.

Japan.

Allgemeines. Die Urbewohner des japanischen Archipels sind die Aino, welche durch die vom Festlande her eingewanderten Japaner verdrängt wurden und jetzt nur noch auf Jezo und den Kurilen hausen. Körperlich gehören die Japaner zur mongolischen Rasse, linguistisch stehen sie jedoch den uraltaischen Völkern näher. Sie bedienen sich einer mehrsilbigen Sprache und benutzen ein Lautalphabet, welches aus 47 Buchstaben besteht. Daneben sollen aber auch die chinesischen Silbenbilder gebraucht werden. Die geschichtliche Ueberlieferung der Japaner reicht bis in das VII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf und kann sich demnach mit der chinesischen keinenfalls messen. Sehr verschieden sind die seelischen Anlagen des Inselvolkes von denen der Continentalen. Sind diese voll feiger Unterwürfigkeit und militärisch völlig untüchtig, so zeigen jene „ein ritterliches Ehrgefühl von hoher Reizbarkeit, nach Art des spanischen Pundonor“ und eine hohe kriegerische Leistungsfähigkeit. Letztere haben sie bisher freilich nur gegen China (Feldzug 1894/95) bethätigen können, doch erscheint es nicht ausgeschlossen, daß Japan einst auch mit europäischen Mächten, von denen es alle militärischen Künste zu erlernen sich bestrebt, in Konflikt geraten wird. Angenehm berührt den Europäer in Japan die große Reinlichkeit der Bevölkerung, ihr gesunder Humor und der mangelnde Fanatismus in der Verachtung des Fremdländischen. — Alles Erscheinungen, denen man bei den Mongolen sonst nicht begegnet.

Geistige Kultur. Die Höhe der Wissenschaft im modernen Japan entspricht vollständig der europäischen Ausbildung. In der That hat Japau vor fünfundzwanzig Jahren damit begonnen, talentvolle Jünglinge in Europa ausbilden zu lassen, während zugleich deutsche, französische und englische Gelehrte in den Hauptstädten des Kaiserreiches ihre Erziehungsmission begannen. Seit einiger Zeit haben jedoch die fleißigen und gelehrigen Schüler begonnen sich auf eigene Füße zu stellen und dementsprechend ihre Lehrmeister verabschiedet.

Den eigenartigen Charakter des einstigen Japans scheint das Schrifttum noch etwelchermaßen zu bewahren. Auch in Japan werden unzählige Romane zusammen geschrieben

wobei die Autoren übrigens noch schlechter bezahlt werden sollen als dies in Deutschland geschieht.

Die Kunst ist auch in Japan nicht viel mehr als ein mit handwerksmäßiger Fertigkeit betriebenes Gewerbe. Die japanischen Karrikaturen, welche so viel bewundert werden, entstehen wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Maler überhaupt nur in Verzeichnungen zu arbeiten verstehen. Sehr fraglich erscheint es, ob der praktische Geist des Inselvolkes sich je wirklichen Idealen zuwenden mag, ja, ob er überhaupt die abendländische Kunst auch nur nachahmen wird.

Die Gewerbe im alten Japan sind sicherlich chinesischen Ursprunges, aber auf den Inseln wurden schon frühzeitig Fortschritte — z. B. die Stahlerzeugung — erzielt, welche dem abgeschlossenen Reiche auf dem Festlande versagt blieben. Als Japan sich dann europäischen Einflüssen öffnete, begann es auch die Industrieen des XIX. Jahrhunderts zu pflegen. Dank der geschickten Nachahmung, der billigen Rohstoffe, der unendlich niedrigen Arbeitslöhne wird es auch wohl auf diesem Gebiete dem Schüler möglich sein, den Lehrmeister binnen einigen Jahrzehnten in recht unbequeme Wettkämpfe zu verwickeln. Praktische Kultur.

Japan trat 1542 mit Europa zum ersten Male in Verkehr und zwar durch Portugiesen, welche zufällig an die japanische Küste verschlagen worden waren. Geregelte Staatsverhältnisse bestanden nicht, da die Ritterschaft (Daimios) die Leibeigenen aussaugte und unter einander andauernde blutige Fehden führte. Die Daimios begünstigten jedoch den Handel, der ihnen gegen rohe Edelmetalle Waffen und Schmucksachen verschaffte. Wohl im Hinblick auf das fremde Beispiel entstand auch bereits im Beginne des XVII. Jahrhunderts eine eigene japanische Schiffahrt. Kurz vorher (1595) waren neben den Portugiesen die Spanier als Händler zugelassen worden; 1609 schloß man mit den Holländern, 1613 mit den Engländern bezügliche Verträge. Die Spanier brachten natürlich neben ihren Waaren auch ihre fanatischen und bekehrungssüchtigen Mönche ins Land. Die mehr und mehr nach Unabhängigkeit strebenden Daimios konspirierten mit den Geistlichen gegen die Centralregierung und diese traf ihre Gegenmaßregeln. Nachdem die Engländer seit 1623 freiwillig den Handel aufgegeben hatten, verloren

die Spanier und Portugiesen um 1639 ihre Vorrechte. Die Holländer durften noch unter schärfster Aufsicht und bei immer geringer werdendem Umsatz einige Waren umsetzen, dagegen ward 1636 allen Japanern verboten, ihr Vaterland zu verlassen. Die Ausfuhr aus Japan beschränkte sich endlich auf ein paar Kisten Porzellan und Thee. Von 1780 etwa bis 1855 blieb das Inselreich vollkommen geschlossen vor europäischen Besuchern. Da erschien in dem letztgenannten Jahre eine nordamerikanische Flotte und zwang Japan zur Anerkennung ihrer Macht. Der Bann war gebrochen, es ging mit der Einführung der abendländischen Kultur sehr rasch, man möchte fast sagen, unheimlich rasch vorwärts.

Die lange Abschließung vom Handelsverkehr findet seine Erklärung darin, daß die wohl 80 Prozent der Bevölkerung ausmachenden Bauern keine anderen Bedürfnisse kannten als jene, welche das Land selbst zu befriedigen vermochte. Ueberdies unterband der hohe, dem Fürsten zu leistende Bodenzins jeden Wohlstand; Handwerker gab es nur in den Städten und an den großen Heerstraßen. Das alles mochte eine naturgemäße Aenderung erst dann erleiden, da die Feudalherrschaft zerschmettert wurde und einer kraftvollen, wirklichen Reformen zugeneigten Centralgewalt Platz machte. Jetzt steht Japan im Zeitalter der Handelsverträge, welche ihm größere Rechte einräumen als den Mitunterzeichnern. Es scheint als habe das Inselreich im fernen Osten auch die Handel und Wandel lähmende Schutzzollpolitik nur zu treu seinen Vorbildern abgelauscht.

Fünfter Abschnitt.

Die Kultur des alten Indiens.

Die Weltstellung Vorderindiens.

Vorderindien besitzt in Asien die nämliche zentrale Lage, welche Italien in Europa auszeichnet. Durch Meere wie Gebirge von den übrigen Landschaften des Erdteils geschieden, war es Indien von vorne herein möglich, seine eigene Kultur zu entwickeln. Dabei mußte es zugleich der Mittelpunkt aller Verbindungen werden, die von Nord nach Süd, von Ost nach West sich erstreckten. Wie Italien vereinigt Vorderindien auf seinem Gebiete die klimatischen Gegensätze aller Zonen, wie jene Halbinsel und entsprechend dem größeren Flächeninhalte, im höheren Maße, ist es im Norden stark bewässert und durch den Einfluß günstiger oro- und hydrographischer Faktoren sehr zugänglich. Hierzu kommt die überraschende Mannigfaltigkeit der Produkte, die kein anderes Land der Erde hervorbringt. Diese natürlichen Gaben bewirken es zwar, daß Indien als der Ausgangspunkt des Weltverkehrs schon frühzeitig zu kultureller Geltung gelangte; zugleich aber brachten sie den Nachteil mit, daß das Land von jeher der Zielpunkt großartiger Eroberungszüge wurde während seine Einwohner, ähnlich den Chinesen, im Gefühl ihrer materiellen Ueberlegenheit nicht daran dachten, irgend welche Berührung mit fremden Elementen zu suchen. Auch in Indien begegnen uns gleichsam fossile Sitten, so besonders die gesellschaftliche Ordnung der Bevölkerung in Kasten, welche Hand in Hand mit einer gewissen Indolenz es den zeitweiligen Herrschern leicht macht, ihren Besitz so lange zu schirmen, bis nicht ein Stärkerer von außen her ihn seinerseits erstrebt.

Die Bewohner.

Indien ist ein großes Kulturland, das aber niemals einen Einheitsstaat, ein zusammenhängendes Reich bildete. Seine Bevölkerung zerfällt zunächst in die Dravidas, die Urbewohner, welche jetzt im südlichen und nordöstlichen Dekan ihrer Hauptmasse nach wohnen. Aus dem Pandschab wanderten

ein in das Sind- und Gangesgebiet, sowie den nordwestlichen Teil der Halbinsel etwa 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung die dem indogermanischen Stamme angehörenden Aryas (Hindu). Bei der Besetzung ihrer neuen Wohnorte streiften sie das nomadische Leben ab im Laufe der ersten Jahrhunderte, welche nach ihrer Uebersiedelung verstrichen. Sie wurden Ackerbauer und Gewerbetreibende, aus ihrer Mitte erwuchsen Theologen und Dichter, aber niemals Förderer der Kultur im europäischen Sinne. Zwei bis zweieinhalb Jahrtausende mochte das Hinduvolk sein Traumleben in nahezu ungestörter Ruhe, jedenfalls ohne irgendwelche erhebliche Beeinflussung von außen, fortsetzen. Dann erschienen zunächst semitische Asiaten im Pandschab, welche sich zum Islam bekannten und nicht selten als Herren auftraten. Weit wichtiger für Indien wurde jedoch die jetzt kaum dreihundert Jahre alte europäische Kolonisation des Landes, das nun, abgesehen von den kleinen französischen und portugiesischen Besitzungen, der britischen Krone gehört.

Geistige Kultur. Wie überall im Morgenlande, so ruht auch in Indien die gesamte geistige Kultur auf den Schultern des religiösen Glaubens. Diese, ursprünglich eine Naturreligion mit 33 Göttern des Himmels, der Erde und des Wassers, denen zu dienen keine Tempel erforderlich waren und an deren Spitze der nationale, arische Indra stand, wurde gründlich verändert, als das Volk in das Gangesgebiet übersiedelte. Die Priester, welche bei der Wanderung als Führer aufgetreten, wußten ihre Macht noch dadurch zu erhöhen, daß sie die Götter zu einfachen Welthütern, das Gebet dagegen, welches die Brahmanen (soviel wie „die Betenden") allein richtig zu sprechen verstanden, zur höchsten Stufe erhoben. Folgerichtig mußte Brahm, der Gott des Gebets, die unpersönliche Allseele, den Mittelpunkt des gesamten Glaubenssystems einnehmen. Ihm zur Seite, aber doch gewissermaßen untergeordnet und aus ihm selbst hervorgegangen, steht Brahma, der Weltschöpfer, der Urquell alles Wissens, der Verfasser der Veden, des moralischen Gesetzbuches. Auf einer etwas niedrigeren Staffel halten sich die beiden anderen zur Dreieinigkeit gehörenden Götter, Vischnu, der Welterhalter und Schiwa, der das von ihm Geschaffene auch wieder zerstört. Das Priestertum sorgte dann dafür, daß das System der Göttergebilde gehörig und unentwirrbar mit einander ver-

mischt ward, um es wie eine Geißel über den Häuptern der Gläubigen schwingen zu können.

Die sinnlich wahrnehmbare Welt soll dabei nur ein Scheingebilde, ein Werk der Maja sein, „unkörperlich wie das stille Bild des Mondes auf einer spiegelnden Wasserfläche." Die menschliche Seele ist zugleich unzerstörbar. Sie muß ruhelos und endlos wandern, sie kann von dieser furchtbaren Qual nicht erlöst werden. „Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung, ohne Rettung, daß das ewig rollende Rad jemals still stehen könnte und seine Einbildungskraft sah, beunruhigt von unheimlichen Zahlenausdrücken, in eine Zeit ohne Grenzen hinaus, die mit jedem Schritt vorwärts ihren Horizont ebenfalls um einen Schritt vorwärts schob. Wenn nun schon die höchsten Kasten nach einer Entfesselung der Seele sich sehnten, so war für die Gedrückten das Dasein ohne Abschluß eine Folter ohne Ruhepause." Zu dem Gebet und dem Opfer tritt die Askese, das Fakirtum. Dieses verfolgt jedoch recht praktische Zwecke, wie poetische Darstellungen lehren, nach den die in peinvoller Buße Verharrenden durch die Dauer und den Grad ihrer Qualen Götter selbst zwingen und sich aus einer niedrigeren Kaste in die höhere erheben können. Ueber der gesamten Glaubensvorstellung des Indiers ruhen der Fatalismus und der Pessimismus, ihnen mag er niemals entrinnen.

Das zeigt sich ausgeprägt in der Gestalt des Königssohnes Siddhârta, des Religionsstifters Buddha, der etwa sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lehrte, dessen Weltanschauung geradezu den Stempel der Gemütskrankheit trägt, aus welchem Grunde sie auch in jüngster Zeit im nervösen Europa eine gute Anzahl sogenannter Bekenner gefunden hat.

Buddha wollte seine Landsleute keineswegs von der Entfesselung der Seele überzeugen, aber er suchte die Qual des endlosen Daseins dadurch zu mildern, daß er die Wiedergeburt verkündete. Beim Absterben des Körpers bleibt die Seele in Gestalt aller ihrer guten und bösen Werke zurück und die letzteren bedingen die Neugeburt. „Der Grundgedanke des Buddhismus war in den sogenannten vier Wahrheiten zusammengefaßt: daß aus dem Sein unser Elend quelle, daß dieses Elend nur durch die fortgesetzte Anhänglich-

keit an die Sinnenwelt entstehe, daß ein Abstreifen dieser Anhänglichkeit vom Dasein erlöse und endlich, daß es einen Pfad zu einer solchen Erlösung gebe. Dieser Pfad zur Buddhahöhe forderte Entsagung und regungsloses Versenken in sich selbst. Nirvâna heißt der letzte und höchste Zustand, den der Fromme zu erreichen vermag, nur ist immer gestritten worden, ob Nirvâna überhaupt ein Zustand genannt werden darf."

Verständlicher erscheint uns die Sittenlehre Buddha's, welche wohl das Vorbild der christlichen gewesen ist. Hier wie dort finden wir die nämlichen humanen Grundsätze, welche zu ihrer Zeit unendlich viel zur Hebung der Civilisation beitrugen, so lange sie nicht die Kreise der ursprünglich kleinen Gemeinde überschritt. Später machte sich der widerwärtigste Heiligtümer-Kultus geltend, der seine Objekte auch aus dem Tierreiche zog, weil Buddha ja vor seiner menschlichen Erdenfahrt als Tier geboren worden war. Dazu kommen Schaaren von heilig gesprochenen Anhängern des Religionsstifters, die Bohdisattvas, welche einzig aus Barmherzigkeit nicht in das ihnen offen stehende Nirvâna eingehen, da sie sonst den zu ihnen Betenden nicht helfen könnten. Die menschliche Verkörperung zweier angesehener Bohdisattvas sind der Dalai Lama, dessen Anhänger von den Priestern das Cölibat fordern und der Bogda Lama, welcher seinen Gehilfen gestattet, das Kreuz der Ehe auf sich zu nehmen.

Die im Gegensatz zu diesen nördlichen, tübetanischen Bekenntnissen stehende südliche, buddhistische Schule erhielt sich rein auf Ceylon, sonst ist sie zumeist dem Schwerte des Islam erlegen. Denn es ist eine Thatsache, daß der Buddhismus seinen Bekennern jede Widerstandskraft raubt. Sie dürfen nichts Lebendiges, nicht einmal die parasitischen Tiere tödten und der Grundsatz einer weichlichen Duldung, die Erkenntnis, das „Nichts von Dauer sei" (mit diesen Worten starb Buddha) verhindern jede Auflehnung gegen brutale Unterdrücker.

Kunst und Wissenschaft.

Die bildenden Künste sind, wenn wir den indischen Schriftstellern glauben wollen, schon vor langer Zeit (angeblich drei Jahrtausende) zur vollen äußerlichen Entfaltung gelangt. Jedenfalls weisen die frühesten Spuren einer Art von künstlerischen Schaffen bis höchstens zu der Zeit hinauf

da Buddha lehrte. So lange Buddhisten neben den Brahmanen herrschten und dann die letzteren sich der neuen Lehre anpaßten, mischten sich auch in der Kunst die Stilformen der beiden Elemente, immerhin in der Weise, daß die Brahmanen auch äußerlich ihren Schamanismus durch Anbringen der barocksten Ueberladungen bewiesen. Das Eindringen der einzelnen fremden Elemente brachte dann eine merkwürdige Vermischung altindischer, klassischer und arabischer Motive mit sich. Im Norden des Landes finden sich ferner Skulpturen, welche zwar zur Zeit der Alleinherrschaft der buddhistischen Lehre entstanden sind, aber sichtlich von der griechischen Kunst beeinflußt wurden.

Am wichtigsten mußte die Pflege der Architektur den späteren Buddhisten erscheinen, da sie unzähliger Aufbewahrungsstätten für die von ihrem Religionsstifter herstammenden Reliquien bedurften. Aus den Reliquienhäusern (stupa, dagop, sope) entwickelten sich die Pagodentempel, während die berühmten Felsentempel an die Stelle der Höhlenwohnungen buddhistischer Einsiedler traten. Der Natur des Landes entsprechend, die überall die denkbar größte Ueppigkeit zeigt, spricht die indische Architektur jeder Regel, jeder gesetzmäßigen Entwickelung Hohn. Die Ueberladung ist phantastisch und oft geradezu unschön. — Eigentliche Denkmäler sind die Siegessäulen, welche nicht selten das Symbol Buddha's, den kauernden Löwen tragen und an den Sieg der neuen Glaubensrichtung erinnern sollen.

Die Skulptur fand vielerlei Bethätigung in der Ornamentik und der Schöpfung von Götterstatuen. Auch in diesen tritt uns das Uebernatürliche, das Phantastische entgegen, welches den gesamten Kunstausdruck beherrscht. Entweder erscheinen vielgliedrige Mißgeburten oder weichlich-üppige Gestalten, die freilich einer eigenartigen Anmut nicht entbehren, aber doch gar keine Individualisierung und nur sehr geringe Natürlichkeit aufweisen.

Von ehrwürdigem Alter sind die vielen prächtigen Königsstädte, deren Architektur auch dem praktischen Leben in Form von breiten, wohl gepflasterten Straßen, kühn gespannten massiven Brücken u. s. w. zu Gute kommt. Das Kunstgewerbe wie das Handwerk ist von jeher auf den Grundsatz der Arbeitsteilung aufgebaut gewesen und beide liefern

unter Verwendung höchst einfacher Mittel, prachtvolle Erzeugnisse. Besonders berühmt wurden schon im Altertum die indischen Gewebe, von denen gar manche das Resultat eines ganzen Menschenlebens darstellen.

Unter den Wissenschaften stand die mathematische obenan, obwohl sie, ähnlich wie das in Griechenland der Fall war, nur praktischen Zwecken diente. Die Inder kannten einzig die Zahl, die Geometrie machte bei ihnen einen Teil der Arithmetik aus. So wurden sie die glücklichen Erfinder der (fälschlich als „arabische" bezeichneten) Ziffern und der Algebra. In der Astronomie gelangten sie zu der Erkenntnis, daß die Erde sich um ihre Achse drehe und die Angabe über die Größe unseres Planeten kommt der Wahrheit ziemlich nahe. Leider wurden diese schönen Entdeckungen im Laufe der Zeit durch die Astrologie und den religiösen Aberglauben wieder überwuchert.

Das Schrifttum.

Die chinesische Litteratur entsprang der reinen Verstandesthätigkeit, die altindische einer schrankenlosen Phantasie, welche ein willkürliches Getümmel schuf, „in dem die Menschen zu Göttern, Götter zu Menschen, Pflanzen zu beseelten Wesen, Elephanten und Affen zu denkenden, bewußt handelnden Personen werden."

Die altindische Schriftsprache ist das Sanskrit (d. h. die „vollkommene" Sprache), das älteste der indogermanischen Kulturidiome und nun seit bald zwölf Jahrhunderten die (tote) heilige Zunge, welche einzig von den Brahmanen erlernt wird, um die heiligen Bücher lesen zu können. Für die südlichen Buddhisten spielt das Pali eine ähnliche Rolle, während die moderne indische Volkssprache eine Anzahl von Dialekten kennt, welche allein in ihren Wurzeln eine Verwandtschaft mit dem Sanskrit zeigen.

Nach indischer Auffassung ist die Litteratur gleichbedeutend mit „Wissen" (Vidijâ) und zerfällt in achtzehn Hauptteile, deren vornehmste die vier Veda's sind, welche religiösen wie kanonischen Inhalt aufweisen. Das Gesetzbuch des Manu, welches die Ordnung des Systems der Kasten feststellt, ist nicht weniger heilig; ihm schließen sich die älteren gemischten Schriften theologischen, mythologischen, philosopischen, medizinischen, botanischen, physikalischen, militärischen, grammatikalischen u. s. w. Inhaltes

an. Sehr alt sind jedenfalls auch die von verschiedenen Verfassern zusammengetragenen Heldengedichte, welche übrigens einen ganz gewaltigen Umfang aufweisen. So zählt eines dieser Epen, der Mahabharata, an hunderttausend Doppelverse.

Joh. Scherr urteilte über diese Poesie: „Das altindische Epos führt uns vermöge seiner innigen Verbindung mit der Mythologie, Theosophie und mythischen Urgeschichte des Landes fast durchgehends in metaphysische Regionen, wo es für uns nicht recht geheuer ist, weil die einzelnen Blitze der Aufklärung, welche bis jetzt über die Zustände des alten Orients hinleuchteten, das Dunkel dieser Zustände mehr zeigen, denn erhellen. Wann dereinst die Kultur der ältesten Welt in ihrem Zusammenhange vor den Augen der Nachkommen stehen wird, dann wird es auch möglich sein, das altindische Heldengedicht in seiner ganzen Größe zu erfassen und zu genießen. Jetzt ist es uns meist zu riesenhaft, zu ungeheuerlich und, wenn ich so sagen darf, zu theologisch. Wir schweben bei der Lektüre der indischen Epopöen in einer dunstigen, überheißen Atmosphäre, die unsern Atem beengt, und fühlen nur zu oft, wie aller Halt unter unsern Füßen weicht."

Weit genießbarer erscheint das indische Drama, welches nicht etwa nur auf dem hohen Cothurn einherschreitet, sondern auch mancherlei komische Szenen bringt. Tragödien kennt das altindische Schauspiel überhaupt nicht, alle seine Stücke enden mit froher Hoffnung und der Erfüllung rein menschlicher Wünsche.

Hand in Hand mit dem Drama geht die Lyrik, welche gewidmet ist „der glutvollen, verführerischen, berauschenden Liebe, welche nicht verglichen werden kann mit der erfrischenden Rose, der sanftbeglückenden, nicht mit der edlen Lilie, die zum Himmel weist, nicht mit dem gewürzreichen Veilchen, welches Erquickung braucht, sondern welche gleich den Düften des berauschenden Jasmin und blendend wie Sommergluten herabregnet in Strömen und alles in ihrem Feuer verbrennt." (Fortlage: Vorlesungen über die Geschichte der Poesie, 76).

Von großer Bedeutung erscheinen endlich die berühmten indischen Fabelwerke, von denen einzelne in alle Weltsprachen übergegangen sind. So ist das einschlägige Sammelwerk

Hitopadesa bereits 1480 als „Buch der Byspel der alten Weisen“ durch Sorge Herzog Eberharts im Barte von Würtemberg in Deutschland dem großen Publikum zugänglich gemacht worden.

Das indische Schrifttum besitzt endlich auch eine Art von Novellenlitteratur, aber es kennt nicht die Geschichtschreibung. In den sogenannten historischen Werken vermischen sich Sagen mit Dichtungen von oft recht anmutiger Form, die trockene Aufzählung der Geschlechter- und Dynastennamen und die kürzeste Schilderung wirklicher Geschehnisse.

Freilich, diese kleinen, zusammenhanglosen Fürstentümer, dieses in Knechtschaft versunkene Volk, das den häufigen Eroberungen höchstens einen passiven Widerstand entgegen setzte, konnte wahre Historik nicht ermuntern, welche doch nur gedeihen kann, wenn sie entschiedene und große Thaten zu schildern hat. Solche fehlen jedoch in Indien, das geistig zwar vielfach befruchtend — besonders in Hinterindien und auf Java — sich äußerte, das auch in den Zeiten der Alleinherrschaft des Buddhismus am großen Weltverkehr teilnahm, das sich aber niemals aufzuraffen vermochte, um energisch ein weit gestecktes Ziel zu erreichen. Die unheilbare Träumerei des indischen Volkslebens erklärt sich, wie wir gesehen haben, auf die natürlichste Weise. Die natürliche Ueberschwänglichkeit, welche die Individuen umgibt, zeitigt eine uns Nordländern vollkommen unverständliche, religiös ausschweifende Gemütsrichtung, welche ihrerseits alle gesellschaftlichen Verhältnisse in starre Formen preßt, wodurch endlich jede Thatkraft des Einzelnen gelähmt, jeder Fortschritt der Allgemeinheit verunmöglicht wird.

Sechster Abschnitt.

Die Kultur des Morgenlandes.

Unter dem Morgenlande (Orient) im engeren Sinne verstehen wir West-Asien, also das weite Ländergebiet zwischen dem Mittelmeer, dem Hindukusch und Soliman-Gebirge, dem Pontus, Kaukasus, dem Kaspisee und Amu, sowie dem arabischen Meere. Auf dieser weiten Fläche finden wir nach und neben einander als Herrscher chaldäisch-semitische Völker, Perser, Macedonier und Araber.

Allgemeines.

Je mehr die mit den mannigfachsten Schwierigkeiten verbundene Forschung [1]) an Ausdehnung gewinnt, desto sicherer wird die Ueberzeugung, daß die babylonisch-assyrische Kultur in eine ältere Zeit hinaufreicht, als selbst Aegypten. Die Weltgeschichte beginnt nicht im Nilthale, sondern in Babylonien, dessen Tochterland Assyrien ward, das aus einer ungefähr zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung entstandenen Kolonie hervor ging. Nach Babylonien weisen ferner die ältesten Sagen der Hebräer und selbst die Aegypter fanden dort ihre ursprünglichen Lehrmeister. Der kulturelle Einfluß ferner, den Babylonien und nach ihm Assyrien auf die westlich von ihnen gelegenen Länder ausübten, ist in all' seinem Umfange kaum mehr von uns zu erfassen. In Babylonien

[1]) Erst im XVII. Jahrhundert kam Kunde von den Inschriften zu Persepolis nach Europa. Aber es dauerte bis zum Jahre 1802 bezw. 1815 bis es dem Scharfsinne des Göttinger Gymnasiallehrers Georg Friedrich Grotefend gelang, 8—9 Buchstaben der Keilschrift zu entziffern. Auf diesem festen Grunde wurde weiter gebaut, so besonders durch Eug. Burnouf und Christian Laßen. Der Engländer Henry Rawlinson schuf aber erst die neue Wissenschaft der Assyriologie (seit 1846). Sein Landsmann Austen Henry Layard und der Franzose P. E. Botta veranstalteten seit 1842 die ersten Nachgrabungen in dem, das alte Ninive deckenden Schutthügel bei Khorsabad, bezw. bei Mosul. Der Pariser Orientalist Julius Oppert schuf die philologische Disziplin der Assyriologie, der in Deutschland vornehmlich Professor Eberhard Schrader zur Anerkennung verhalf.

Die Ruinen von Babylon untersuchten 1852/53 zuerst Fresnel und Oppert, doch hatten diese Forschungen ein mehr ideales als praktisches Ergebnis. Von besonderer Wichtigkeit ward die mit englischen Mitteln geförderte Reise von Rassam, der Ende der siebenziger Jahre den berühmten Sonnentempel von Sippar wieder fand. Kurz nachher entdeckte der Franzose de Sarzec eine uralte sumerische Kulturstätte am Tigris, wodurch die zwar vermutete, aber nie sicher bewiesene Existenz einer vorsemitischen Epoche zur Thatsache wurde.

entstand unsere Zeiteinteilung, dort fanden sich eine gute Zahl jener Götter und Heroen, welche uns in der hellenischen Mythologie menschlich näher treten, so z. B. Aphrodite (Aschtóret, Astarte, Ischtar), Dionysos, Adonis und Heracles (Nimrod). Die Zeichenschrift, deren älteste Denkmale für uns freilich phönikischen Ursprungs sind, ist sicher babylonischen Herkommens und von dort nach Phönikien gelangt. Auch die Kunst Griechenlands fand ihre ersten Vorbilder in Babylonien. Aber von vorneherein mag hier bemerkt werden, daß die uralte Kultur Vorderasiens nicht durch semitische Völker geschaffen ward, sondern durch die den heutigen Turko-Tataren verwandten Tumerier. Immerhin gruppieren sich der Anfang und das Ende der Geschichte der Hebräer um die Landschaften an den Ufern des Euphrat und des Tigris.

Babylon und Assyrien.

Alt-Babylonien.

Daß Babylonien schon im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung einer intensiven kulturellen Entwickelung sich erfreute, beweist allein schon ein künstlerisch prächtig vollendeter Siegelcylinder der Könige Sargon und Naram-Sin, welche um 3800 v. Chr. regierten. Zudem wird gerade von Sargon berichtet, der Herr über Akkad (Akkadien, Nordbabylonien) war, wie er große Tempelanlagen erbaute — ein Beweis mehr für die Thatsache, daß Altbabylonien weit früher sich entwickelte als Altägypten.

Merkwürdig ist auch die geographische Uebereinstimmung zwischen dem Nilthale und Babylonien. Beides sind Oasen, welche durch die Anschwemmungen gewaltiger Flüsse entstanden. Von Anfang an mußte der fruchtbare Weideboden dieser Gebiete, von vorneherein zur gründlichen Bearbeitung einladen, wobei die reichliche Bewässerung die größte Hilfe leistete. Das alte Chaldäa war zudem ein kleines Land (ungefähr so groß wie das Königreich Dänemark), das dicht besiedelt, seine Bewohner nur dann reichlich zu ernähren vermochte, wenn diese die natürliche Fruchtbarkeit durch emsige Arbeit unterstützten. Das landschaftliche Bild mag etwa dem der heutigen lombardischen Ebene geglichen haben; eintönig flache Felder, die durchschnitten von den Bewässerungsgräben,

mit kleinen Palmenhainen abwechselten. Die öfters eintretenden Ueberschwemmungen der Flüsse, welche über das gewöhnliche jährliche Maaß hinaus gingen, forderten zu energischen Bekämpfungen der etwaigen Folgen solcher Katastrophen heraus, und es mußte dadurch von vorne herein die Thatkraft der Bewohner gestählt werden. Sicherlich beschäftigten sich die ersten architektonischen Arbeiten mit Wasserbauten. Als Material für alle derartigen Anlagen wie für die oberirdischen Konstruktionen dienten die an der Luft getrockneten Ziegel aus Thonerde, welche in mächtigen Lagern vorkommt. Als Bindemittel benutzte man den Asphalt, ein Produkt der zahlreichen Naphtaquellen. Harte Bausteine mußten aus weiter Ferne, nämlich aus Südbabylonien zu Schiff herbei geführt werden. An Metallen, die hier überhaupt zuerst in den Dienst der Menschen traten, kannten die Akkadier das Gold und Silber, ferner Kupfer, Zinn, Eisen und Blei. Letztere beiden Elemente sind jedoch ziemlich selten gewesen und man behalf sich wohl durch Jahrtausende hin mit Waffen und Geräten aus Bronce. Die für die Entwickelung der menschlichen Thatkraft so wichtigen wilden Tiere fehlten nicht, so kamen besonders der Löwe, der Parder und der Schakal vor. Gezähmt waren längst das Rind, das Schaf, die Ziege, der Esel und vor allem natürlich der Hund, während das Pferd wahrscheinlich erst mit den Semiten ins Land kam.

Ganz ähnlich wie die deutschen Städte, so sind auch die akkadischen entstanden. Hier wie dort bildete ein religiöses Heiligtum den Kern der ganzen Anlage. Das weiche Baumaterial, welches den klimatischen Einflüssen nur unvollkommen zu widerstehen vermochte und das auch die Inschriften trug, hat uns vorläufig noch nicht gestattet, eine abgeschlossene Uebersicht über die alte sumerisch-akkadische Naturreligion zu gewinnen. Der „Herr der Erde" (In-ki oder Ea) ist der vornehmste Gott, ihn beschwört man als die gute Kraft, während die Söhne des Himmelsgeistes, die bösen Dämonen verkörpern. Die wieder und mit unendlichen Mühen zu Tage geförderten Tempel- und Pallastruinen lassen uns ahnen, welchen gewaltigen Umfang diese uralten Bauwerke besaßen; finden sich doch u. a. einige Stunden ob Shatras als Shat el Hai, der Euphrat und Tigris verbindet, die Reste eines Gebäudes, das nicht weniger als 530 m in der Länge, bei 310 m in der Breite zählte. Wahr-

scheinlich ist es einst die Residenz des Herrschers gewesen. Bei weitem umfangreicher sind die Ruinen von Warak (Uruk, Erech, Orchsë), welche unweit des Euphrat liegen und in das fünfte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, hinein reichen. Architektonisch wichtig ist hier besonders der merkwürdige Stufentempel des Mondgottes. Die Archäologie begrüßt die in Uruk gefundenen Siegelcylinder und die uralten Begräbnisstätten, welche mit höchst geschickt angelegten Entwässerungsanlagen versehen sind, weil sie allein es ermöglicht haben, daß die Thonsärge mit ihrem Inhalte auf unsere Zeit kamen.

Babylon und seine Schwesterstadt Borsippa enthalten dagegen vorzüglich die Ruinen der aus der Periode des bekannten (neubabylonischen) Königs Nebukadnezar (586 v. Chr.) stammenden Bauwerke. Daß Babel aber lange vorher ein Mittelpunkt der Kultur war, läßt uns allein sein alter Name „Sitz des Lebens" (Din-dur) erraten, welcher übrigens schon auf den mindestens 5700 bis 6000 Jahr alten Inschriften vorkommt.

Die Sumerier. Es waren, wie bereits gesagt, keineswegs Semiten die Urheber dieser ältesten Kultur, welche die Geschichte kennt. Moderne Gelehrte des hebräischen Glaubensbekenntnisses (z. B. Halévy in Paris) haben das nicht wahr haben wollen, aber thatsächlich sind die Sumerier, wie dies schon aus der Verwandtschaft ihrer Sprache mit den Turkidiomen hervorgeht, Nichtsemiten. Noch deutlicher beweisen es die erhaltenen Statuenköpfe, daß die Sumerier keine Semiten waren, welche stets an ihrer Nasenform und dem fast überreichen Haar- und Bartwuchs zu erkennen sind. Andererseits mögen die Sumerier gewiß kein autochthones Volk gewesen sein; sie selbst berichteten von sich, daß sie von Osten, von den Bergen herstammten, mithin wohl aus dem medischen Grenzgebirge.

Die Semiten. Hatten die von den Turkvölkern Mittelasiens abgesprengten Sumerier die Grundlage der babylonisch-assyrischen Kultur geschaffen, so ward diese von den semitischen Babyloniern weiter entwickelt. Zunächst muß aber noch bemerkt werden, daß die Babylonier mit den Assyrern der Sprache nach ein Volk bildeten, daß aber die Erstgenannten vielfach mit anderen, nicht semitischen Babyloniern, vermischt erscheinen.

Auch dieses Volk, daß uns die hebräische Geschichte so gerne als „blinde Heiden" schildert, verehrte ursprünglich

nur einen obersten Gott, eben den so berüchtigt gewordenen Baal, den „Herrn", dessen sichtbare Zeichen die Sonne und die Sterne waren. „Dieser von polytheistischen Kulten anderer Völker durchaus verschiedene Licht- und Gestirndienst hat sich nun einerseits vergeistigt zu dem im Alten Testament uns schon von Abraham an, in seiner Vollendung unter den Propheten entgegentretenden Monotheismus, und andrerseits, so vor allem bei den Babyloniern, sich vermengt mit dem sumerischen Polytheismus zu dem Produkt, welches wir in Nordbabylonien zirka 1900 v. Chr. ziemlich ausgebildet als offizielle Staatsreligion vorfinden. Der „Herr der Geister", In-lilla, ursprünglich mit dem großen Geist des Himmels (anna, dann semitisiert ann) identisch, wurde dem „Herrn" der Semiten als Bel gleichgesetzt, und die Himmelsgöttin Ninna oder Istar ihm als weibliche Ergänzung seines Wesens zugesellt und als solche dann auch zur Gottheit des Venussterns gemacht; deshalb spielen, wie in den altsumerischen Zauber- und Beschwörungsformeln der Geist der Erde und des Himmels, so in den Bußpsalmen der Gott und die Göttin (ohne weitere Beinamen) die Hauptrolle. Eine ursprünglich solare Lokalgottheit der Stadt Babel Amar-udug (Marduk, Merodach) rein sumerischer Namensbildung wurde zum Planeten Jupiter, die zwei dem Wesen nach ursprünglich gleichen Nindar und Nirgal, ebenfalls beide sumerischen Ursprungs, zu den Planeten Saturn und Mars, und eine weitere ursprünglich mehr untergeordnete Gottheit Nabu (d. i. der „Verkünder", aber trotz des anscheinend semitischen Namens dennoch ebenfalls von den Sumeriern übernommen) zum Planeten Merkur. Rammân endlich, d. i. der „donnernde" Wetter- nnd Blitzgott (später bei den Syrern in der Form Rimnôn anscheinend babylonischer Entlehnung und dem von Haus aus wohl hethitischen Hadad oder Dadda gleichgesetzt, ist seinem Namen nach wohl nur eine Uebertragung aus dem neusumerischen, wo er Mir-mir, auch blos Mir (von mir „Sturmwind") geheißen hat. Mit Rammân zu einer Trias vereinigt wurden dann Samas, der Sonnen-, und Sin, der Mondgott, von denen schon oben die Rede war; sehr zu beachten ist dabei, daß, wenn auch ersterer meist mit seinem sumerischen Namen Udug oder Babbar geschrieben, er doch stets semitisch (Samas) ausgesprochen wird, während Sin (ein Wort sumerischer Bildung) stets auch in

der Amtssprache beibehalten wurde. Außerdem wurden noch Ea (In-ki, der Geist der Erde) und Anu (ursprünglich anna, der Geist des Himmels) einfach aus dem ältesten sumerischen Geisterglauben herübergenommen und mit Bel, dem obersten Gott der Semiten, an den Anfang des in dieser seiner Zusammensetzung neuen Pantheons gestellt, und so war die babylonische Staatsreligion, welche dann auch fast unverändert, nur mit dem Lokalgott Assur an der Spitze, von den Assyrern adoptiert wurde, fertig." (Dr. Fritz Hommel: Geschichte Babyloniens und Assyriens, 265, 267).

Unter den Inschriften fallen uns natürlich die in schwungreichster Sprache abgefaßten Hymnen zur Ehre des höchsten Wesens auf. Weist diese ausgebildete Dichtkunst bereits darauf hin, daß die Kultur einen nicht geringen Umfang gewonnen hatte, so zeigen die in ansehnlichen Mengen wieder gefundenen „Kontrakttafeln", d. h. handelsrechtliche Uebereinkommen von weit verzweigten Familiengesellschaften, Privatstreitfälle, Notariatsakten u. s. w., daß der Staat wie die bürgerliche Gesellschaft längst ihre festen Normen besaßen. Eine dritte Klasse der erhaltenen Litteraturproben beschlägt die Zauber- und Beschwörungsformeln, zu denen sich auch manche der bei allen Semiten so sehr beliebten Bußpsalmen gesellen. Noch wichtiger für die Kenntnis dieses uralten Schrifttums erscheint das Nimrod-Epos, von dessen zwölf Gesängen eine ziemliche Zahl Bruchstücke bekannt sind. Es mag etwa aus dem XXIII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammen. Am wichtigsten ist der Bericht über die Sintflut, der genau die gleiche Schilderung aufweist, wie wir sie aus der Bibel kennen. Diese Uebereinstimmung zeigt, daß die große Ueberschwemmung ein allen semitischen Völkern vertrautes Ereignis war und sich vor der Zersplitterung in die einzelnen Nationen, in deren gemeinsamer Urheimat ereignete. Dafür spricht ferner die auch den Altbabyloniern geläufige Schöpfungssage der Genesis; kennt man doch einen Cylinder, welcher den Sündenfall illustriert und dabei weder den Baum noch auch die Schlange vergißt.

Die wissenschaftliche Litteratur beschränkte sich wahrscheinlich auf astronomisch-mathematische und philologisch-lexikalische Sammelwerke. In der schönen Litteratur fehlten die dem gesamten Oriente eigentümlichen Tierfabeln keineswegs.

In der praktischen Kultur fallen, wie bereits gesagt, die großartigen architektonischen Leistungen im Hoch- wie im Tiefbau auf. Das alles setzt natürlich ein vollständig geordnetes Staatswesen voraus und wenn wir auch nicht viel über dasselbe wissen, so sehen wir doch, daß es eine Despotie war, deren Verwaltungs- und richterlichen Aemter von der Priesterschaft übernommen wurden.

Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zerfiel das Reich des alten Babylon. Wahrscheinlich erlag es dem Ansturm der Kossäer-Elamiten. Kurz nachher, um 1600 v. Chr. finden sich auch die ersten Beziehungen zwischen Aegypten und Babylonien und im Hethiterland treffen die beiden Kulturrichtungen zusammen. Mächtig blühte damals die Handelsthätigkeit in Babylon auf: Lapis lazuli (Blaustein) war ein wichtiger Ausfuhrgegenstand, während man vom Lybanon Cedern- und Cypressenholz bezog.

Assyrien.

Während Babylonien eine große Zahl von teilweise nach einander auftretenden Kulturstätten besaß, finden sich in Assyrien von Alters her nur vier größere Städte, nämlich Assur, Kalach, Arbela und Niniveh. Unter diesen trat immer und ganz besonders der zuletzt genannte Ort hervor. Assyrien ist auch, im Gegensatz zu Babylon, ein rein semitisches Reich, das aus kleinen und bescheidenen Anfängen entstehend, erst im IX. Jahrhundert seine Herrschaft über ganz Mesopotamien ausdehnt. Die Natur des Stammlandes am oberen Tigris, mit kalten Wintern und verhältnismäßig dürftiger Flora, forderte seine Bewohner auf, ihre Lage durch Eroberung reicherer Gebiete, zu verbessern. Andererseits war die kriegerische Befähigung der Assyrier der Entwickelung einer eigenartigen Kultur nicht günstig. In der Litteratur kam man über sklavische Nachahmungen des babylonischen Vorbildes nicht heraus und auch in den Wissenschaften, den Künsten, nahmen diese Erben des alten Babels das für sie Brauchbare einfach an. Die politische Geschichte Assyriens weiß von fortgesetzten Kriegszügen zu berichten, welche mit der nämlichen Grausamkeit geführt wurden, wie sie uns aus den biblischen Erzählungen von ähnlichen Geschehnissen überliefert wird. Die größte Blüte des Reiches fällt in die Regierungszeit der Sargoniden (721—606 v. Chr.), dessen kolossaler Pallast in Ruinen bei dem heutigen Dorfe Khorsabad liegt.

Die vielfältig gefundenen Reliefs besonders geben ein Bild von dem äußeren Leben in Assyrien, das voll Ueppigkeit und sinnlicher Genüsse für den Despoten wie die ihm nahe stehenden Vornehmen ist, während das Volk und vorzüglich die Kriegsgefangenen sich in harter Frohnarbeit erschöpfen. Durch eine minutiöse Teilung der Arbeit, sowie die nach und nach zu hoher Entwickelung gelangende Technik, war es möglich, die umfangreichen Bauten zu errichten und auszustatten, ein Beispiel von Leistungen, welches sich sonst nur in Aegypten wiederfindet. Nächst der Architektur fordert die Bekleidungskunst hauptsächlich unsere Bewunderung heraus. Entsprechend dem kühlen Klima des Landes wurden höchst solide Wollenstoffe getragen, die mit mannigfachen und reichen Stickereien versehen, wahrscheinlich auch in prächtigen Farben leuchteten. Die Sandale wandelte sich in den halben Schuh und dann auch in den kräftigen Marschstiefel um. Mit der prächtigen Kopfbedeckung im Einklange stand die übermäßige Haarpflege, die steife unschöne Barttracht. Das Innere der Palläste enthielt kunstgerecht gefertigte Teppiche, Möbel und Geräte, unter denen wiederum besonders die Töpferwaren hervorragen. Die Kunst dagegen bleibt jedes idealistischen Zuges bar; es sind häßliche Phantasiegestalten (Geflügelte Stiere mit Mannsköpfen), unförmliche steife Statuen, die gewiß keine Portraitähnlichkeit aufweisen, gewaltige Reliefs voll kriegerischer Erinnerungen, aber ohne wirkliches Leben, welche jetzt aus dem Schutte der Jahrtausende neu erstehen.

Genug, die Kulturgeschichte hat nicht zu bedauern, daß Assyrien dem Bündnisse des Statthalters von Babylon Nabopalassar mit den Medern erlag. Um 606 ward Niniveh so gründlich zerstört, „daß, als 200 Jahre später Xenophon mit seinen Zehntausend vorüberzog, er nicht mehr wußte, welch' denkwürdige historische Erinnerungen die Trümmerhügel, die er für von den Persern zerstörte medische Städte hielt, bargen.“

Neu-Babylonien. Auch in diesem Reiche bildete der Krieg den Endzweck aller staatlichen Thätigkeit. Alle Nachbarn, vornehmlich Juda und Tyrus, mußten den Tribut leisten, aus dessen Reichtümern die Stadt Babel zu neuem, bis dahin ungeahnten Glanze erstand. Um diesen zu schützen, schloß ihn ein dreifacher, riesenhafter Gürtel von Befestigungen ein, welche anscheinend uneinnehmbar waren und für die Ewigkeit dauern

sollten. Die Stadt, welche gewiß mehrere hunderttausend Einwohner zählte, darf neben Rom überhaupt als der Mittelpunkt der Entfaltung von antikem Luxus angesehen werden[1]). Der Wohlstand, welcher sich hier an den Ufern des Euphrat zeigte, brachte die denkbarste Ueppigkeit im Leben größerer Volksmengen hervor. Gilt uns doch heute noch „Babylon" kurzweg als Ausdruck für schamlose Sitten und rein sinnliche Genüsse.

Die Blüte des neuen Babels dauerte nicht lange. Schon in der Mitte des VII. Jahrhunderts begann sein langsamer Verfall. Das mit kleinlichen Thronstreitigkeiten ewig beschäftigte, von den Haremsfreuden erschöpfte Königtum, vermochte den Untergang nur zu beschleunigen. So kam es, daß Babel selbst, im Vertrauen auf die Milde des persischen Großkönigs Cyrus diesem die Thore öffnete (538 v. Chr.) und sich fürderhin in die Rolle schickte, der Hauptort einer Provinz des neuen Weltreiches zu sein.

Erân.

Geographisches und Ethnographisches.

Unter Erân versteht man das große mittelasiatische Hochland zwischen dem Paropamisus und dem nördlichen Taurussystem im Norden, den steilen Uferterrassen des Indus im Osten, den Küstengebirgen im Süden, und der Landschaft Armenien im Westen. In Erân vollzieht sich die natürliche Wandlung zwischen Orient und Occident. Im ethnographischen Sinne „gehen die große Ruhe und Weichheit des Inders, seine Behaglichkeit und sein Luxus in das Gegenteil über." Das Klima wird hier rauh und ungleichmäßig in seinen vier scharf von einander abgegrenzten Jahreszeiten, es erscheint an Stelle der üppigen Pflanzenwelt die Vegetation, der man auch in Europa begegnet. An die Stelle des Elephanten tritt das Kameel, der Boden erfordert die tüchtigste Bewirtschaftung durch die Menschen, aber er liefert dafür auch mannigfaltige Gaben. Nicht leicht findet sich auf der Erde ein Land wieder, daß gerade wie dieses dazu geschaffen ist, den Menschen zur Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten anzuspornen. Die Berge sind reich an Edel-

---

[1]) Vergl. Friedrich Delitzsch: Ein Gang durchs alte Babel, Im „Daheim" Jahrgang 1884, Nr. 49, 50.

steinen (Türkisen) und enthalten gewaltige Schätze von edlen wie nutzbaren Metallen, darunter vorzugsweise Kupfer und Eisen. Hier gedeiht u. a. der Granatbaum, es reifen die Pistazie, die Mandel, die Dattel, die Weintraube; der Pfirsich findet in Erân seine ursprüngliche Heimat und auch die Aepfel, Birnen und Pflaumen mögen aus den höher gelegenen Gegenden stammen. Die Seidenraupenzucht wird von alters her betrieben, die Baumwollstaude ist längst nutzbar gemacht worden. Die tierische Wolle liefern ungeheure Schafe.

Im allgemeinen werden jedoch die Bewohner Erâns nur eine mäßige Wohlhabenheit erringen. So ist es leicht verständlich, daß sie „ihre Blicke sehnsüchtig nach den reichen Gefilden Mesopotamiens im Westen richteten, die zu den fruchtbarsten Gebieten der alten Welt gehörten, nach den reichen Handelsstädten, in denen damals großer Reichtum zusammenfloß, und später bei wachsender Macht auch nach den Küsten des Mittelmeers.“

Ob Indien oder Erân die Urheimat der Indogermanen ist, mag unentschieden bleiben, jedenfalls stehen Indier und Erâner unter sich in einem näheren Verwandtschaftsverhältnisse als dies zu den übrigen Gliedern der Völkerfamilie der Fall ist. Indier wie Erânier nennen sich gemeinsam „ârija“ und dieser alte Volksname hat für beide zugleich einen geheiligten Sinn. König Darius rühmte sich seiner arischen Herkunft und Herodot (VII, 62) teilt die Perser dem arischen Stamme zu.

Aelteste Nachrichten über die Erânier.

So weit die ältesten Nachrichten über die Erânier reichen, zeigt es sich, daß sie in dem nach ihnen benannten Lande feste Wohnsitze eingenommen hatten. Frühzeitig scheinen sie auch mit den benachbarten semitischen Reichen in Berührung gekommen zu sein. Sie entlehnten von ihnen die Keilschrift wie diese die verschiedensten Anschauungen von den Erâniern. Die Schöpfungsgeschichte der Hebräer und der Erânier stimmen in ihren Hauptpunkten überein, dagegen kennt die erânische Mythologie keine Sintflut — ein Beweis mehr, daß diese eine rein (semitisch-)lokale Katastrophe war.

Religiöse Vorstellungen.

Als den Stifter ihrer Religion bezeichneten die Erânier den Zarathustra (Zoroaster), dessen Lebensgeschichte legendär ist und über dessen Lebenszeit keinerlei sichere Anhaltspunkte vorliegen. Er soll von königlicher Abkunft gewesen sein

und die Verumständungen bei seiner Erzeugung wie seiner Geburt entsprechen ganz der orientalischen Phantasie. Im dreißigsten Lebensjahre begann Zarathustra das Prophetenamt. Seine im Sinne der religiösen Reform einer ausgearteten Verehrung der Naturelemente aufzufassende Sittenlehre, die Zendavesta, wurde zum bürgerlichen Gesetzbuch des Volkes.

Ormuzd und Ahriman mit den vielen guten und bösen Geistern gehen aus einer ursprünglich einheitlichen Gottheit hervor. Die Erde und die Menschen erneuern sich bis zu dem Augenblicke des Weltunterganges, der aber nicht einem Ende mit Schrecken gleicht, sondern im Gegenteil nur den Sieg des Guten über das Böse nach dem unendlich langen Kampfe darstellt. Zu den ältesten Kulten der erânischen Religion gehört der Feuerdienst. Das Feuer gilt als eine geheiligte Person, es darf nicht verunreinigt werden.

Der Staat und die Stände.

Eine Scheidung der verschiedenen Bevölkerungsklassen in Kasten bestand nicht, welche ja auch nur in reichen Ländern (Indien, Aegypten) denkbar ist, wo es möglich ist, die freie Thätigkeit des Einzelnen zu beschränken, da er bei der Wohlfeilheit des Lebens überdies genügenden Unterhalt für sich und die Seinigen findet. Da in Erân größere Gebiete Wüsten oder doch nur zur Weide geeignet sind, so gab es wenige Städte, diese waren jedoch von ansehnlicher Größe.

Man kannte innerhalb des Volkes vier Abteilungen: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbetreibende. Am ehesten läßt sich noch von einer Kaste der Priester (Athravans) sprechen, die ihre Abstammung natürlich auf Zarathustra selbst zurück führten. Das Rezitieren der Sprüche aus der Zendavesta (Avesta) bildete die Hauptbeschäftigung der Priester, daneben bedienten sie das heilige Feuer. Wirkliche Tempel für den Feuerkultus scheinen in alter Zeit nicht bestanden zu haben. Ihren Lebensunterhalt erwarben die Priester aus dem Lohn, welcher ihnen für ihre Bemühungen um das Heil der Laien von diesen gereicht ward. Uebrigens bedurfte das Weltkind schon damals eines Beichtvaters, „der ihm in zweifelhaften Fällen die nötige Aufklärung gibt, seine Beichte abhört, seine Sünden klassifiziert und ihm je nach Umständen die nötige Strafe diktiert, welche in vielen Fällen in dem Töten schädlicher Tiere bestand." Für ge-

nügende Spenden übernahm auch der Priester selbst die Buße! Wahrscheinlich diente mancher Priester auch als Arzt und zwar vornehmlich als Chirurge. Dann traten die Athravans auch wohl als Astrologen, als Schreiber, als Dolmetscher, als Lehrer auf. Eine andere Art Geistlicher waren die Mager, welche hauptsächlich in West-Erân amteten. Sie besorgten vornehmlich den Opferdienst und übten die Traumdeuterei. Ihre Stellung war dabei so angesehen, daß sie gewöhnlich den Unterricht des Thronfolgers übernahmen und im königlichen Rate saßen. (Dadurch läßt sich z. B. die Geschichte von dem falschen Smerdes gut erklären). Thatsächlich beherrschten die Mager eine gewisse Summe von naturwissenschaftlichen Kenntnissen.

An der Spitze des Krieger- wie des Priesterstandes hielt sich der „Großkönig" von Erân, der auch politisch Jahrhunderte hindurch die erste Macht in Asien darstellte. Er hielt dafür von Mithra, einem der ersten Genien abzustammen und dieser Glaube, der natürlich dem ganzen Volke gemeinsam war, brachte es mit sich, daß die ziemlich häufigen Empörungen wohl gegen einzelne Könige aber niemals gegen die gesamte Dynastie gerichtet waren. Die Herrschergewalt kennzeichnete sich als eine unumschränkte Despotie; immerhin bedurfte es zur Bezeichnung des jeweiligen Thronfolgers einer Zustimmung der Großen des Reiches. Nach orientalischer Sitte verkehrte der König mit seinen Unterthanen zumeist nur durch Mittelspersonen; das Gesicht des Herrn einmal erblickt zu haben, galt als hohe Ehre. Die Verwandtenheirat, welche die Avesta empfahl, kam in der königlichen Familie dadurch zum Ausdruck, daß die Herrscher häufig ihre Schwestern zu Hauptgemahlinnen machten, um die Reinheit des Geblütes der Nachkommenschaft zu sichern. Den königlichen Harem dagegen versorgten benachbarte, wenig mächtige Fürsten mit ihren Töchtern, die dann die Stelle von Nebenfrauen einnahmen. Natürlich fehlten schöne Sklavinnen dem Großkönig auch nicht.

Am nächsten von den Unterthanen standen dem Könige die nur zu Tribut und Heeresfolge verpflichteten, sonst aber ganz selbständigen Würdenträger. Den Adel fesselte der Herrscher durch reiche Spenden an seinen Thron; als die wichtigsten Hofämter galten die Stellungen des Mundkoches und Mundschenken, sowie der Leibarzt.

Das stehende Heer repräsentierte zunächst die zahlreiche Leibwache. An diese schloß sich die Schar der „Unsterblichen" an. Die Besatzungen der vielen festen Orte waren wohl lediglich gewöhnliche Mietstruppen. Im Kriegsfalle mußten natürlich alle vom Großkönige abhängigen Monarchen ein entsprechendes Corps zum Hauptheere senden. Dieses zerfiel in Reiter- und Fußvolksabteilungen von bestimmter Stärke. Immerhin erhielt sich die älteste Wehrordnung so lange bis sie vollständig verknöcherte.

In der Hofhaltung tritt uns überall ein ungeheurer Aufwand, ein märchenhafter Reichtum entgegen. Die königlichen Kassen füllten sich zum strotzen als die semitischen Länder, Kleinasien und Aegypten zum Tribut herangezogen worden waren. Steuern und Zölle mußten in baarem Gelde errichtet werden. Das Reich zerfiel in fest abgegrenzte Steuerbezirke, von denen ein jeder die im voraus bestimmte Summe leistete. Natürlich erhoben die Statthalter alle Auflagen mit orientalischer Willkür, um auch ihrerseits aus der Volksbedrückung den goldenen Ertrag zu gewinnen.

Ueber das Leben der Hirten, Bauern, Handwerker und Kaufleute in Erân besitzt die Kulturgeschichte nur wenige Notizen. Der dritte Stand bildete lediglich den fruchtbaren Boden, auf welchem die beiden anderen, so sehr bevorrechteten, wucherten. Die Hauptthätigkeit der Landbewohner Erâns umfaßte immer die Viehzucht; der wichtigste Gehilfe des Hirten, der Hund, genoß auch solche Verehrung, daß die Vorschriften für seine Bestattung die nämlichen waren wie für die Menschen. Der Ackerbau und die Gärtnerei mögen ebenfalls eine gute Zahl von Armen beschäftigt haben. Von den Handwerkern, welche sonst keine andere Arbeit betrieben, dürften die Waffenschmiede und Kultusgerätmacher, die Goldschmiede und Gewandschneider, Sticker und Weber die angesehensten gewesen sein. Der Handel fand seine natürliche Befruchtung durch die Haupthandelsstraßen, welche von Indien nach dem Westen quer durch Erân führten. Das seit Darius I. so wohl geordnete Münz- und Gewichtssystem trug wesentlich zu dem stets wachsenden Umfange solcher gewinnbringenden Thätigkeit bei. Darius legte zudem wirkliche Poststraßen an, wie er auch Briefcouriere auf ihnen laufen ließ, die in regelmäßigen Abständen aufgestellte Pferderelais benutzten.

Das Privatleben. Während am Hofe bereits in der älteren Periode des Großkönigtums das steife Ceremoniell der semitischen Babylonier und Assyrer herrschte, blieb das Volk doch im allgemeinen seinen früheren, einfachen Sitten treu. Die Polygamie war wie in allen orientalischen Ländern den Bürgern gestattet; die Eheschließung zudem sehr einfach, sie wurde nur durch das die Eránier freilich sehr verpflichtende Zusammengeben der Hände bezeugt. Um zur Ehe schreiten zu können, mußte der Mann wenigstens zwanzig, die Frau fünfzehn Jahre zählen.

Trotz des sehr freien Geschlechtsverkehrs waren erotische Ausschweifungen und selbst die von den Joniern übernommene Knabenliebe nicht allzu selten. Ueberhaupt stand das Familienleben nur auf schwachen Stützen; denn die Ehe sollte einzig und allein zur Zeugung einer gesunden Nachkommenschaft dienen, für welche man selbst königliche Belohnungen empfing. Ueber die Moral herrschten ebenfalls nur bedingt ethische Anschauungen; waren auch Lüge und Treulosigkeit verpönt, so wurden die bezüglichen Vorschriften besonders gegenüber Fremden nur selten beobachtet. Die religiösen Handlungen bewegten sich zumeist in streng aufrecht erhaltenen Formalitäten; Gebete mußten bei allen nur denkbaren, auch den unwichtigsten Ereignissen gesprochen werden. Das heilige Feuer vor dem zu schützen, was nur im entferntesten als unrein betrachtet ward, galt für die erste Pflicht; selbst Wasser mußte vom Feuer ängstlich ferne gehalten werden. Die Verstöße gegen das Glaubensgesetz erforderten Beichte, Buße und Waschungen, denen gewöhnlich ein Priester beiwohnte, wenn er sie nicht selbst am Sünder vornahm. Eigentümlich war die Art der Bestattung von Verstorbenen. Der Leichnam wurde an einen vom Feuer und Wasser möglichst weit entfernten Ort gebracht, „wo ihn fleischfressende Hunde und Vögel am besten bemerken konnten.“ Immerhin scheint es, daß nicht selten Ausnahmen von dieser Regel vorkamen und Fürsten (z. B. Kambyses) es sogar wagen durften, ihre Kadaver verbrennen zu lassen. Ueberdies sind großartige Grabdenkmäler erhalten geblieben, so z. B. das sogenannte Grab des Cyrus, ein Bau von sieben Marmorstufen, deren oberste einen 7,5 m langen Steinsarkophag mit schrägem Dache, trägt.

Die Kunst. Kunstwerke finden sich einzig in den von den beiden süderánischen Dynastien beherrschten Landschaften. Die Denk-

mäler der Achämeniden beginnen bereits mit Cyrus; die Ruinen der ihm gehörenden Paläste liegen in der Ebene von Murghâb. Dort finden sich die kümmerlichen Reste eines ersichtlich nach babylonischem Vorbilde aufgeführten Stufenpalastes und das Bild des Großkönigs, welches ihn mit vier Flügeln ausgerüstet und in einem eigenartigen (ägyptischen?) Hauptschmucke darstellt. Daß in den Palästen der Achämeniden die größte Pracht herrschte, bezeugt eine von Diodor (17, 71) gelieferte Beschreibung [1]) der Königswohnung zu Persepolis. Die Reliefs sind natürlich nur von historischem Interesse. Auch hier finden sich die phantastischen Tiergestalten, welche ein mutiger Mann, d. h. wahrscheinlich der König bekämpft, um dadurch anzudeuten, daß er alle personifizierten Uebel und Laster zu besiegen vermag. Großes Geschick verwendete das altpersische Kunstgewerbe auf die Münzen. Eine andere Kunst endlich, die Musik, scheint am Hofe zu Persepolis viel gepflegt worden zu sein. Wenigstens sagen uns zeitgenössische Berichte, daß griechische Lautenspielerinnen und indische Sänger dort gern gesehene Gäste waren. So stehen uns modernen Menschen die alten Perser auch hierin seelisch näher als ihre grausamen Vorgänger in der Herrschaft über Vorderasien.

Phönizien.

So wichtig auch das kleine Phönizien durch seine Beteiligung am Welthandel und durch seine Vermittlung der semitischen wie der ägyptischen Kultur an den Mittelmeerküsten geworden ist, so wenig eigene ursprüngliche Denkmäler sind von ihm übrig geblieben. Die Kenntnisse, welche wir von dem Lande besitzen, bauen sich wesentlich auf Ueberlieferungen und Berichten auf, welche andere Völker, z. B.: Assyrer, Aegypter, Hebräer und Griechen hinterließen. Ueber die Eigenart der phönizischen Entwickelungsgeschichte sagt Dr. Pietschmann a. a. O. S. 11 ff: „Die Geschichte der Aegypter wie der Babylonier bewegt sich im engsten Zusammenhange mit der Territorialgeschichte eines geographisch ganz bestimmt umgrenzten Landstriches. — Anders dagegen steht es mit

Allgemeines.

---

[1]) Ausführlich wiedergegeben von Fr. Spiegel. Erânische Altertumskunde, III, 800 ff.

den Phöniziern. In viel geringerem Maaße ist ihre Geschichte Landesgeschichte. Unter allen gesitteten Völkern des Altertums sind sie das erste, das es verstanden hat, von der Scholle Landes, auf der es seine nationale Eigenart erworben hatte, mit Behauptung dieser Eigenart und seiner Gesittung unabhängig zu werden, das erste, welches durch Auswanderung, durch Niederlassungen, die es in der Fremde gründete, Raum gewonnen hat, um zu voller geschichtlicher Geltung zu kommen. Gleich den Hellenen, die nach ihnen mit ähnlichen Mitteln Aehnliches erreichten, sind sie ein Volk, in dessen geschichtlichem Leben vor Allem die Einheit der Abstammung zum Ausdruck gelangt. Der kühnen Unternehmungslust, mit der sie auf den schrankenlosen Pfaden, die das Meer ihnen eröffnete, verlockendem Gewinne nachgingen und wählerisch sich selbst die Stätten suchten, wo sich am vorteilhaftesten eine Heimat einrichten ließ, verdanken sie ihre Stellung in der Weltgeschichte.... Auf den gesamten Verlauf der Kulturgeschichte aller späteren Zeiten hat dadurch die Ausbreitung der Phönizier einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Was sie tauglich gemacht hat, auch in diesem Sinne ein weltgeschichtliches Volk zu werden, war neben der Zähigkeit des Willens, mit der sie ihre Ziele verfolgten, ein hoher Grad von geistiger Empfänglichkeit, der ihnen gestattet hat, die Errungenschaften fremder Kultur mit Leichtigkeit sich zu eigen zu machen, es war die Geschmeidigkeit und Umsicht, mit der sie auch in einer ganz fremdartigen Umgebung sich heimisch zu machen verstanden."

In seiner größten Ausdehnung von Norden nach Süden maß das Land Phönizien höchstens bei 350 km in der Länge, und in der Breite besaßen die Bewohner nur das den schmalen Küstensaum umfassende Gebiet. Das Klima der Gegend, in jeder Hinsicht durch die maritime Lage gemäßigt, bewirkte trotz der nicht gerade günstigen Bodenverhältnisse, daß die Vegetation genügend gedieh. Die Fauna war die alt-kleinasiatische, welche ja unter anderem auch den Löwen kannte, welcher jetzt dort nicht mehr vorkommt. Immerhin wiesen die Nähe des Meeres wie die klaren Libanonsgewässer den Phönizier mehr darauf hin, an Stelle der Jagd vornehmlich den Fischfang zu betreiben, ebenso wie der Ackerbau gewiß frühzeitig in die Kultur von Gartenanlagen überging und die Viehzucht kaum über das durchaus Notwendige hinaus

ging. Edelmetalle wurden in Phönizien nicht gefunden, dagegen lieferte der Libanon sehr leicht schmelzbare Eisenerze und ein dem Bernsteine ähnliches fossiles Harz, die Küstenbäche aber den zur Glasbereitung benötigten Quarzsand und die Purpurschnecke. Die Seeschiffahrt entwickelte sich zunächst aus der Meerfischerei. Dagegen kommen die Küstenverhältnisse für die Schifferei so gut wie gar nicht in Anschlag; denn die bedeutendsten der alt-phönizischen Orte lagen nicht dort, wo sich gute Ankerstellen fanden, sondern vielmehr an Plätzen, welche lediglich vor feindlichen Ueberfällen und Handstreichen am ehesten einen verhältnismäßigen Schutz boten. Andererseits forderte die Schwierigkeit, die einzelnen Küstenthäler durch gute Landstraßen zu verbinden von vorne herein zum Transporte der Waaren zu Wasser auf. Endlich thaten die Phönizien benachbarten großen Kulturländer, deren vermittelndes Glied eben das schmale Küstenland war, ihr Bestes, um seine Bewohner zu kühnen Seefahrern auszubilden.

Die Entwicklung der phönizischen Kultur.

Die Phönizier (die Herkunft des Namens ist noch nicht aufgeklärt) haben sich jedenfalls schon längere Zeit vor der Besiedelung Palästinas durch die Hebräer, von den Kanaanäern abgetrennt. Sie sind also aus dem Binnenlande heraus an die Seeküste gewandert und nicht umgekehrt über das Meer in eine neue kontinentale Heimat gelangt. Ueber die Höhe der Kultur, welche die kanaanäischen Phönizier bei ihrem Einzuge in das Küstengebiet besaßen, lassen sich nur Vermutungen aufstellen. Die Namen der als Handelsplätze später bedeutend gewordenen Niederlassungen, welche einfach „Fischfang", „Fels", „Berg", „Brunnen" bedeuten, zeigen, daß sie aus sehr dürftigen Anfängen hervor traten. Jedenfalls ging die Eroberung des Landstriches ohne jeden Widerstand seitens der etwa vorhandenen Einwohner vor sich, so daß die Existenz dieser Autochthonen überhaupt in Frage gestellt werden darf. Wann die Besetzung des phönizischen Gebietes erfolgte, ist nicht zu ergründen[1]). Ebenso muß es ganz aussichtslos bleiben, den alten Streit schlichten zu wollen, ob Sidon oder Tyros die erste Stadtgründung ge-

[1]) Die Phönizier behaupteten eine mindestens 30 Jahrhunderte alte Geschichte zu besitzen. Die Babylonier fabelten von 480 Jahrtausenden. Nach Herodot setzte man die Gründung von Tyros auf 2750 v. Chr. an. Immerhin hat Canisius gewiß nichts von den Legenden der phönizischen und babylonischen Chronologen gewußt. Sonst hätte er die Genesis kaum auf eine so verhältnismäßig kurze Vergangenheit berechnet.

wesen sei. Ziemlich sicher begründet erscheint dagegen die Annahme, daß die Phönizier einen guten Teil kultureller Anregungen aus dem alten Babylonien, etwa auf dem Wege über Syrien, bereits empfangen haben, ehe sie das später nach ihnen benannte Land aufsuchten. Darauf deuten besonders mythologische Aehnlichkeiten hin. Anderes, besonders religiöse Legenden (die Adonis-Sage z. B.) wurden aus Nord-Syrien (Lydien) entlehnt. Immerhin besitzt die phönizische Götterlehre ihre hervorragenden Eigentümlichkeiten. „Ihrem Wesen nach beruht sie auf selbständiger Ausbildung und Fortentwickelung der allen semitischen Religionen ursprünglich gemeinsamen Grundanschauungen und Auffassungsweisen. . . . Die Probleme, welche bei den semitischen Völkern die ersten religiösen Stimmungen erregt und zur Bethätigung in bestimmter Richtung gebracht haben, sind dieselben, welche auch sonst auf religiösem Gebiete das Denken und Handeln beschäftigen. Der handgreifliche Gegensatz zwischen dem Starren, Unwandelbaren, Unbeseelten in der Natur und dem auf Werden und Vergehen nach einer besonderen Gesetzmäßigkeit beruhenden und in sich abgeschlossen verlaufenden Daseinsprozesses der Pflanze, des Tieres, des Menschen hat das Phänomen des Lebens als solches unterscheiden und es als Geheimnisvolles und Rätselhaftes erkennen gelehrt: überall, wo es auftritt, offenbaren sich selbständige verborgene Kräfte. Zu dieser Erkenntnis von lebenerzeugenden Ursachen, die mit Scheu betrachtet werden, gesellt sich die Erkenntnis, daß der Vorgang des Lebens nicht lediglich durch innewohnende Kräfte zu stande kommt, daß er von allerlei äußeren günstigen oder ungünstigen Bedingungen beständig abhängig bleibt. So entsteht die Anschauung, daß auch in diesen Bedingungen wiederum verborgene Kräfte ihre Macht offenbaren, und da diese Bedingungen nicht blos solche sind, welche das Bestehen des Lebendigen schädigen und seiner Entwickelung den Garaus machen, sondern auch Bedingungen, welche das Gedeihen des Lebendigen vorbereiten und fördern, werden die Kräfte höherer Ordnung, deren Wirken im Eintreten dieser Bedingungen erkennbar erscheint, ebenfalls als lebendige oder wenigstens nicht als unbelebte aufgefaßt. Auch dem Bewußtsein des Einzelnen vergegenwärtigen die Erlebnisse beständig die Abhängigkeit des eigenen Lebens und der eigenen Person von unsichtbaren Einflüssen und Mächten. Die un-

gestümen Triebe der eigenen Seele, das Erwachen der Leidenschaft, die Mann und Weib aneinander fesselt und ihr Recht gebieterisch geltend macht, das unerwartete Eintreten von Krankheiten, der schreckenhafte Anblick des Todes, Verzagtheit, die den sonst Beherzten in Augenblicken der Gefahr überkommt, unverhofftes Entrinnen aus Bedrängnissen, aus denen keine Rettung möglich erschien — sie alle lehren eindringlich, daß der Mensch niemals ganz der Herr seines eigenen Ichs, daß verborgenen Mächten Gewalt über ihn gegeben ist. Und wie der Einzelne unzählige Male Anlaß erhält, dies anzuerkennen, so drängt unablässig der Gemeinschaft von Individuen, der er angehört, dem Stamme, dem Volke, als Ergebnis der Erlebnisse die Ueberzeugung sich auf, daß ihr Wohl und Wehe in der Gunst oder Ungunst höherer Mächte seinen Ursprung hat." (Dr. R. Pietschmann a. a. O. 152/53).

Von der Religion der Phönizier sind, bei vollständigem Mangel an thatsächlichen Quellen, nur wenige Einzelheiten sicher bekannt. Zu höherer Ausbildung ist die Glaubenslehre des praktischen Handelsvolkes nicht gelangt. Sie blieb in vieler Hinsicht roh und barbarisch. Die Meinung, daß das Blut alle Lebensäußerungen erzeuge, führte folgerichtig zum Schlachtopfer, „um den Schatten der Verstorbenen Leben einzuflößen" und um den finstern Göttern die von ihnen beliebte Speise zu reichen. Das Opfern von Menschen mußte die erzürnten höchsten Wesen am ehesten besänftigen. Die Vorstellung, daß das Opfer in Form des Abschlachtens erstgeborener Geschöpfe an Bedeutung gewinne, ließ die grausame Ermordung von Kindern für ein höchst gottgefälliges Werk erscheinen. So zwang der alte Brauch die ersten Familien der phönizischen Kolonie Karthago nach bestimmter Reihenfolge eines ihrer Kinder zu opfern. Man wußte sich jedoch insoferne dieser drückenden Verpflichtung zu entziehen, daß man fremde (adoptierte) Kinder in den glühenden Bauch des ehernen Götzen warf. Auf ähnlichen Voraussetzungen beruhte das Opfern der jungfräulichen Ehre seitens der mannbar gewordenen Mädchen gegen Entgelt an stammesfremde Männer. In Byblos freilich konnte sich die Jungfrau von solcher Hingabe dadurch befreien, daß sie am Tage der Trauer um Adonis ihr Haupthaar abschneiden ließ, das dann der Baalat zufiel. Auch die Beschneidung, der alle

männlichen Standesangehörigen unterworfen waren, ist eben so wohl als ein der Gottheit dargebrachtes Opfer wie als eine prophylaktisch-sanitäre Maßregel aufzufassen.

Die Götter selbst sind rein sinnlich aufgefaßte Gestalten. Das befruchtende männliche und weibliche Element bildet die Grundlage des ganzen Systems, als dessen wichtigste Vertreter Moloch, Melkart, Adonis, Baaltis und Astarte, die phönizische Aphrodite erscheinen. Neben Baal, der sich zu Tyros in den „Stadtkönig" Melkart umwandelte und hebräisch als Melech (Moloch) bezeichnet ward, erscheint vorzüglich in Sidon die Aschtaris (babyl. Istar, Astarte) als „Herrin." In Byblos stand an der Spitze der lokalen Götterwelt die Baalat (Baaltis). Der Adonis-Kult, eng verbunden mit dem der Astarte, weil alljährlich die Zeugungskraft der Natur erlischt und eine Wiederbelebung erst wieder eintreten muß, war allen Phöniziern gemeinsam.

Praktische Kultur. Der Handel war die schöpferische Kraft, welche die ältesten phönizischen Niederlassungen in ansehnliche Städte umwandelte. Der Handel mit fremden, nicht mit einheimischen Erzeugnissen blieb auch so lange die Hauptbeschäftigung, ehe nicht die Phönizier dahin gelangten, ausländische Industrien in ihre Heimat zu verpflanzen. Sidon übernahm z. B. jedenfalls die Kunst der Glasbereitung aus ägyptischen Händen und ebendaher mögen die ersten Kenntnisse über die Erzeugung von Thon- und Fayencegefäßen gekommen sein. Dagegen bleibt Sidon der Ruhm, diese Industrieen vorzüglich ausgebildet zu haben, wie denn auch die sidonischen Glasfabrikate im Altertum eine starke Nachfrage erfuhren. Fast noch wichtiger wurde die Purpurfärberei, die ebenfalls wohl kaum ihren Ursprung in Phönizien fand (denn die Farbmuscheltiere kommen fast überall an den Ufern des Mittelmeeres vor), die aber in Tyros zur höchsten Vervollkommnung gedieh[1].

Handel. So lange sich die Hellenen nicht am Welthandel beteiligten, lag dieser ganz in den Händen der Phönizier. Ursprünglich sind diese Seeräuber und Handelsleute in einer Person gewesen, wie das bei allen Küstenvölkern der Fall war. Homer und Herodot berichten ausdrücklich, daß hellenische

[1]) Die große Kostbarkeit der mit dem Purpursaft gefärbten Wolle erklärt es auch, daß nur die Könige sie zu ihren Mänteln benutzten. Schließlich identifizierte der Sprachgebrauch „Purpurträger" und „Könige".

Kinder von den Phöniziern geraubt wurden, um entweder Lösegeld von den Eltern zu erpressen oder die Sklavenmärkte des Morgenlandes mit kostbarer Ware zu beschicken. Was dagegen an einfachen Gegenständen eingehandelt wurde, das ging aus den Niederlagshäusern der phönizischen Städte hinüber über den Libanon, um zum Teil bei den dortigen Nomadenstämmen gegen die feinste Wolle ausgetauscht zu werden. Was weiter verfrachtet ward, wanderte wohl auf dem Rücken von Kameelen bis nach Mesopotamien. Palästina, das ebenfalls frühe in Haudelsbeziehungen, besonders zu Tyros und Sidon trat, lieferte Weizen, Baumöl und Wein. Aus Kappadokien und Kaukasien, dessen Bewohner sich durch körperliche Schönheit auszeichneten, bezog man Sklaven, aus Armenien edle Rosse, aus den kleinasiatischen Bergwerken die benötigten Edelmetalle, von denen das Silber auch zur Ausmünzung kam. Räucherwerk, Gold und Edelsteine kamen aus dem „glücklichen Arabien", ferner Elfenbein, Ebenholz, Gewürze aus Indien und Afrika. Mit Aegypten, das sein Land ängstlich gegen den Seeverkehr abschloß, handelten die Phönizier auf dem Karawanenwege; in Theben und Memphis besaßen sie eigene Niederlagshäuser.

Nicht die Uebervölkerung des heimatlichen Gebietes, sondern vielmehr die Sorge, weitere Absatzgebiete für die eingehandelte Waare zu gewinnen, bewog die Phönizier, das Ziel ihrer langen Fahrten mehr und mehr nach Westen zu richten. Cypern ward frühzeitig kolonisiert; der Handel mit der Nordküste Afrikas (Karthago), den Südküsten Galliens (Massilia) und Iberiens (Neu-Karthago) blieb längere Zeit eine Art von Monopol in den Händen der Phönizier. Sie haben sicher auch ihre Reisen in den atlantischen Ozean hinein ausgedehnt, waren aber, um jeden etwaigen Wettbewerb auszuschließen, stets eifrig bemüht, über alle dort gemachten Erfahrungen ein mystisches Dunkel zu breiten [1]). Daß Griechenland und Italien keine phönizischen Kolonien aufwiesen, erklärt sich aus der überraschend schnell entwickelten hellenischen Selbständigkeit und dem Talente der Jonier, in der Ausbeutung des Welthandels als Mitbewerber aufzutreten. — Fraglich bleibt es, ob die Phönizier direkt

[1]) Etwa um 505 v. Chr. segelte Hanno von Karthago mit 30000 Begleitern aus, um die Westküste Afrikas zu erforschen. Nach seinem ins Griechische übertragenen Reisebericht (Hanno Periplus) gelangte er bis zum Kap der Südspitze, d. h bis nahe an den Wendekreis des Krebses.

auf die Entwickelung der Kultur Nord- und Mitteleuropas im Broncezeitalter einwirkten. Wir wissen zwar, daß sie den Bernstein von den Ufern des baltischen Meeres bezogen, aber es scheint fast, als sei er auf dem Landwege und nur durch Vermittlung in die tyrischen, sidonischen wie massilischen Kaufgewölbe gelangt.

Die Kunst. Ein reiner Handels- und Industriestaat wird wenig Idealismus besitzen, seine Kunstbestrebungen aber vornehmlich in großartigen Prachtbauten und im Kunstgewerbe äußern. Selbst hierin sind jedoch die Phönizier wenig originell gewesen, indes sie doch auf diesen Gebieten die größte Bethätigung zeigten. Ihre Goldschmiedarbeiten, welche den älteren Hellenen als neidenswerte Schöpfungen erschienen, wanderten zumeist an die vielen königlichen Höfe Syriens und Kleinasiens. Die kostbare Kleidung, welche phönizische Vornehme von Alters her trugen, fand sogar Eingang in dem sonst gegen fremde Erzeugnisse streng abgeschlossenen Aegypten. Die Bekanntschaft mit den babylonisch-assyrischen Bauten brachte die Phönizier dazu, daß sie die Architekten der kleineren semitischen Staaten wurden. Hirom, der Herr von Tyros (969—936 v. Chr.), welcher viel für die Verschönerung seiner Stadt that, erbaute für Salomo den Palast und den Tempel auf der Burg zu Jerusalem. Gerade an diesem Werke zeigen sich vornehmlich ägyptische und assyrisch-babylonische Einflüsse. Man nahm ja unwillkürlich den von den Hauptabnehmern der Kunstgegenstände beliebten Geschmack und Stil an. Andererseits machten die Phönizier ganz unläugbar Fortschritte in ihrer künstlerischen Entwickelung; sind sie doch die ersten, welche sich von der steifen Profilierung figürlicher Darstellungen abwendeten und etwelches Leben in dieselben einzuhauchen verstanden. — Original waren sie endlich in ihren Schiffsbauten, für welche die damals noch nicht gelichteten Waldungen des Libanon das beste Material lieferten.

Staatsverfassung. Phönizien sah niemals einen Einheitsstaat. Es bildete stets eine Föderation von Städterepubliken mit aristokratischen Staatsverfassungen, die aber auch das monarchische neben dem demokratischen Elemente kannten. Sicherlich ist diese Form der staatlichen Ordnung sowohl für das spätere Hellas wie für Italien maßgebend geworden, wenigstens finden sich dort mannigfache Anklänge an das phönizische Vorbild.

Palästina.

Palästina ist seiner natürlichen Eigentümlichkeit nach das Land der Gegensätze. Ein kleiner Besitz, bewohnt von einem begabten Volke, liegt es in der Nähe der großen Mittelpunkte orientalischer Kultur, aber doch von ihnen gleichsam weit entfernt, da trennende, unwegsame Wüsten sich vorlagern, in denen das „gelobte Land" selbst fast nur wie eine größere Oase erscheint. Auch das Meer liegt dem Jordanthale in scheinbar bequemer Nähe, in Wahrheit schieben sich zerklüftete, unwegsame Gebirge dazwischen, während die Küste keine guten Hafenplätze aufweist und auch dem Verkehre ungünstige Strömungen, das Landen beeinträchtigen. Der Boden von Palästina ist der denkbar fruchtbarste, er vermag ein verhältnismäßig zahlreiches und genügsames Volk mit Leichtigkeit zu ernähren. Das sind demnach alles Faktoren, die das abgeschlossene Leben einer Nation begünstigen, ihr aber den freien Blick rauben, der in die Ferne schweift und weitgehende Unternehmungen befördert. Palästina ist von der Natnr dazu bestimmt gewesen, eine Volksidee heranreifen zu lassen, welche an sich zwar höchst unfruchtbar, doch durch ihre Vermischung mit anderen, morgen- und abendländischen Elementen, einen nachhaltigen Einfluß auf die Kultur Europas ausübte. Weltstellung.

Daß die Hebräer zu den Völkern semitischer Zunge gehören, ist allgemein bekannt. Der Sprachgebrauch hat ja überhaupt den Begriff „hebräisch" oder „jüdisch" mit „semitisch" identifiziert. Sehr falsch aber wäre es, anders als im konventionell-wissenschaftlichen Sinne von einer „semitischen Rasse" zu reden, denn die Genesis, welche die „Kinder Sems" aufzählt, widerspricht vielfach den Thatsachen. Waren doch die Kanaaniter die nächsten Volksverwandten der Juden, trotzdem nach der Bibel Kanaan, der Sohn Hams ist. Die Juden (Hebräer soviel wie jenseits des Jordans-Wohnende) oder Israeliten unterscheiden sich aber scharf von allen übrigen hebräischen Völkern [1]). Sie haben ihre Stammeseigentümlichkeiten ziemlich rein zu bewahren vermocht, ihre Kultur Allgemeines.

[1]) Nämlich Moabiter, Ammoniter und Edomiter. Die Moabiter verehrten „Kemosch" in derselben Art und Weise wie die Israeliten ihren „Jahwe". Die moabitische Sprache ist ein Dialekt der alttestamentarischen.

fällt mit der Kanaans zusammen, welches vorwiegend Ackerbau trieb und sie kennen nur einen Nationalgott, den Jahwe. Nach ihrer ältesten Nationalsage stammen die Israeliten aus Mesopotamien. Die Stammesheroen Abraham, Isaak und Jakob sollen sich in drei Generationen im Westjordangebiete angesiedelt haben und unter Joseph fand der Zug nach Aegypten statt. Das entspricht jedoch keinenfalls der Wahrheit. Vor der Auswanderung in's Nilthal haben die Israeliten nicht in Kanaan gesessen und von ihrem Aufenthalte im Lande der Pharaonen kann nur so viel gesagt werden, daß häufig einzelne nomadische Familien dort für längere oder kürzere Zeit weilten, daß aber kein einziges ägyptisches Denkmal von dem Exodus und allen an ihn geknüpften poetischen Fabeln, zu berichten weiß [1]).

Die Verehrung „Jahwes" ist den Israeliten ursprünglich fremd gewesen, das erhellt aus der Sage selbst, die Moses den reinen Gottesglauben von den Kenitern (Kain) übernehmen läßt. Ferner haben die Israeliten gewiß so lange im Ostjordanlande gesessen, bis sie durch die Zunahme der Bevölkerung in Folge der Ausdehnung des bäuerlichen Betriebes, zur Auswanderung (wenigstens bei den schwächeren Sippen) gezwungen wurden. Am nächsten lag die Idee, das Westjordangebiet zu besetzen, unhistorisch ist freilich die Person Josuas. Die völlige Verschmelzung der Israeliten mit den Kanaanäern ging erst in der Königszeit vor sich und die Eroberung des Landes geschah auf „wesentlich friedlichem Wege." Zudem ward Israel niemals unumschränkter Gebieter über die Territorien westlich vom Jordan. Auch die Einteilung des Volkes in seine zwölf bekannten Stämme ist stets eine rein theoretische gewesen, wie denn die Zahl der zwölf überhaupt niemals vollzählig erscheint.

Das Wesen der israelitischen Kultur.

Israel tritt in der Geschichte auch in den frühesten Zeiten als ein Ackerbau treibendes Volk auf, dem aber die Erlebnisse seiner als Nomaden die Wüsten durchstreifenden Ahnen vertraut blieben. Damit hängt die Vorliebe für die Viehzucht zusammen wie auch die poetische Sprache „voll ist von Bildern und Redewendungen, welche dem Leben der

1) Die sicher feststehenden Beziehungen einzelner hebräischer Clans zum Nillande, von denen freilich nur dürftige Kenntnisse aus Grabmalereien zu schöpfen sind, zeigen übrigens eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der Flucht nach Aegypten, welche von der Jesusfamilie unternommen ward.

Nomaden und Hirten entstammen." Das Land war teils mit Dörfern, teils mit stark ummauerten Städten bedeckt; immerhin besaßen einzelne Reiche größere Gehöfte. Die Städte waren klein, Jerusalem mag zu seiner besten Zeit höchstens 50,000 Einwohner gezählt haben. Von Handwerken erscheinen überall das der Schmiede und der Töpfer; Alt-Israel lebte im „ehernen" (Bronce-) Zeitalter, kannte jedoch das Eisen und die Edelmetalle. Die Wohnstätte des Landmannes mag der Hütte des modernen Fellachen durchaus geglichen haben. Der Städter besaß einstöckige Häuser mit flachem Dache und einfachster Möblierung. An leiblichen Genüssen, die über das Maaß der gewöhnlichen Nahrung hinaus gingen, kannte man den Wein und die süßen, von Feigen und Rosinen gepreßten Kuchen. Einfach wie die Wohnung war auch die Kleidung, welche Frauenhände in jedem Hause aus den im Lande gewonnenen Materialien erzeugten; der Schmuck wurde zum Teil nach Art der Barbaren (Nasen- und Ohrringe, Ohrgehänge) getragen und vertrat nebenbei die Stelle von Amuletten, oder diente zur Bezeichnung der königlichen Würde.

Der Handel mag recht primitiv betrieben worden sein, doch werden Zahlungen in Edelmetall erwähnt. Der echte Israelite selbst reiste nicht in fremde Länder. „Draußen zu weilen hat um so weniger Reiz, als man sich damit in den Bereich fremder Gottheiten begibt, der heimischen Sitte nicht korrekt nachleben kann und dem Kulte des eigenen Gottes entsagen muß, hierdurch aber in ein ungewisses Verhältnis zu demselben tritt." Wissenschaften gab es keine, selbst die Medizin fehlte dem Volke, das nachmals so häufig große Aerzte hervorbrachte; die äußeren Schäden pflegte der Scheerer, im weiteren vertraute man auf Gebetsheilung und Zaubersprüche.

Die Sklaverei bestand, aber in mildester Form; war der Hörige israelitischer Abkunft, so mußte er im siebenten Jahre des Verlustes seiner Freiheit ledig gesprochen werden. Nur mit ausdrücklicher Einwilligung blieb er lebenslang zur Verfügung des Herrn. Stets schützte den Sklaven das Gewohnheitsrecht. Die Sklavin erscheint zumeist als Kebsin, oder Vertraute der Hausfrau, welche ihrerseits ja auch ein vom Gatten regelrecht bezahltes Stück Eigentum darstellt. Andererseits wurde der Verkehr zwischen den beiden Ge-

schlechtern nicht gehindert; Jünglingen und Jungfrauen bot sich vielfach Gelegenheit, eine passende Wahl fürs Leben zu treffen. Die Polygamie war gewöhnlich bei den Reichen, auch die Aermeren besassen, wenn immer möglich, zwei Frauen. Altert das Weib, so führt es dem Hausherrn wohl gar selbst eine junge, frische Concubine zu. Der Mann beging nur dann Ehebruch, wenn er die Gattin oder Verlobte eines Anderen verführte; er konnte sich von seinem Weibe trennen, indem er ihr kurz den Scheidebrief reichte. Trotz aller dieser Beförderung der Abwechselung im Geschlechtsgenusse, bildeten die Prostitution und widernatürliche Laster häufige Erscheinungen seit den ältesten Zeiten. Selbst bei der Ausübung des Kultus treten einzelne Unzüchtigkeiten zu Tage.

Gezwungen durch die Fremdherrschaft, welche ihnen ein schweres Los bereitete, kamen die Hebräer dazu, ein Königtum aus freier Wahl aufzurichten. Im allgemeinen gesprochen, sollte der König der oberste Heerführer, der höchste Richter, der erste Priester des Volkes sein. Mit dem Königtum gelangte jedoch ein verderbter Beamtenstand zu unangenehm fühlbar werdender Macht. Die richterlichen Befugnisse, bis dahin im Besitze der Stämme und ihrer Aeltesten, gingen auf des Königs Diener über und diese wußten dabei, echt orientalisch, ihren Nutzen zu finden. Das und die mangelnde Thatkraft der Nachfolger Salomos ließen ein einheitliches Königtum bald wieder verschwinden.

Noch ein Wort über den Glauben. Der israelitische Monotheismus ist durchaus nicht in dem Sinne aufzufassen, welchen wir hinein legen und den unverständige Erklärer der biblischen Sagen so gerne wahr haben möchten. Jahwe ist der Gott Israels und außerhalb der Landesgrenzen hat er nach Ansicht der alten Hebräer gewissermaßen so wenig zu sagen, daß seine Getreuen in der Fremde unter dem Gebote der dort heimischen Götter stehen. Jahwe kann zwar manchmal die ausländischen Götzen seine Kraft fühlen lassen aber sein Volk wird auch von den Moabitern (2. Kön. 3, 27) geschlagen, weil deren Landesgott Kemosch persönlich Partei ergreift. Jahwe ist im ganzen wenig gütig mit den Seinen, weit eher ein despotischer, echt orientalischer Herrscher, von dem man nie weiß, ob er nicht durch geringfügige Dinge gekränkt wird, und dem man folgerichtig nur in denkbar tiefster Demut begegnet. Dabei bethört Jahwe die Mensch-

und fortwährend fragend und bangend vor dem dunkeln Vorhang stand, welcher die Mysterien des Menschendaseins verhüllt. Der bunte, genußfreudige Sensualismus des Orients macht sich hier nur in vereinzelten Tönen laut und erfuhr durch den von der Erde abgewandten, stets nach Vereinigung mit Gott seufzenden, unermüdlich in's Ueberirdische hinübertastenden Spiritualismus der Hebräer eine unerbittliche Reaktion. Eben dies kriegerische, nimmer rastende Reagieren gegen eine übermächtige, so verlockende und doch verhaßte und verpönte Weltanschauung verleiht dem Hebräismus jene in die tiefsten Tiefen der Seele hinabgreifende Gewalt der Rede, jenen donnernden Zorn, jenen leidenschaftlichen Eifer und endlich jene kühne Bilderpracht, deren Farben sich, um mich eines Ausdrucks von Fortlage zu bedienen, der Phantasie einätzen und darin lange fortglühen gleich den brennenden Tinten der Glasmalerei unserer gothischen Dome."

Die Kunst.

Die bildliche Darstellung Jahwes blieb durch das religiöse Gesetz untersagt. Zudem konnte das durch und durch agrikole Volk gewiß keinen Künstler hervor bringen. Daß es auch in der Blütezeit des Israelitenreiches diesem an geschickten Architekten fehlte, beweist die Berufung der phönizischen Baumeister durch Salomo. Andererseits finden sich Spuren der praktischen Ingenieurkunst, erinnert sei nur an den Siloahtunnel, ein staunenswertes Werk primitiver Minierarbeit.

Der Orient unter der Herrschaft des Islam.

Allgemeines.

Im Hinblick auf die verkommene Türkenherrschaft sind wir gewohnt, von allen orientalischen Dingen mit Verachtung zu sprechen. Das geht soweit, daß wir uns auch heute noch gerne durch die vom Glaubensfanatismus beeinflußte Geschichtsschreibung beeinflussen lassen und die Herrschaft des spanischen Chalifates als eiu wüstes Heidentum betrachten. Das gerade Gegenteil bildet die Wahrheit. Bagdad, Damaskus und Cordova haben zu ihrer Zeit die höchste Weltkultur in sich vereinigt; Rom und Byzanz reichten in ihrer gesunkenen Civilisation nicht im entferntesten an diese Brennpunkte der islamitischen Herrschaft heran. Das Heer der Araber, welches 732 zwischen Tours und Poitiers den Schlägen Karl Martel's

erlag, wendete sich vor halben Barbaren zur Flucht. Damit aber begann in Iberien jene Christianisierung, welche alle kulturellen Errungenschaften wieder zerstörte, in der Eroberung von Granada wie den Autos da fè die höchsten Triumphe feierte und Spanien zu dem gemacht hat, was es jetzt ist. Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Verfall der islamitischen Kultur sich zum guten Teil aus dem Verschulden seiner bald in wahnwitzigen Ausschweifungen aller Art entnervten Herrscher erklärt. Zudem muß wohl unterschieden werden zwischen dem Islam der fein gebildeten Araber und der Unkultur der Türken. Letztere haben niemals ihren ursprünglichen Charakter, den einer räuberischen, rohen, innerasiatischen Horde verläugnet. So gut wie der Islam in Spanien eine Ehrenstellung in der europäischen Kulturgeschichte einnimmt, ebenso sehr ist die Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel ein blutiger Schandfleck für alle Zeiten. Wenn wir von einer Kultur des Islams sprechen wollen, so müssen wir von vorne herein darauf verzichten, sie etwa weiter als bis in das X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein zu verfolgen.

Das Chalifat. Das Chalifat entwickelte sich, sogleich nach dem Tode des Propheten (632) aus der Ueberzeugung, daß ein von der Gemeinde der Gläubigen frei gewählter Führer allein die politischen und religiösen Errungenschaften aufrecht zu erhalten vermöge. Doch bereits der erste Chalife Abu Bakr, der ein Schwiegervater Mohammed's gewesen, bezeichnete in der Sterbestunde den Wählern seinen Nachfolger Omar und aus dem von diesem bei seinem Tode eingesetzten Regentschaftsrate ging ein Mitglied desselben, Osmân, wiederum durch Wahl als Chalife hervor. Der vierte Chalife, Aly, endete wie sein Vorgänger durch meuchelmörderische Hand. Sein Gegner Moawja übertrug den Sitz des Chalifates von Medyna nach Damaskus. Die Herrscherwürde, ursprünglich eine den nordarabischen Stämmen fremde Erscheinung, verkörperte in sich einen weit mehr religiösen als weltlichen Charakter. Die semitische Idee vereinigte den Glauben und den Staat zu einem unteilbaren Ganzen. Das Königtum erscheint den Moslims als eine unentbehrliche Vorbedingung für jede Kultur. Sie gehen dabei so weit, daß sie künden mögen: „Ein ungerechtes Königtum durch vierzig Jahre ist besser als eine Stunde der Anarchie.“

Der Prophet war nach seiner Flucht aus Mekka nach Medyna nicht viel mehr als der Vorsteher einer dem ungewissen Schicksal preisgegebenen Gemeinde von Räubern gewesen. Aus den aufgebrachten Brandschatzungen empfing jeder Einzelne in der Schaar und nach dem Belieben des Führers seinen Teil. Sobald die Eroberung gesichert worden und ein leidlicher Friede im Lande herrschte, erhob der Prophet Steuern (unter dem bezeichnenden Namen Armentaxe) von den Vermöglichen. Diese Auflagen wurden in der patriarchalischen Zeit zumeist in Natura (Tiere) errichtet, doch kamen auch bare Abgaben vor. Jedes weiter eroberte Land entrichtete dann Kopfsteuern und wo die persische Herrschaft bisher bestanden, kam noch Grundschatzung dazu. Aber erst unter Omar wurde das nicht unter die Gemeinde verteilte Geld im Staatsschatze gesammelt und nach geregelten Vorschriften verwaltet. Auf Grund einer Volkszählung wurden die Jahresdotationen an die Bekenner des Propheten ausgeteilt, so daß diese bei den unterjochten Völkern geradezu schmarotzten. Der arabische Unternehmungsgeist wurde gebrochen; denn Omar verbot, um die Vermischung der Moslim mit den bisherigen „Ungläubigen" zu verhindern, daß ein Araber in den reichen eroberten Landen (Mesopotamien) Grundbesitz erwerbe. Später wurden die Jahrgelder freilich nur noch an solche Moslim verteilt, welche Kriegsdienste zu leisten vermochten. Immerhin lebten z. B. unter Walyd I. (705—715 nach Chr.) bei 45,000 Personen allein in Damaskus, denen derartige Pensionen ausgerichtet wurden. Der Staat.

Damaskus selbst, eine uralte Stadt, mit wimmelnder, aus Moslim, Juden und Christen zusammen gesetzter Bevölkerung, blieb lange Zeit der kulturelle Mittelpunkt des Islams. Eine Stadt, welche auch heute noch ihren vollen Zauber auf den Besucher ausübt, muß damals in ihrer Blüteperiode den Zeitgenossen als ein wahres Wunderwerk erschienen sein. „Der Chalifenpalast strahlte von Gold und Marmor, prächtige Mosaike zierten die Wände und den Boden, immer fließende Springbrunnen und Cascaden verbreiteten die angenehmste Kühlung und ihr Murmeln lud zum erfrischenden Schlummer ein. Herrliche Schlingpflanzen und schattige Bäume dienten zahllosen Singvögeln zum Aufenthalte. Die Decken der Gemächer glänzten in Gold- und Farbenschmuck und buntem Getäfel, reichgekleidete Sklaven

in schwerseidenen Stoffen von greller Farbe, in den noch jetzt in Damaskus üblichen gestreiften Mustern, erfüllten die Räume, und in den inneren Gemächern hausten die schönsten Frauen der Welt." (A. von Kremer, Kulturgeschichte des Orients. I. 136).

Die Herrscher aus dem Geschlechte der Omajjaden sind jedoch zum größten Teile Zecher, Wüstlinge und beinebens recht wenig intelligente Männer gewesen. Die Favoritinnen regierten und die Statthalter fingen mehr und mehr an, selbstherrliche Gelüste zu zeigen. Eine Revolution stürzte die Dynastie der Omajjaden und führte die Abbassiden zum Throne. Damaskus ward eine Provinzhauptstadt, an seine Stelle als Residenz der Chalifen trat bald das neu erbaute Bagdad. Unter den Abbassiden begann das Wezyr-Amt gleichsam ein Erbteil der Sippe der Barmakiden zu werden. Sie wußten ihre Allmacht, welche ihnen die Indolenz der den Haremsfreuden ergebenen Chalifen gewährte, so lange auszunützen, bis endlich unter Harun Raschyd sie eine vernichtende Katastrophe ereilte. Der kluge, redegewandte Wezyr ist denn auch eine Lieblingsfigur des morgenländischen Schrifttums geworden, obwohl sich die geschichtliche Wahrheit mit der beliebten Darstellung nur in den seltensten Fällen deckt. Die ersten Ministerstellen konnten sogar — das mohammedanische Recht war damals noch duldsam — aus der Judenschaft gewählt werden. Immerhin fanden sich auch in jener Zeit bereits waschechte Antisemiten [1]).

Als die wichtigsten Staatsbeamten erachtete der dritte Abbasside die ehrlichen Kadys (Richter), den gerechten Polizeivogt, den geschäftskundigen Schatzmeister und den verläßlichen Postdirektor. Das Amt des Letzteren mag uns am meisten interessieren. Kremer a. a. O. I. 193 erzählt z. B.: „In jeder der großen Provinzen, in welche das riesige Reich gegliedert war, bestand ein Postmeister in der Hauptstadt der Provinz und seine Aufgabe war es, dem Chalifen über alle wichtigeren Vorkommnisse fortwährend Berichte einzusenden. Der Postmeister hatte selbst über den Statthalter und dessen Verhalten zu wachen, und war also ein unmittelbar von der Zentral-

[1]) Ein ägyptischer Dichter des VIII. Jahrhunderts sang z. B.: „Die Juden unserer Zeit erreichten — Das Ziel ihres Sehnens und kamen zur Herrschaft, — Ihrer ist das Ansehen, ihrer ist das Geld! — Aus ihnen macht man Staatsräte und Prinzen; — O Volk Aegyptens! Ich geb' dir den Rat, — Werdet Juden, denn der Himmel selbst ist jüdisch geworden."

regierung bestellter konfidentieller Agent. Es ist uns der Bericht eines Oberpostmeisters von Bagdad an den Chalifen Motawakkil erhalten. Der Gouverneur von Bagdad hatte auf der Wallfahrt nach Mekka und Medyna, wohl um sich für die Entbehrungen der Pilgerfahrt zu entschädigen, eine wunderschöne Sklavin gekauft, in die er wahnsinnig verliebt war. So sehr er die Sache geheim zu halten suchte, erfuhr sie doch der Oberpostmeister von Bagdad und sandte den nachfolgenden Bericht an den Chalifen: „Im Namen Gottes des Gnädigen, des Barmherzigen! Oh Fürst der Gläubigen! Mohammed Ibu Abdallah hat um 100 000 Dirham [1]) eine Sklavin gekauft, mit welcher er vom Morgen bis zum Abend seine ganze Zeit vertändelt, so daß er wegen ihr von den Staatsgeschäften und von Erledigung der Klageschriften sich abhalten läßt. Der Fürst der Gläubigen geruhe nicht zu übersehen, daß Bagdad leicht Schaden nehmen könnte bei der Menge des Pöbels dieser Stadt, wo dann der Fürst der Gläubigen Mühe haben würde, die Ordnung wieder herzustellen. . . .“

Die Posten scheinen im Reiche der Chalifen nicht regelmäßig spediert worden zu sein, sondern sie gingen wohl nur dann ab, wenn Regierungsschreiben befördert werden mußten. Ob Private die Einrichtung benutzen durften ist fraglich, doch gilt es als wahrscheinlich. Kameele, Pferde und Läufer standen auf Relaisstationen bereit, sicherlich wurden auch Reisende durch die Post bedient. In der Stunde legte der Postcourier etwa 16 Kilometer zurück. Heutzutage reiten die persischen Couriere etwa 150 Kilometer in vierundzwanzig Stunden. Die Taubenpost ward von den späteren Chalifen in umfangreicher Weise benutzt.

Die Wehrordnung des Chalifates blieb für etwa zwei Jahrhunderte eine mustergiltige. Die Taktik der Araber benutzte römische Vorschriften, so besonders im Lagerbau. Reine Militärstationen, deren Besatzung jede nicht streng soldatische Beschäftigung verboten blieb, lagen in allen eroberten Landschaften und bildeten den Kern der provinzialen Armeecorps. Manche dieser Standlager wuchsen zu Städten an, so Bassora und Kufa, welche schließlich 120 000 bezw. 80 000 Einwohner zählten. Die Löhnung des gemeinen

[1]) Etwa 1 Franken oder 80 Pfennige nach heutiger Wertschätzung.

Mannes (bis zu 1000 Fr. jährlich) stand unvergleichlich höher als alle modernen diesbezüglichen Ansätze. Die Geldgier der Truppen konnte trotzdem kaum befriedigt werden und als der Staatsschatz bei der wahnsinnigen Verschwendung der späteren Chalifen leerer und leerer ward, sind Militärexcesse ganz gewöhnlich gewesen. — Die Gefechtstaktik entsprach im allgemeinen den Eigentümlichkeiten des Soldatenmaterials; es war eine Art von Lineartaktik nach römischem Muster. Zur Belagerung dienten die den Byzantinern nachgeahmten Wurfmaschinen, welche besonders von den afrikanischen und sizilianischen Arabern verbessert wurden. Die persönliche Bewaffnung bestand in Bogen und Pfeilen, Lanzen und Speeren, Streitäxten, Helmen, Panzerwämsen, Arm- und Beinschienen. Das Gepäck verlud man auf Kameele, die durch Araber überhaupt erst in Aegypten und Kleinasien eingeführt wurden und mit ihnen aus Europa nach dem Fall von Granada (1492) wieder verschwanden.

Die Rechtspflege unterstand den vom Chalifen oder seinen Stellvertretern ernannten Kadys, die natürlich Moslim und freie Männer sein mußten. Ihr Geschäftsbereich umfaßte auch einzelne Verwaltungszweige, z. B. die Armenpflege. Ueber ihnen stand eine Kontrollbehörde, nachdem die Chalifen aufgehört hatten, selbst die einlangenden Klagen über Rechtsverletzungen zu prüfen. Zwischen den Kadys und dem Apellgericht standen die Polizeivögte, deren Befugnisse sich besonders auf Aufrechterhaltung der Marktordnungen wie auf Pflege der öffentlichen Sittlichkeit erstreckten. Dagegen durften sie unter keinen Umständen in die Geheimnisse von Familien eindringen und die Privatwohnungen blieben vor ihnen so lange geschützt als nicht unzweifelhaft Grund zum Einschreiten geboten war. Die Strafen waren etwa folgende: Abfall vom Islam, außerehelicher Geschlechtsverkehr von Verwitweten und Ehebruch erwartete der Tod durch Steinigung. Diebstähle, besonders von Rückfälligen, ahndete das Gesetz mit dem Verluste bestimmter Gliedmaßen. Totschläge und Körperverletzungen wurden mit Sühngeldern gebüßt. Kleinere Vergehen zogen Hiebe, Fasten und Arreststrafen, Pranger und schimpfliche Entstellungen des Haarwuchses nach sich. Uebrigens erlaubten sich einzelne Despoten die grausamsten Strafen zu verhängen, wie denn die orientalische Willkür gewiß oft das überlieferte Recht verachtete.

Das ungebildete Volk, welches in seinem Glaubenseifer das Morgenland unterjochte, mochte, um überhaupt die einfachsten Arbeiten im Staats- und Verwaltungswesen erledigen zu können, weder die (syrischen) Christen noch auch die Juden entbehren. So kam es, daß auch in späterer Zeit alle Geldgeschäfte durch Ungläubige erledigt wurden. Traf sie hierfür die Verachtung des Volkes in gewiß überschwänglichem Maße, so genossen sie andererseits in den von ihnen ebenfalls bevorzugten Gewerben des Arztes und Apothekers die höchste Achtung und zudem bei glücklichen Kuren die glänzendsten Entlohnungen. Die Handwerke hingegen lagen in ältester Zeit zumeist in den Händen geschickter und besonders ausgebildeter Sklaven, deren Kräfte auch zu ausgedehnten Gewerbebetrieben herangezogen wurden. „Als das städtische Leben sich mehr entwickelte, vermehrten sich die Handwerker in's Unendliche: da gab es Wasserträger, Sorbetverkäufer, Mäkler und Marktsensale, Schneider, Schuster, Fleischer, die schon damals im Ruf besonderer Grobheit standen, Waffenhändler, Gerber, Färber, Sackmacher, Mattenverfertiger, Wollkrämpler, Glaser oder Glashändler, Papierhändler, Weber. Am spätesten erscheint der Barbier als besonderer Professionist. Bäcker fehlten anfangs, da jede Familie ihr Brot selbst bereitete. Besonders mißachtet waren die folgenden Gewerbeklassen: Weber, Gerber, Schuster, Wollreiniger, Schröpfer und Barbiere, welche zwei letzteren Klassen wegen ihrer Geschwätzigkeit verrufen waren. In Bagdad gab es außerdem noch viele mit der Bauthätigkeit in Zusammenhang stehende Gewerbe, als: Maurer, Tischler, Maler, Vergolder, Ingenieure u. s. w., denn die meisten Chalifen waren mit der Leidenschaft des Bauens behaftet.“ (A. v. Kremer, a. a. O. II. 186). Diese Handwerker zählten sich natürlich zu den freien Leuten und bald beginnen sie auch, zur Wahrung ihrer Interessen gesetzlich geschützte Genossenschaften zu bilden, die nicht selten überhaupt die Bewohner eines Dorfes oder Stadtviertels umfaßten. Daraus entwickelten sich dann die gehörig geordneten Gilden, zu denen in Bagdad sogar einmal eine Diebszunft kam, welche die schwachen Behörden zu ihrer förmlichen Anerkennung zwang. — Zur höheren Gesellschaft zählten die Kaufleute, von denen einzelne Erzmillionäre waren, die Ulemas (Theologen), die Richter, die Großgrundbesitzer und die mit dem Hofe in irgend welcher Die Stände.

Verbindung stehenden Sippen. In diesen Kreisen herrschten der höchste Luxus, die möglichste Verschwendung und nicht selten die Sittenlosigkeit. Das Chalifenreich kannte die prächtigsten Privatwohnungen, die glänzendsten Gastmähle, die feinsten Wohlgerüche, den überladensten Schmuck neben der kostbarsten Kleidung. Die Araber übernahmen auch das Hemde von den westlichen Völkern, welche ihrerseits es zuerst bei den Germanen kennen lernten. In Rücksicht auf weichliche Toilettenkünstler mochten die Bekenner Mohammeds es getrost mit den vornehmen Nichtsthuern des römischen Kaiserzeitalters aufnehmen.

Handel und Gewerbe.

Die hohe Verbrauchsfähigkeit der großen Gesellschaft im Chalifenreiche beförderte natürlich den Handel wie das Gewerbe. Die Freiheit der Bewegung auf guten und nicht durch lästige Zölle verschlossenen Karawanenstraßen trat als weiteres, den merkantilen Aufschwung begünstigendes Moment hinzu. Die Blüte solch ökonomischer Thätigkeit fällt mit dem Beginne des Abassidenreiches zusammen und eben in dessen neu gegründeter Hauptstadt Bagdad — also auf dem Boden des alten Babyloniens — flossen alle nur denkbaren Waren und Erzeugnisse der fernsten Länder zusammen. In Obolla (Apologos) unterhalb des Vereinigungspunktes des Euphrat mit dem Tigris lag der Hauptstapelplatz für den Schiffsverkehr mit Indien. Bassora bildete den Hafen der großen arabischen Handelsmarine, in Syrâf an der Küste von Kermân liefen auch die gewaltigen chinesischen Dschunken ein, welche damals den persischen Golf befuhren. Auf Indiens Westrand entstanden eine gute Anzahl arabischer Handelskolonieen, während zugleich die Karawanen Aegypten und Nordasien durchquerten, andere auch Mittelasien regelmäßig besuchten. Am wichtigsten blieb jedoch immer und zwar besonders von Bassora aus, der Handel mit Indien wie mit China.

Von den Industrieen wird besonders die (längst in Syrien betriebene) Glasfabrikation erwähnt, welche die herrlichsten Geräte, Emails u. s. w. zu Bagdad erzeugte. Weiter verbreitet waren noch die Gewerbe, die das Eisen bearbeiteten; immerhin sind die Damascenerklingen erst durch die Kreuzfahrer zu ihrem Weltruf gelangt. Die Weberei benutzte als Rohmaterial Schafwolle, Baumwolle und Kameelhaare. In der Erzeugung von Damast, Leinwand, Goldstoffen,

Brokaten, feinster Gaze, Möbelstoffen mit Seiden- und Goldstickereien, kostbaren gemusterten Teppichen, Gobelin-Tapeten, Juwelierarbeiten, Dekorationsmalereien, feinen Papiersorten nach chinesischem Vorbilde, Tinten und Farben, Bucheinbänden, Kalligraphien, Parfümerien, Syrup, Zucker, Fruchtessenzen, Salben, eingemachten Früchten u. s. w. übertraf der damalige Orient alle übrigen Länder.

Die Litteratur.

Die poetische Nationallitteratur der Araber besitzt als älteste Denkmäler Volkslieder mit lyrischem Hintergrunde, die gewiß schon Jahrhunderte vor dem Auftreten des Propheten in aller Munde waren. Sie wurden im Beginne des IX. Jahrhunderts durch Abu Temmân in dem Hamâsa („Tapferkeit") genannten Liederbuch vereinigt[1]). Mit dem Beginne der national-religiösen Einigung der arabischen Stämme wird das Schrifttum fast mit einem Schlage vielgestaltig, umfassend, aber es verlor auch zu gleicher Zeit vieles von seiner ursprünglichen Frische und Kraft. Die erotischen Gedichte atmen vorzugsweise die sinnliche Lust des Begehrenden; eine wirkliche Lyrik entstand dem arabischen Volke erst wieder auf dem Boden der iberischen Halbinsel. Dazu kommt, daß eine Hofpoesie sich ausbildete „mit starker mystisch-religiöser und panegyrischer wie auch frivoler Färbung."

„Auch nach Mohammed" — sagt Joh. Scherr — „traten große Dichter auf, die, ob sie sich auch den Einflüssen eines gesunkenen Geschmackes und einer vielfach herrschsüchtich hervortretenden Schulweisheit nicht zu entziehen vermochten, dennoch gar viel des Schönen hervorbrachten. Vornehmlich hob sich die Didaktik und schuf eine Menge von eigentlichen Lehrgedichten, von Fabeln und Satiren; sodann die Märchendichtung in ungebundener Rede, der Roman, und endlich die allerliebste Makamen-Humoristik, aus welcher da und dort ein voller Strauß echter Lyrik hervorduftet. Zum Drama jedoch hat es die arabische Litteratur nicht bringen können, weil der Gang ihrer naturgemäßen Entwickelung durch den Islam unterbrochen wurde und dieser, wie der Jehovahdienst bei den Hebräern, keine selbstthätige, freie Individualität anerkannte. Woher sollte also dramatisches Leben kommen?"

Der Koran („Sammlung der Schriften") ist die heilige Schrift der Moslemin. Nach Hammer (Fundgruben des

[1]) Uebersetzt von Fr. Rückert, Stuttgart 1846.

Orients, II, 25) ist der Koran nicht nur des Islam Gesetzbuch, sondern auch ein Musterwerk arabischer Dichtkunst. Nur der höchste Zauber der Sprache konnte das Wort des Sohnes Abdallah's stempeln als Gottes Wort. In den Werken der Dichtkunst spiegelt sich die Gottheit des Genius ab. Diesen Einhauch und Aushauch der Gottheit beteten die Araber schon vor Mohammed in ihren großen Dichtern an.

A. v. Kremer (II. 395) urteilt über die arabische Poesie: „Die älteste Periode ist die der einfachen Reproduktion in Worten der äußeren Eindrücke und Sinneswahrnehmungen; aber die Reflexion, das Verarbeiten der äußeren Eindrücke zu selbständigen Urteilen fehlt fast gänzlich. Allmählig macht sich hierin ein Umschwung bemerkbar, das Gefühlsmoment kommt stärker zum Ausdruck und drängt die beschreibende Seite mehr und mehr zurück. An die Stelle der alten Naturschilderungen treten nun eigene Wahrnehmungen, Gedanken, Sprüche, Urteile und Ueberzeugungen. Es scheidet sich nun die Poesie in die leichte Gefühls- und Kunstdichtung und die ernste, betrachtende Dichtung. — Beide nebeneinander stehend, wirken auf einander mannigfaltig ein. Während aber die leichte Poesie, obgleich durch Ueberkünstelung und Geschmacklosigkeit ganz entwertet, fortwuchert, erreicht die ernste, philosophische Dichtung mit Ma'arry ein jähes Ende, denn schon die nächste Generation war nicht mehr im Stande, ihn zu begreifen und zu würdigen.

Die Wissenschaften. Die vornehmste Beschäftigung islamitischer Gelehrter bleib natürlich immerdar das Ausspinnen theologisch-philosophischer Fragen. Nächstdem wandte man aber auch die Aufmerksamkeit der Zusammenstellung mündlicher historischer Ueberlieferungen in Geschichtswerke, zu. Es ist nicht ohne Reiz zu beobachten, wie unsere Wissenschaft durch arabische Schriftsteller von Stufe zu Stufe gehoben ward. Die älteste Geschichtsschreibung befaßte sich einzig mit dem Auftreten und den Thaten des Propheten. Später wurden jedoch auch ferner liegende Ereignisse behandelt, ja es fehlte nicht an Versuchen, kurze und bündige genealogisch-historische Handbücher für den allgemeinen Gebrauch, zu liefern. Am Hofe führte man überdies ordnungsmäßige Reichsannalen. Schließlich mußten sogar die Archäologie, Geographie und Ethnographie der historischen Forschung Dienste leihen. Die

Geographie wie die Topographie des Weltreiches fanden vielfach Bearbeiter, die wissensdurstig viele Gegenden durchwandert hatten. Die Reiselust, angespornt durch die Wallfahrten nach den heiligen Stätten, fand überdies geradezu ihre Berechtigung in dem Worte des Propheten: „Wer eine Reise macht, um der Wissenschaft nachzugehen, dem erleichtert Gott auch den Weg zum Paradiese." Einen weiteren Kreis von Forschern bildeten unermüdliche Philologen, welche auch die Gefangenschaft unter den Wüsten-Beduinen nicht scheuten, um ihr geliebtes Arabisch in seiner reinsten Form zu hören. „Da die herrschende Sprache bei allen wissenschaftlichen Vorträgen das Arabische war, so konnte jeder Ankömmling aus dem ganzen unermeßlichen Umfange des mohammedanischen Ländergebietes in jeder Moschee, in jedem Hörsaale verstehen und verstanden werden." Die Mathematik baute sich auf die Lehren des Euklid auf, ward aber bald von den Arabern zu ansehnlicher Fortentwickelung gebracht und später dem Abendland in ausgezeichneter Form überliefert. Hand in Hand damit ging die Pflege der Optik, Mechanik, Astronomie und leider auch der Astrologie. Man kannte ferner höchst geschickte Chemiker und sehr naive Alchymisten. Die Schwefelsäure, die Salpetersäure, das Königswasser sind arabische Erfindungen und Geber (Gâbir Ibn Hajjân), der zuerst von ihnen spricht, blieb für das abendländische Mittelalter der wichtigste Lehrer der Chemie. „Das Verdienst der arabischen Wissenschaft ist es, zuerst die experimentierende Richtung in das Studium der Natur eingeführt zu haben." Wenig aber konnte die Medizin leisten, blieb ihr doch das anatomische Studium aus religiösen Ursachen verboten. Dagegen blühte die Apothekerkunst, deren Bezeichnungen in ziemlicher Zahl in die europäischen Sprachen übergingen. Der medizinische Encyklopädist Avicenna fand durch Jahrhunderte die größte Beachtung. Daß die Naturwissenschaften an sich ebenfalls verständnisreiche Pflege fanden, verstand sich von selbst; immerhin blieb die Zoologie ein ziemlich brach liegendes Feld.

Die Araber errichteten Spitäler zu einer Zeit, da man in Germaniens Gauen noch mit Zauberformeln die Krankheit zu beschwören suchte, sie bauten Sternwarten, indes in Rom jegliche Erinnerung an die Ptolemäer verschwunden war, sie gründeten Bibliotheken, während Byzanz die nicht

hoffähigen Schriftsteller mit Feuer und Schwert verfolgte und sie besaßen völlig organisierte Universitäten, da des Abendlandes Wissensdurstige ihre kümmerliche Bildung in Klöstern empfingen. Diese Thatsachen allein lassen uns ahnen, was Europas Kultur dem Chalifenreiche verdankt!

Die Kunst. In der Kunst haben die Araber vornehmlich die notwendige Anregung gefunden, als sie den ursprünglichen Barbarismus abstreiften und das von ihnen eroberte Erbe der unterworfenen Nationen mit dem scharfen Auge des natürlichen Verständnisses betrachteten. In der Umwandlung der für Moscheen geeigneten Gebäude sind sie insoferne original aufgetreten, als sie bemüht waren, den einstigen Charakter des neuen Besitzes durch arabische Eigenart zu verschleiern, oder besser gesagt zu verschnörkeln. Die Ornamentik mußte dergestalt zur hohen Ausbildung gelangen. Andererseits bleibt die selbständige arabische Architektur bei den Erinnerungen stehen, welche sich an den Zeltbau des einstigen Nomaden knüpfen. Bei keinem anderen Kulturvolke bleibt dieser konservative Charakterzug in der Kunst so lange und so scharf ausgeprägt. Der figürlichen Darstellung durch die Plastik wie die Malerei, richtet die Glaubenslehre des Islam, welche im Koran jede Abbildung des Menschen strenge verbietet, unübersteigliche Hindernisse auf. So konnten die Araber niemals das Höchste erreichen und alle sonstigen kühnen Anläufe blieben schließlich stecken. Allein das Kunstgewerbe, welches, wie wir sahen, frühzeitig zu großer Blüte gelangte, hat sich in der Form des künstlerisch geübten Handwerkers bis zur heutigen Stunde auf einer gewissen Höhe erhalten. Eine thatsächliche Einwirkung der arabischen Kunst auf Europa blieb unter den erwähnten Umständen natürlich vollkommen ausgeschlossen.

Siebenter Abschnitt.

Die Kultur des alten Aegyptens.

Die Granitfelsen des libyschen Kettengebirges schützen das untere Nilthal vor dem Flugsande der Wüsten, welche ihrerseits das trockene, regenlose Klima des Landes hervor bringen. Der Strom durchzieht diese lange gewaltige Felsenspalte, nachdem er unterhalb der letzten Katarakte bei Syene (Assuan) schiffbar geworden, in majestätischer Ruhe; sein schwaches Gefälle bedingt die reichliche Inselbildung. Im Nil begrüßt Aegypten das lebenspendende Element, er allein ist es, der durch die Schlammablagerungen seiner jährlich und regelmäßig (Juni bis Oktober) wiederkehrenden Ueberschwemmungen diese Oase schuf und immer von neuem wieder befruchtet. Der Anblick des Landes wechselt infolge dieser Naturerscheinung im Laufe der zwölf Monate; das Frühjahr zeigt den unter der Sonnenhitze dörrenden Boden, im Sommer gleicht das Thal einem See, im Spätherbste bedeckt es sich mit üppigen Kulturen. Allgemeines.

Der Ackerbau mußte hier frühzeitig die vornehmste Beschäftigung der Bewohner werden und ihre Thatkraft mußte sich stählen in dem andauernden Kampfe um die Sicherung der Wohnstätten vor den jährlichen Ueberschwemmungen. Die Entwickelung des architektonischen Schaffens findet in der Notwendigkeit, Schutzdämme, Kanalzeilen, Schleusen u. s. w. zu errichten, seine natürliche Erklärung.

Da die jährliche Flut jeweils den bei einer immer steigenden Bevölkerungszahl wertvollen Grund änderte, war es notwendig, die Feldmeßkunst frühzeitig zu pflegen; damit aber fand sich die Grundlage für die höhere Mathematik.

Aegypten, das Land, „in dem die höchste und mächtigste Aristokratie diejenige des Wissens" war, in der Herodot, der weit gereiste Hellene „die bei weitem unterrichtetsten Menschen vor allen anderen" kennen lernte, hat seit den ältesten Zeiten die Kultur und zwar vorzugsweise der Griechen, beeinflußt. Schon in ihrer mythischen Periode haben diese ersichtlich mit

dem Nillande in reger geistiger Verbindung gestanden und fast alle ihre historisch auftretenden Gelehrten, von Thales, dem Milesier, angefangen, weilten dort längere Zeit, um ihrer Studien willen. „So stellt sich uns das Land Aegypten als dasjenige dar, in welchem das erste Wurzelschlagen und das demselben bald folgende Ausbreiten einer höheren Kultur wahrzunehmen und in den verschiedenen Stadien der Entwickelung zu verfolgen uns vergönnt ist. In Aegypten, auf dessem klassischen Boden uns heute noch oft im Umkreise weniger Stunden die um Jahrtausende aus einander liegenden Reste der verschiedensten Kulturepochen neben einander vor Augen treten, dort haben wir den Schauplatz des ältesten geschichtlichen Lebens, den Schauplatz der ersten großartigen und am längsten von Bestand gewesenen Kulturepoche des Altertums. Wie nirgend wo anders können wir dort durch Jahrtausende die Arbeit des Menschengeistes im Ringen nach immer höheren Zielen deutlich verfolgen und den von ihm zur Erreichung dieser Ziele eingeschlagenen Pfaden nachgehen. Von den im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung in der Nekropolis des alten Memphis bestatteten Pharaonen an bis hin zu den Herrschern, welche einst in der Weltstadt Alexandrien residierten, liegt, auf Stein und Papyrus geschrieben, das so inhaltreiche Urkundenbuch über Leben und Wirken der alten Aegypter vor uns aufgeschlagen." (Prof. Dümichen.)

Das wunderbar trockene Klima des Landes, die gewaltige Massenhaftigkeit der Bauten wie die geschickt versteckten Gräber haben es ermöglicht, daß wir einen verhältnismäßig klaren Ueberblick auf die altägyptische Kultur gewinnen mögen; ohne das Zusammentreffen dieser Faktoren wären die Denkmale sicherlich längst und vielleicht spurlos untergegangen. Zudem ging die Kenntnis von der Schrift bezw. der Sprache der erhaltenen Inschriften vollständig verloren; erst durch die (von Buonaparte geleitete) französisch-ägyptische Expedition (1798—1801) ward die neue Forschung eingeleitet[1]). Der Genius des großen französischen Aegypto-

[1]) In sichere Bahnen ward die Erklärung der Hieroglyphenschrift durch den „Stein von Rosette" gebracht, den französische Sappeure beim Schanzenbau ausgruben. Das mit Recht berühmt gewordene Denkmal trägt nämlich 14 unversehrte Zeilen Hieroglyphen, 32 Zeilen Volksschrift (demotischer Text) und 54 Zeilen mit griechischen Schriftzeichen. Das Ganze stellte eine von der Priesterschaft zu Ehren des Ptolemäus Epiphanes erlassene Erklärung dar. (Abbildung und Uebersetzung in Meyers Aegypten a. a. O. 284 ff.

logen François Champollion begründete die wissenschaftliche Ausbeutung des Pharaonenlandes, seine würdigen Nachfolger sind die Deutschen Richard Lepsius und Heinrich Brugsch, die Engländer Samuel Birch und William Goodwin, die Franzosen Emanuel de Rougé, Auguste Mariette, Th. Devéria und François Chabas gewesen. In unsern Tagen ist die Aegyptologie zum Range einer selbständigen und an den meisten Hochschulen vertretenen Wissenschaft erhoben worden, die für die Kulturgeschichte von der größten Bedeutung erscheint, da sie uns deutlich erraten läßt, welch' unendlich lange Zeit das Menschengeschlecht bedurfte, um zu einiger Gesittung zu gelangen.

Grundzüge der altägyptischen Kultur.

Zu den Reichen, in welchen sich die Kultur selbständig entwickelte, gehört außer China und Babylonien einzig noch Aegypten. Dennoch sind kulturelle Beziehungen gerade zwischen den beiden zuletzt genannten Ländern nicht von der Hand zu weisen; nur die Frage steht offen, wer von ihnen im einzelnen Falle der Gebende, wer der Empfangende gewesen ist. Die Urkultur erscheint hier wie dort längst abgeschlossen, über ihre Geschichte erfahren wir nichts aus den auf unsere Zeit gekommenen Denkmalen und Denkmalsresten, sowohl in Babylonien wie in Aegypten. Als Aegypten die ältesten Pyramiden entstehen sah, hatte seine Bevölkerung die kulturellen Kinderschuhe längst ausgetreten; gewiß waren Jahrtausende und abermals Jahrtausende bis zu dem erwähnten Zeitpunkte vergangen, daß die ersten Aegypter gelernt hatten, zu säen und zu ernten. Waren sie afrikanische Autochthonen, oder sind sie aus Asien eingewandert? Die heutige Wissenschaft neigt zu der Erklärung, daß die Vorfahren der Aegypter und der übrigen Nordafrikaner dem sogenannten kaukasischen Menschenschlage angehören und in vorhistorischer Zeit nach ihrer Loslösung von den Semiten in ihre spätere Heimat gekommen sind. Wann das geschah, wird nicht zu ergründen sein denn die Aegypter der Pyramidenzeit wußten nichts von einer Einwanderung wie einer Vermischung der Rasse der Eroberer mit den unterjochten Urbewohnern. Sie hielten sich, soweit sie „Qemt" („das dunkle Land") bewohnten, welches der Nil bewässerte — ein Gebiet von der Größe des heutigen Königreiches Belgien — als die Vertreter einer einheitlichen, autochthonen Nation, „innerhalb deren von einem Gegensatz der An-

schauungen nicht die Rede sein konnte, und in der Vornehm und Gering, Herr und Knecht sich in keiner Weise äußerlich unterschieden [1]).

Einfach, höchst einfach lebten die Bewohner des Nilthales, von denen ihre ältesten Denkmale erzählen. Ackerbau und Viehzucht waren die Hauptbeschäftigungen der großen Volkskreise. Die heutigen Kopten gleichen den Aegyptern darin gewiß vollkommen. Aehnlich wie in China entwickelte sich unter diesen gleichförmigen Verhältnissen eine ungemein genügsame aber auch ganz und gar unkriegerische Bevölkerung, die allein Befriedigung in einem möglichst ruhigen, behaglichen Lebensgenusse fand. „Viele Jahrhunderte hindurch weiß die ägyptische Geschichte von keinem einzigen Kriege zu berichten; nur in den ersten Jahrhunderten des Neuen Reiches, als die inneren und äußeren Verhältnisse umgestaltet waren, sind die ägyptischen Heere auf Eroberung ausgezogen. Dagegen um sich eine behagliche Existenz zu schaffen in dieser und in jener Welt, haben die Aegypter keine Anstrengung gescheut: die Grabbauten, die Pyramiden legen davon Zeugnis ab. Die ganze Kulturentwickelung Aegyptens muß von diesem Gesichtspunkte aus beurteilt werden. Ueberall verfolgt sie durchaus praktische Ziele, höhere Gesichtspunkte liegen ihr völlig fern. Jedes Kunstwerk dient einem bestimmten praktischen Zweck, eine rein geistige Schöpfung ist dem Aegypter völlig unverständlich, und eben so wenig hat sich je ein Aegypter zu abstrakten Spekulationen aufgeschwungen. Aber innerhalb der Grenzen, welche sein Naturell ihm setzte, hat er Gewaltiges und Bewunderungswürdiges geleistet: der Sinn für das Zweckentsprechende, für das Stylvolle ist in ihm voll und scharf ausgebildet." (Meyer, Geschichte des alten Aegyptens a. a. O. 28).

Der Staat und die Stände.

Die uralte Gaueinteilung des Landes zeugt noch am ehesten davon, daß Aegypten einmal kein Einheitsstaat war. Die Gaugemeinschaft wird aus einer Kultgenossenschaft entstanden sein, ebenso wie sich nach und nach um die Stätte, da ein Gott verehrt wurde, die größeren Orte gruppierten; zahlreiche Städte trugen geradezu göttliche Namen. Die Gaue kamen als eine Art vou Staatswesen wieder zur

[1]) „Aigyptos" bezeichnet im altgriechischen den „Fluß". Der Name „Neilos" (Nil) tritt in der Litteratur mit Hesiod auf. Die Aegypter bezeichneten sich selbst im Gegensatz zu den verabscheuten Ausländern als „Rometen", d. h. als „Menschen". Der Nil hieß gewöhnlich kurzweg „Fluß", oder sonst Ha' pi.

Geltung, nachdem das Reich seinen Mittelpunkt mehr und mehr eingebüßt hatte; der Unterschied zwischen den einzelnen Bezirken machte sich noch in der römischen Periode deutlich auf religiösem Gebiete bemerkbar. In älterer Zeit entwickelten sich aber aus dem Gauverbande schließlich zwei größere Staaten, der „Süden", welcher von der nubischen Grenze bis unterhalb des Faijinus reichte, und der „Norden", welcher das Delta und die Landschaft des späteren Memphis umfaßte. Das südliche war wohl von Anfang an das kultiviertere und selbst nach der Vereinignng der beiden Reiche (mit welcher Begebenheit die historische Periode Alt-Aegyptens beginnt) der angesehenere Landesteil.

Uralt ist die monarchistische Gewalt und ihre feste Begründung im Nilthale; die Könige gelten als die irdischen Stellvertreter des Lichtgottes Korus. Die Monarchen des alten geeinten Reiches residierten in seinem administrativen Mittelpunkte, an der Südgrenze des Nordreiches. Der Gott Ptah besaß dort seine Heiligtümer und auf dieser Stelle entstand allmählig die Stadt Memphis. Der König ist für den Aegypter kein ihm menschlich nahestehender Stammesfürst, sondern die Spitze eines wohl geordneten Beamtenstaates. Mit despotischer Gewalt ausgestattet, ist der Monarch ein „guter Gott", der „Herr des Rechts", der „Spender des Schutzes, der Beständigkeit, des Lebens, der Gesundheit und Herzensfreude." Als Sohn des Sonnengottes zählt er mit zu den „Ewigen" und bei seinem irdischen Tode lebt er doch fort mit den „Göttern seinen Vätern"; man naht sich ihm nur, indem man im Staube zu ihm herankriecht, man darf nicht geradezu, sondern einzig mit Umschweifungen von seiner göttlichen Majestät reden und diese verfügt denn auch unumschränkt über das Leben wie die Güter der in solchem Knechtssinn glückselig versunkenen Unterthanen.

Die nächsten Beamten des Parà (hebräisch Pharaò, zu deutsch soviel wie „der Palast") finden sich in der wimmelnden Schaar der Hofbediensteten; wer zum Eintritt in die königlichen Gemächer berechtigt erscheint, ist ein „Geheimrat des Hauses der Verehrung." Zu oberst auf der sozialen Stufenleiter stehen die Königskinder und die Verwandten des Para. Wichtiger für den Staatsdienst sind natürlich die richterlichen und die Verwaltungsbeamten gewesen. An der Spitze der Richter wie überhaupt aller Staatsdiener erscheint

der Obergerichtspräsident, der im weiteren meistens auch dem Schatzamte vorstand und ebenso häufig ein Sohn des regierenden Königs gewesen ist. Daran schlossen sich die Stadträte, welche als „Erste unter dem König“ die Gaue verwalten und den Bezirksgerichten als Häupter dienten; die Urteile verkündeten sie im Namen der Rechtsgöttin Ma'at, welcher sie auch priesterliche Verrichtungen schuldig waren. Unmöglich können hier alle die unzähligen weiteren Beamtungen aufgeführt werden, denn man darf füglich behaupten, daß Alt-Aegypten das Ideal einer schreibwütigen Bureaukratie darstellte, welche mit Vorliebe ihre administrativen Großthaten verkündete. Der Adel, welcher große Güter sein eigen nannte, wurde zudem für die Interessen der Regierung gewonnen, indem man ihn mit einem Titularamte bedachte. Der Adelige selbst herrschte über seine Latifundien wie der Para über das Reich. Der Bauer war leibeigen und sein Schicksal in allen Fällen das nämliche, ob er nun zum privaten oder zum königlichen Besitz gehörte, er hatte hart zu fröhnen, die Steuern richtig und regelmäßig zu zahlen und im übrigen sich um nichts zu kümmern. — Von der städtischen Bevölkerung im alten Reiche fehlen die Nachrichten über ihre rechtliche und gesetzliche Stellung. Sie werden aber wohl persönlich freie Leute gewesen sein, denn „es wäre auch in der That kaum denkbar, daß die gewaltigen Leistungen, welche Aegypten in der Industrie und in der Kunst aufzuweisen hat, das Werk einer unfreien Bevölkerung sein sollten, und ebensowenig können wir annehmen, daß die niederen, nicht dem Adel angehörigen Beamten, leibeigen gewesen seien. Sehr interessant wäre es zu erfahren, ob die höheren Aemter der gesamten freien Bevölkerung zugänglich gewesen sind, ob und in welchem Umfange es Emporkömmlinge unter den Magnaten des alten Reiches gegeben hat.“

Eine Art von Beamtenklasse stellte in sich auch die Priesterschaft dar, die von jeher mit den größten Vorrechten begabt, keine Steuern und Abgaben leisten mußte. An der Spitze des Klerus standen die Hohepriester, welche den ersten Beamten gleich gestellt, dem Könige bei Prozessionen unmittelbar folgen durften; eines ihrer vornehmsten Aemter war es ferner, die Grabskulpturarbeiten zu überwachen.

Der Kriegerstand wurde im Neuen Reiche ein wichtiger Faktor. Der Kampf gegen die Beduinenvölker, die Hyksos,

welche das Mittlere Reich einst unterwarfen, erforderte ein tüchtig geschultes Heer, dessen Kern Berufssoldaten, die „Gefolgsmänner des Pharao auf allen seinen Wegen im Süden und Norden“ ausmachten. Durch Vergabungen, die sie für ihre tapferen Thaten vom Monarchen erlangten, gewannen sie vielleicht hin und wieder die Stellung eines eigenartigen Lehensadels, während der alte erbliche Grundbesitz längst nicht mehr bestand, vielmehr im Neuen Reiche das Land überall von königlichen Beamten verwaltet wurde.

Die älteste ägyptische Religion ist ersichtlich eine Dämonologie gewesen. Dazu kam die bei einem Ackerbau treibenden Volke sehr verständliche Heilighaltung nützlicher Bäume und Tiere, welche Ehre jedoch auch schädlichen Lebewesen zu Teil werden mußte, da sie ebenfalls bestimmend auf das Leben der Menschen einzuwirken vermochten. Der vornehmste Dämon wurde dann zum Gotte der Ansiedlung und gewann er größere Verehrung in weiteren Kreisen, so bildete er sich allgemach in die Gaugottheit um. Der Einheitsstaat übernahm zunächst diese vielgestaltete Mythologie, um dann an die Spitze der gesamten Götterwelt, Rê, den Sonnengott zu stellen. „Er steht in unnahbarer Majestät hoch über den Menschen und den Göttern. Daneben denkt man sich die Sonne auch als eine jugendliche, kriegerische Gottheit, die jeden Morgen neu von der Himmelsgöttin geboren wird und mit den feindlichen Mächten, die sich ihrem Siegeslauf entgegenstellen, die ihr verwehren wollen, der Welt das Licht zu bringen, fortwährend zu kämpfen hat — das ist der Sonnengott Horus, der ewige Gegner seines Zwillingsbrudes Set, des mächtigen Dämons der Finsternis. Ihnen zur Seite stehen die Göttinnen des Himmels, welche die Sterne gebären, Isis, Hathor, Nut, der Mondgott (A'ah), die glänzenden Sterne, wie der Morgenstern, der Orion, die Sothis (Sirius) u. a. Sie alle gehören dem überirdischen Reiche des Rê an; zum Teil aber stehen diese Mächte ihrer Auffassung nach dem Menschen näher und können daher zugleich mit ihm selbst in direkte Beziehung treten. So verehrt man an einzelnen Orten, wie in Edfu, als Schutzgott des Gaus den siegreichen Sonnengott Horus, der sich zugleich in der über den Himmel fliegenden Sonnenscheibe und in dem heiligen Sperber manifestiert; die Göttin von Dendera, welche sich in Kuhgestalt offenbart, ist zugleich die

Die Religion.

Himmelsgöttin Hathor, das Haus des Horus; in Hermopolis gilt der ibisköpfige Gaugott Thoth seit uralter Zeit zugleich als Mondgott, d. h. nach dem Glauben seiner Verehrer manifestiert sich ihr Schutzgott nicht nur in dem heiligen Tier, sondern auch in diesem Himmelskörper. Schon früh mag die Priesterschaft an einzelnen Orten diese Anschauungen weiter ausgebildet haben." (Meyer, a. a. O. 37).

Der Tod schied nach der Ansicht der ältesten Aegypter den Geist vom Körper, doch konnten nur beide in innigstem Zusammenhange mit einander die einstige Auferstehung feiern. Dieser Glaube forderte gebieterisch die Erhaltung des Leichnams. So entstand die Kunst des Einbalsamierens von Kadavern, so mußten die Grabstätten möglichst vor Katastrophen geschützt werden, so galt es als die Pflicht der Nachkommen, dem Abgeschiedenen an den Festtagen der Familie einen wohl mit Nahrung ausgestatteten Opfertisch zu bereiten und für ihn die herkömmlichen Gebete zu sprechen.

Allgemach entstand die gewiß nur den Vornehmen vertraute Lehre, daß Jeder im Jenseits das nämliche Leben führen werde wie auf Erden. Dieser „Osiriskult" wurde zum Ausgangspunkt der gewaltigen massiven Grabbauten, die heute so viel Interesse für uns bieten. Die ursprünglichen Felsengräber entwickeln sich zum „Haus der Ewigkeit" (von den Arabern „Mastaba" = Bank genannt) wo die Leiche im luftdicht verschlossenen Sarge in Gesellschaft der Portraitstatuen des Abgeschiedenen geborgen wird. Damit die Sorge für den Toten den Hinterbliebenen möglichst bequem gemacht ward, erhielten Hörige als „Diener des Geistes" den Auftrag, „nebst ihren Nachkommen bis in die fernsten Geschlechter für den Unterhalt und die Pflege des Grabes" einzustehen. Die körperliche Nahrung fand bald ihren passenden Ersatz in steinernen Nachbildungen von Speisen, ebenso sollten die Götter durch die Bilder an den Wänden der Grabkammern darüber getäuscht werden, was für ein reicher Mann der Bestattete gewesen sei. Die ehemals vom Priester an Osiris vermittelten endlosen Beschwörungsformeln bildeten sich in allgemein käufliche Rezitationen um, durch welche schließlich auch Aermere, wenn sie dem Klerus nur brav opferten, vor dem Totengotte Ansehen gewannen.

Die „Wohnhäuser für die Ewigkeit" der Könige aber sind jene gewaltigen Steinpyramiden, welche noch heute unser

Staunen erregen und vor denen selbst die babylonischen Bauten an überwältigender Großartigkeit verschwanden. Wann sie zuerst entstanden sind? Jedenfalls liegen Jahrtausende zwischen ihnen und unserer Zeit, doch der Aberglauben, der sie schuf, er wuchert, und nicht einmal in allzu veränderter Form, auch in unsern Tagen.

Im Neuen Reiche, also nach der Verdrängung der Hyksos trat nun unter den Gebildeten, d. h. den höheren Priestern wie den Vornehmen die Lehre auf, daß Rê mit Horus zusammen eine Gottheit darstellten und nun von dem Volke unter verschiedenen Gestalten verehrt würden. Es kam dazu, das König Chuenaten „die Bilder und Namen aller nicht rein solaren Gottheiten" vernichten ließ, die monotheistische Lehre öffentlich als das reine und wahre Glaubensprinzip anerkannte. Um seiner Reform den festen Mittelpunkt zu geben, gründete er in Mittelägypten die neue Stadt „Wohnsitz der Sonnenscheibe," die den prächtigen Sonnentempel enthielt und im Luxus mit den alten Kulturstätten wetteiferte. Trotz allen Eifers, den dieser Para für seinen Lieblingsgedanken entwickelte, ging seine Reform doch nicht in Fleisch und Blut über; der orthodoxe alte Glaube bekam rasch wieder die Oberhand. Mehr wie jemals gelangte die Priesterschaft zu Macht und Ansehen; einer aus ihrem Kreise bestieg sogar den Thron. Alles versank wieder in das starrste Formelwesen; die „Zaubereien" finden sich auf Schritt und Tritt, so begann man damals die Kunde von den Vorzeichen eifrig zu pflegen. Die Magie, die Oberherrlichkeit einer schlauen, mit allen jesuitischen Kniffen vortrefflich vertrauten Priesterschaft, die stumpfe Religiosität der Massen, sie erhielten sich bis in die letzten Zeiten des Pharaonenreiches. Isis, „die große Zauberin" hielt die Gemüter befangen und die Gottheiten selbst verwandelten sich in heilige Tiere, von denen der Apisstier das verehrungswürdigste sein mußte; denn es erteilte durch seine Bewegungen Orakel und ward nach seinem Tode mit Osiris ein und dasselbe Wesen, die höchste Gottheit.

Wenn wir von Zeitaltern in der Entwickelungsgeschichte der ägyptischen Kunst sprechen wollen, so dürfen wir als die älteste Periode kurzweg jene des Pyramidenbaues bezeichnen. Nach Lepsius erbaute jeder König zuerst eine kleine Pyramide und ließ dann, wenn seine Regierung länger dauerte, einen Die Kunst.

Mantel nach dem andern um den Kern herum legen, so daß schließlich nur noch übrig blieb, die Spitze aufzusetzen und die Stufen zu bekleiden. Nach Petrie jedoch entstand gerade die größte aller Pyramiden, die des Cheops nämlich, von Anfang an gleichsam aus einem Guß [1]). So begegnen wir auch hier wieder einem ungelösten Rätsel. Die ältesten Pyramiden fanden ihr Baumaterial jenseits Memphis im Mokottam-Gebirge; für den Transport der Blöcke wurden Dammwege erbaut, deren Aufführung (nach Herodot) eine ebenso große Arbeit darstellte wie die an dem riesenhaften Grabdenkmale selbst. „Es ist etwas Gewaltiges, daß ein Werk wie die Cheopspyramide überhaupt geplant, und fast unfaßbar, daß der Plan ausgeführt werden konnte. Enthält doch der Bau nach Petrie etwa 2,300 000 Steine von je zirka 40 Kubikfuß Inhalt, die zum größten Teil, wenn nicht alle, auf der Ostseite des Nils gebrochen und über den Fluß und durch die Ebene geschafft worden sind. Es tritt uns darin eine Konzentrierung der gesamten Arbeitskraft des Landes auf einen einzigen Punkt entgegen, wie sie sich in dem Maße wohl nirgend wieder in der Geschichte zeigt. Herodot erzählt uns, es hätten immer 100 000 Menschen drei Monate lang an der großen Pyramide gearbeitet, die Erbauung selbst habe, abgesehen von den Vorbereitungen, 20 Jahre in Anspruch genommen. So wenig diese Traditionen an sich einen Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben können, so hat doch Petrie gezeigt, daß sich mit ihrer Hülfe sehr wohl ein anschauliches Bild des Herganges gewinnen läßt. Die drei Monate werden die Ueberschwemmungszeit sein, während deren die Feldarbeit feiert und sich ein Aufgebot von 100 000 Mann zum Transport der Steine und Hinaufschleppen der Blöcke auf den angefangenen Bau leicht gewinnen ließ, während die Steinmetzen das ganze Jahr hindurch in den Brüchen und in den Werkstätten an der Pyramide arbeiteten, um das Material für die eigentliche Bauzeit vorzubereiten.“

Bei Gize im Wüstensande liegt die kolossalste bekannte Skulptur, die Sphinx, ein Löwenleib mit dem Kopfe eines Königs. Ihre wirkliche Höhe beträgt bei 20 m. Aus dem

[1]) Als die alteste Pyramide gilt die sechsstöckige von Saktârah. Die Pyramiden von Gizeh — quadratische Grundlage, die Flächen steigen mit durchschnittlich 47° Neigungswinkel auf — sind die größten. Die des Cheops hat jetzt eine Lange von 227,5 m und eine Höhe von 137,18 m.

Alten Reiche stammt das Riesengebilde wohl nicht; es galt als ein Abbild des Sonnengottes Harmachis.

Skulpturen fehlten jedoch im Alten Reiche keineswegs; denn der religiöse Glauben forderte möglichst getreue Portraitstatuen von Verstorbenen. Trotzdem als Material die härtesten Steinarten, Granit und Diorit verwendet wurden, entstammen doch bereits wahre Meisterwerke an Naturtreue dem Zeitalter der ältesten Pyramiden. Die Arbeiten in Kalkstein und Holz übertreffen sie freilich noch bei weitem; diese Statuen waren polychrom, was jedenfalls ursprünglich ihre Portraitähnlichkeit noch mehr zur Geltung brachte.

Die ältesten Wandmalereien in den Grabhäusern der Vornehmen wurden zuerst mit Rötel in ihren Umrissen entworfen, dann als relief en creux behandelt und schließlich mit Erdfarben bepinselt. Perspektive, Naturwahrheit (außer bei den Tieren) muß man hierbei nicht erwarten; so zeigten sich der Kopf der menschlichen Figur im Profil, die Brust aber nach vorn gewendet, die Beine in seitwärts schreitender Stellung.

Im Mittleren Reiche erscheinen besonders die Felsengräber von Beni-Hassan und die Tempelanlagen von Mêdinet-el-Fayun, die man gewöhnlich als Labyrinth bezeichnet. Die Lotossäulen, wohl eine Nachahmung des Holzbaus, erregen in dieser Periode unser größtes Interesse. Die Skulpturen sind technisch vollendet aber schablonenmäßige Handwerkerei; denn die Kunst hat starre Formen angenommen. Vor den Eingängen der großartigen Tempelanlagen erhoben sich die monolithischen Obelisken, welche durch ihre Inschriften nicht unwichtig erscheinen und heute die Rolle von eigenartigen Seltenheiten auf den Plätzen einzelner europäischer Großstädte zu spielen, verurteilt sind. Die Tempel endlich, entsprechend dem Siege der Orthodoxie, mehren sich im Neuen Reiche und werden immer luxuriöser.

Genau genommen gehört bereits die ägyptische Kunst unter den Begriff der praktischen Kultur; denn nicht um des Selbstzweckes willen ward sie geübt, sondern sie beruhte einzig auf dem religiösen Glauben von unveränderter Fortexistenz nach der Auferstehung. Daß bei einem derart praktischen Volke das Handwerk ganz besonders blühen mußte, ist leicht verständlich. Ja, um nicht weitschweifig zu werden, können wir sagen, daß Alles, was Menschen ohne Anwendung Praktische Kultur.

von wirklichen Maschinen hervorzubringen vermögen, von den Aegyptern, und zwar zum Teil bereits im Alten Reiche, geschaffen ward. Zur Steinbearbeitung dienten im Nilthale schon vor vielen Jahrtausenden hervorragend technisch vollendete Werkzenge; eine wirkliche Industrie bestand schon damals wie denn überhaupt die Kleinkünste sich noch dann lebensfähig erhielten, als die alte Herrlichkeit längst verfallen war.

Der ägyptische Handel war ebenfalls nicht unbedeutend, kann sich aber mit dem der Phönizier und Griechen nicht messen, sondern hat diese Elemente vielmehr in seine Dienste stellen müssen. Am lebhaftesten ward wohl der Tauschhandel mit Aethyopien (über Land) betrieben; von dorther bezog man Gold, Elfenbein und Sklaven, aus Arabien Räucherwerk, aus Indien Gewürze, das Salz aber und die zum Balsamieren notwendigen Chemikalien aus der afrikanischen Wüste.

Zu des Amasis Zeiten entstand am westlichen Nilarm die hellenische Kolonie Naukratis, die allein Kauffahrer annehmen durfte und als ein mit dem Handelsmonopol begabtes Emporium schnell empor wuchs.

Von der Wissenschaft endlich sagt Meyer (a. a. O. 303) „auch in ihr herrscht die Schablone und unterbindet wie in der Kunst immer mehr die Möglichkeit weiterer Entwickelung," nämlich nach dem vollständigen Siege der Orthodoxie. Dennoch haben fremde Völker und vornehmlich die Hellenen viele schätzenswerte Kenntnisse von den Aegyptern übernommen, z. B. geometrische Sätze, astronomische Berechnungen und medizinische Vorschriften. Wenn jedoch der in Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Gethue der Osirispriester erstarrende Herodot, die griechische Kultur und sogar die Religion von den Aegyptern entlehnt wissen wollte, so irrte er sich gründlich. Beide Völker sind wie Tag und Nacht von einander verschieden gewesen; die Aegypter ohne jede ideale Begeisterung in überkommenen Gebräuchen und Anschauungen völlig verknöchernd, wenigstens so weit die große Masse in Betracht fällt, die Hellenen voll von Idealen, voll Thatkraft, voll Streben nach allem Schönen, unbeeinflußt von einer durch gewinnsüchtige Priester gelehrten mystischen Religion.

Und diese Religion, die jeden Idealismus verleugnete, nur dem krassesten Egoismus diente, sie enthält auch das Schicksal, das schließlich Aegypten erreichte, ein Spielball der verschiedensten Fremdmächte zu werden.

Achter Abschnitt.

Die Kultur der Antike.

Hellas.

Das Land Hellas, gegen Norden hin abgeschlossen durch rauhe, unwirtliche Gebirgsländer, die von ungebildeten Barbaren bewohnt waren, öffnet sich gegen Süden einer Riesenhand gleich, die den Weltverkehr, so lange dieser auf das Mittelmeer beschränkt blieb, gewissermaßen zu sich heran zog. Umgekehrt wie bei der Halbinsel Italien ist besonders die Ostseite Griechenlands viel gegliedert und vorteilhaft gestaltet für städtische Anlagen. Die Brückenpfeiler, welche von Kleinasien die älteste Einwanderung hinüberleiteten, die Insel des ägäischen Meeres, ermöglichten es den Hellenen, sich zuerst in der Seeschiffahrt zu üben. Die natürliche Eigenart des kleinen Landes forderte seine Bewohner geradezu auf, asiatische Kultur wie Gesittung aufzunehmen, um- und auszugestalten und dem europäischen Erdteile weiter zu vermitteln. Die Lösung dieser Aufgabe, an welcher sich unter den Hellenen vorzugsweise der Stamm der Jonier beteiligte, hat Griechenland zu der Bedeutung erhoben, welche ihm ungeschmälert und immerdar bleiben wird in der Geschichte der Kultur. Weltstellung.

Ueber dem Lande, das zur Zeit seiner höchsten Blüte ungefähr 50000 km Flächenraum umspannte, auf welchem 8 bis 10 Millionen Menschen lebten [1]), wölbt sich der herrlichste, sonnenreichste Himmel Europas. Alle Klimate der gemäßigten Zone finden sich dort auf dem kleinsten Raume vereinigt und während an den fjordartigen Gestaden Südfrüchte zur Reife gedeihen, weisen die Gebirge die Natur der Voralpen auf. Ein solches irdisches Elysium mußte auf seine Bewohner den nachhaltigsten Einfluß ausüben, ihren Idealismus wecken, befruchten und zum höchsten Ausdruck erheben, ihre praktische Bethätigung in jeder Weise fördern,

---

1) Nach Böckh (Staatshaushalt der Athener. Ausgabe 1886) zählte Attika im V. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung: 90,000 Personen bürgerlichen Standes, davon 20,000 kampffähige Männer, 45,000 Schutzverwandte und 365,000 Sklaven.

ihren Blick von dem engen Horizonte befreien, der trotz allem auf jenen uralten asiatischen und afrikanischen Kulturländern gleich einer Bleidecke lagerte, da sie, von den das Leben tötenden, den Verkehr hemmenden Wüsten umgeben waren, in welchen sie lediglich die Rolle großer Oasen spielten.

Allgemeines. Die Hellenen gehören zu der großen Völkerfamilie der Arier und zwar zu dem südeuropäischen Zweige derselben, welcher außer ihnen die Italiker, Illyrier und Thracier umfaßt. Von vorne herein zerfielen die Hellenen in die vier Stämme der Achäer (deren Name übrigens in den Gesängen Homers auf das gesamte Volk angewendet wird), Dorier, Jonier und Aeoler, welche Letztere ein Konglomerat derjenigen Griechen bilden, die weder die dorische noch auch die jonische Mundart redeten. Bei der Einwanderung in Hellas trafen die Griechen auf das Volk der Pelasger — wahrscheinlich Illyrier und sicherlich arischer Abkunft — deren Kultur durch die nicht allzu seltenen Reste gewaltiger (kyklopischer) Bauten bezeugt wird. Von den Ureinwohnern, die freilich als Hörige bald unter dem siegreichen Volke der Hellenen verschwanden, nahmen diese einen guten Teil kultureller Errungenschaften an; bildete doch das dem Göttervater Zeus geweihte Heiligtum zu Dodona in Epirus den ältesten Mittelpunkt des religiösen Lebens der Pelasger und bewahrte es ferner auch in der späteren historischen Zeit der Hellenen bei diesen sein großes Ansehen. Man mag das Wesen der älteren griechischen Kultur ganz wohl mit der phönizischen vergleichen. Hier wie dort findet sich zunächst wenig Ursprüngliches, wohl aber wird das Fremde willig aufgenommen und rasch umgebildet und assimiliert. Die Neugestaltung von Form und Wesen nimmt dabei einen so glücklichen Verlauf, daß für den nicht schärfer Beobachtenden die Meinung entsteht, er habe es mit originalen Leistungen zu thun. Die Hellenen selbst bewahrten die Erinnerung an ihre einstigen Lehrmeisterinnen, die asiatische und afrikanische Kultur in den Einwanderungssagen: Kekrops, der Gründer der Kekropia von Athen, stammte nach diesen Mythen aus Aegypten, ebenso Danaos, der Erbauer der Burg von Argos, Pelops ist ein Sohn des Lyderlandes und Kadmos, der erste thebanische Herrscher, ein Nachkomme des phönizisch-sidonischen Königs Agenos.

Der geringe Zusammenhang der hellenischen Stämme macht sich von altersher deutlich bemerkbar; ein Gesamtstaat,

dem alle kleinlichen Sonderinteressen untergeordnet werden, bestand nie im alten Griechenland. Selbst starke Bündnisse erscheinen nicht in der Geschichte, wohl aber ein beständiger und höchst unerquicklicher Wettstreit zwischen den einzelnen Duodezstaaten, vornehmlich zwischen Sparta und Athen. Andererseits hatte die Kleinstaaterei ihre großen kulturellen Vorteile. Jedes dieser Duodezländchen, das kaum über ein Gebiet von der Größe eines modernen ansehnlichen Rittergutes verfügte, suchte sich auf diesem oder jenem Gebiete hervor zu thun. Politisch zumeist unabhängig von einander wie vom Auslande, wollten die hellenischen Staaten auch auf dem Gebiete der Kultur ihre gegenseitige Ueberlegenheit erweisen. Sie glichen dabei Körpern, welche auf einer Kugel stehen: Keiner von diesen steht niedriger als die anderen, dennoch lassen sich unter ihnen anscheinend erhebliche Gegensätze im Standpunkte finden, die freilich bei scharfer Betrachtung völlig verschwinden. Aeußerlich kann man Griechenland mit dem ohnmächtigen Deutschen Reiche des Zeitalters der Aufklärung identifizieren, aber nur äußerlich. Wo sich in Hellas Gesittung und frohe Lebensanschauung fand, entdecken wir im Deutschland des XVII. und XVIII. Jahrhunderts furchtbare Roheit neben dem borniertesten Glaubenszwange. Dann ist Hellas auch in seinen schlimmsten Tagen niemals geistig so abhängig vom Auslande gewesen (etwa vom persischen Großkönige) wie Deutschland dies von Frankreich war. Ferner fühlte sich der deutsche Kleinstaatler nur in seltenen Fällen als ein Deutscher und zog es vielmehr vor, anstatt seine ehrliche Muttersprache zu reden, fehlerhaft zu welschen oder ein barbarisches Latein zu schreiben. Nichts von alledem in Hellas: Dort fühlte sich der Lakädemoner wie der Korinther, der Athener wie der Syrakusaner als Glied eines Volkes, das von dem Bande der nämlichen Sprache, der ähnlichen äußeren Erscheinung wie auch der Lebensweise zu einem einheitlichen Ganzen aneinander gefesselt blieb.

Staatsverfassungen, Stände.

In dem Hellas, das wir aus seinen Heldensagen kennen und auch in den ersten Zeiten der historischen Periode findet sich überall das patriarchalische Stammeskönigtum. Das Recht auf die Herrschaft leiteten dabei die im erblichen Besitze der Königswürde sich befindenden Geschlechter von ihrer göttlichen Abstammung her. Schon im Beginne der geschicht-

lichen Zeit machen sich die Bestrebungen bemerkbar, freistaatliche Verfassungen zu schaffen; die Herschersippen sterben entweder aus oder sie werden verjagt. Zunächst teilt sich nun der Adel, das Patriziat in die Staatsgeschäfte: es ist die Aristokratie, welche über das Wohl und Wehe der Allgemeinheit gewöhnlich in oligarchischer Weise bestimmt. Sobald die Aristokratie nicht mehr fähig war, die Herrschaft zu bewahren und sie durch mannigfache Bedrückungen das Volk, die Gemeinde der einfachen Staatsbürger (Demos) erzürnte, stand diese kräftig zu ihren Rechten. Freilich machte der Demos dann nicht selten die Erfahrung, daß seine Vorkämpfer in der Revolution, die empfangene Macht nun dahin ausbeuteten, um sich zur Alleinherrschaft (Tyrannos) aufzuschwingen. Jetzt reichten sich das Patriziat und die Bürgerschaft die Hände, um den gemeinsamen Gegner zu stürzen. Es entstand die Demokratie, in welcher alle Staatsbürger (Fremde und Sklaven galten nicht als solche) über die Staatsangelegenheiten abstimmten und die Mehrheit der Minderheit ihren Willen aufzwang. Nicht selten freilich artete die Demokratie in die regelrechte Pöbelherrschaft (Ochlokratie) aus; immerhin konnte diese in krasser Form sich niemals für längere Zeit am Ruder erhalten. Selbstverständlich haben nicht alle hellenischen Kleinstaaten diesen Entwickelungsgang durchlaufen. In Sparta z. B. blieb ein nominelles Königtum an der Spitze; in Athen herrschte in seiner Glanzperiode das Volk, wechselseitig von der Aristokratie oder der Demagogie beeinflußt.

Die ochlokratische Ständegliederung tritt besonders scharf in dem dorischen Lakädemon hervor. Die dorischen Eroberer, die Spartiaten, bilden die Aristokratie und zerfallen ihrer politischen Organisation nach in drei Phylen zu je zehn Oben.

Die Nachkommen der vertragsmäßig unterworfenen Achäer, die Periöken („Herumwohnende") sind persönlich freie, dem Staatswesen aber steuerpflichtige Kleinbürger, ohne politische Rechte, doch mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst. Die Heloten („Gefangene") endlich sind Hörige des Staates und von diesem den einzelnen Spartiaten in der Eigenschaft von Landpächtern zugeteilt. Auch sie mußten Kriegsdienste leisten, indem sie das Heer als Waffenträger oder Troßknechte begleiteten und an den Gefechten als Leichtbewaffnete teil nahmen.

In Athen beruhten die bürgerlichen Rechte nach der Gesetzgebung des Solon (594 v. Chr.) auf dem Ertrage des Grundbesitzes. Für diesen blieb jedoch ein Höchstmaß ausdrücklich festgesetzt, um Attika nicht in den Besitz von wenigen, reichen Staatsbürgern gelangen zu lassen. Die erste Klasse bildeten die Pentakosiomedinnen („Fünfhundertscheffler"), also Landeigentümer, welche von ihrem Gute 500 oder mehr Medinnen (à 52,5 l Getreide) bezw. Metreten (39,4 l Oel oder Wein) jährlich zu ernten vermochten. Es folgten die Ritter mit 300 bis 500 Medinnen, darauf die Zeugiten (Maultierbesitzer) mit 200 Medinnen, endlich die Theten, welche keinen oder nur ganz geringen Grundbesitz eigneten. Die an der Spitze des Staates stehenden neun Archonten mußten den beiden ersten Klassen entnommen werden, welche auch als schwerbewaffnete Reiter Kriegsdienste leisteten. In den Rat der Vierhundert konnten auch die Zeugisten gelangen, welche das Vaterland als schwerbewaffnete Infanteristen („Hopliten") verteidigten. Die Theten endlich hatten nur Zutritt zur Volksversammlung, deren Befugnisse der altdeutschen Landsgemeinde (wie sie sich heute noch in Uri, Unterwalden, Glarus und Appenzell findet) ziemlich genau entsprachen. Die Theten bemannten die Flotte und kämpften zu Lande als Leichtbewaffnete. Politisch rechtlos blieben die Metöken („Schutzverwandte"), welche selbst vor Gericht durch einen Prostaten („Beschützer") verbeiständet werden mußten. Die Sklaven endlich besaßen nur den Schutz, welchen ihnen sittliche Gesetze und Gebräuche gewährten. Da sie alle Arbeit zu leisten hatten, die Bürger aber weder regelmäßige Steuern noch Abgaben aufbringen mußten, so konnten diese sich vollständig den Staatsgeschäften, den Wissenschaften und Künsten oder ihren besonderen Liebhabereien widmen. Die Staatsbeamten empfingen freilich keinerlei Besoldung, dennoch fehlte es niemals an Ehrgeizigen. Was an Staatsausgaben zu decken war, mußte durch den reichen Ertrag der Bergwerke, die Bußgelder fehlbarer Bürger, das Kopfgeld der Schutzverwandten, die Markt- und Eingangszölle bestritten werden.

Allgemeine Grundzüge der althellenischen Kultur.

In Rücksicht auf die Entwickelung des Kulturlebens verhalten sich die einzelnen Stämme des althellenischen Volkes sehr verschieden. Während sie nämlich politisch nach einander zur Vorherrschaft gelangen, tragen in Wahrheit nur Athen, Korinth, einzelne der ionischen Inseln, späterhin aber die

großgriechischen Städte und zur Zeit der Römerherrschaft vorzugsweise Alexandrien dazu bei, wirkliche Kultur zur Entfaltung zu bringen. Lakädemon bleibt roh und barbarisch, die böotische Bildungsarmut ist sprichwörtlich geworden, ebenso wie andererseits die attische Urbanität. Deutlich bleibt zu ermessen, wie sehr äußere Umstände die ursprüngliche Begabtheit der einzelnen Stämme in günstigem oder ungünstigem Sinne beeinflußten. Ein großer, unschätzbarer Vorteil des gesellschaftlichen Lebens in Hellas war es, daß keine Kasten, ja nicht einmal wirkliche Standesunterschiede bestanden. Der Vollbürger blieb unverkürzt in seinen primitiven Rechten und war er auch der ärmste Mann; seinen Talenten und ihrer glücklichen Ausnützung entsprechend, vermochte er unbehindert durch Vorurteile zu den höheren Stufen in der gesellschaftlichen Ordnung aufzusteigen. Dabei hatte er nicht einmal nötig, Gewerbe oder Handel zu betreiben, vielmehr galten diese — mit Ausnahme der Seeschiffahrt — als nicht allzu ehrenvoll für die Freien. Schutzverwandte und Sklaven verrichteten Alles, was man unter dem Begriffe der groben Arbeit zusammen fassen mag. Auch in der agrikolen Thätigkeit, die stets mit größter Achtung geschätzt wurde, entbehrte der Bürger keineswegs einer weitgehenden Unterstützung. Vom demokratischen Standpunkte aus mag man wohl behaupten, daß die Sklaven wie die Schutzverwandten die Träger der hellenischen Kultur gewesen sind. Ohne ihre stille, kaum beachtete Arbeit, ohne ihre ihnen freilich aufgezwungene Sorge, für die vollständige Befriedigung der gemeinen Lebensbedürfnisse der Bürgerschaft, wäre dieser die Pflege von Kunst und Wissenschaft, das Erreichen des höchsten Idealismus niemals möglich gewesen trotz aller natürlichen Vorteile, welche ihnen von vorne herein zu Teil geworden. Vergleiche mit modernen Verhältnissen liegen bei der Betrachtung dieser Thatsache nahe genug. Aber, es darf auch gesagt werden, daß ein Alt-Hellas nicht wieder erstehen wird, selbst wenn die uns bewegenden gesellschaftlichen Fragen befriedigend gelöst werden; denn uns und unseren Nachkommen fehlt und wird immer mangeln die kindliche, natürliche und unmittelbare Empfänglichkeit des hellenischen Volkes für wahre Schönheit.

Alt-Hellas war das Land der humanistischen Freiheit. Keine Fessel des religiösen Glaubens wie sie der Orient dem

Menschengeiste anlegte, hinderte den Aufschwung. Daß die Hellenen bei ihrer ersten Einwanderung in Griechenland den finsteren Kult des Moloch-Kronos pflegten, kann nicht zweifelhaft sein. Das ihnen innewohnende edle Gefühl, das deutliche Erkennen der wahren Menschenwürde ließ sie bald von dieser Abscheulichkeit abstehen. Ihre Religion war kein dem Tode gewidmeter Kultus, sondern im Gegenteil, sie wies auf das Leben hin und kündete, daß der Mensch den irdischen Forderungen gerecht werden müsse und nicht nötig habe, methaphysischen Spielereien nachzugehen. Die hellenischen Götter waren idealisierte Menschen mit allen Neigungen und Inkonsequenzen unseres Geschlechtes. So kam es unwillkürlich dazu, daß der Mensch an sich der Mittelpunkt ihres künstlerischen und wissenschaftlichen Strebens wurde. Diesen Zirkel, den das Christentum nachmals mit rauher Faust durchbrochen hat, fangen wir lebenden Kinder des XIX. Jahrhunderts eben erst an, wieder zu schließen, zu unserm eigenen Nutz und Frommen. Im Orient und in dem aus seinen Anschauungen hervorgehenden Christentum findet sich immer und immer wieder die unnatürliche Forderung, an übersinnliche Dinge zu glauben, der hellenische Geist dagegen erstrebte einzig und allein die klare Erkenntnis der Natur, das Erfassen des Seins. So erklärt es sich, daß der Orient im Mysticismus verkam und in der Staatsform nie über die politische Sklaverei hinaus gelangte, während Hellas für alle Zeiten und alle gesitteten Völker das Vorbild ward, einer wirklichen Demokratie mit all' ihren freien Auffassungen in der Religion, Wissenschaft, Kunst und Politik. „Bei den Orientalen ein unaufhaltsames Zerfließen in's Unfaßbare, Nebelhafte, bei den Griechen ein stetes, besonnenes Streben nach plastischer Rundung; dort riesenhafte Umrisse bei Vernachlässigung des Details, hier gewissenhafteste Vollendung des Einzelnsten wie des Ganzen. Dem klaren, maßvollen, in sich einigen Geist der Hellenen entspricht ihre gehaltene, harmonische, durchsichtige Form, die sich dem Inhalt anschmiegt, wie das nasse Gewand dem Körper der badenden Jungfrau." Einer der höchsten Ruhmestitel des alten Hellas ist es, daß sich dort niemals eine Religionsverfolgung ereignete. Das erklärt sich vornehmlich aus dem vollständigen Fehlen einer geschlossenen Priesterkaste, die eine Systematisierung der Religion hätte durchführen können. Während sonst überall

die Religion das Staatsleben beeinflußte, stand dieses in Hellas über allen religiösen Dingen und die Religion darf dort lediglich als eine staatliche Einrichtung betrachtet werden, die zu benutzen, abzuändern, umzugestalten dem freien Ermessen der Gesamtheit anheim gestellt blieb. Die Religion fand zudem ein kritisches Gegengewicht in der Philosophie, welche überhaupt erst von den Hellenen geschaffen worden ist. „Die alten Völker des Ostens hatten jedes blos eine Theogonie und eine Kosmogonie wie auch nur eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Dinge im ganzen. Nichts zeigt in so klarem Lichte die Beweglichkeit und Freiheit des griechischen Geistes wie die reiche Menge von philosophischen Anschauungen über Ursache und Wesen der Welt, welche in der kurzen Spanne von etwa anderthalb Jahrhunderten zwischen Thales und Anaxagoras ans Licht der Welt traten. Sie konnten nicht anders als eine Umwälzung unter den an der geistigen Bildung Anteil nehmenden Hellenen hervorrufen. Es war beinahe zuviel des Großen in so kurzer Zeit: die kriegerischen Erfolge gegen das Ausland, das glänzende Emporwachsen Athens, die Blüte der bildenden Kunst, der lyrischen Dichtung und des Theaters, wie die üppige Entwickelung der Geschichts- und Naturforschung, denn in letzterer ging im Grunde die bisherige Philosophie auf." (Henne — am Rhyn).

Praktische Kultur. Obenan von allen Thätigkeiten, durch die Griechenland direkten Einfluß auf die Entwickelung und Ausdehnung der praktischen Kultur ausübte, steht der Handel. Seinen Mittelpunkt fand er in Korinth, das selbst den Wettkampf mit Athen nach der glücklichen Beendigung der Perserkriege auszuhalten vermochte, und von dessen Macht und Reichtum wir ein schwaches Bild gewinnen mögen, wenn wir uns an das Ergebnis des römischen Raubzuges (146 v. Chr.) erinnern, der die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte. Von Korinth aus liefen die Schiffe nach den ägäischen Inseln und nach Kleinasien, von wo aus durch die Küstenstädte Karawanen nach Kappadokien und in die Pontusländer geschickt wurden. Im Westen erreichte der Verkehr alle Landschaften an dem Nordufer des Mittelmeers. Durch den Hellespont gelangten die Schiffe bis nach der Krim, die ihrerseits die Magazine barg für den Binnenhandel mit Südrußland. Gerade hier wickelten sich umfassende Handels-

geschäfte ab, denn aus den Gegenden am schwarzen und am Asow-Meere bezog Hellas einen guten Teil von Lebensbedürfnissen. Am wichtigsten erscheint der hellenische Weltverkehr durch seine Verbindung mit der schon frühzeitig geübten Kolonisation. Ueberall wo der hellenische Kaufmann landete, fand er die Niederlassungen seiner Landsleute. Vorzugsweise besiedelt erschienen Unteritalien (Tarent) und Sizilien (Syrakus, Agrigent). Massilia (Marseille) an der Südküste Galliens unterhielt einen lebhaften Tauschhandel mit dem großen Keltenlande und bezog auf dem Landwege Zinn aus Britanien, Bernstein von der Ostseeküste. Rhodos, ursprünglich selbst eine dorische Kolonie, nahm vorzugsweise die von den Phöniziern angeknüpften Handelsbeziehungen auf. Milet besiedelte die Küsten des Pontus und wetteiferte mit Phokäa, Smyrna und Ephesus in der Schiffahrt auf den nordöstlichen Gewässern des Mittelmeeres. Ebenso selbständig ward das einst von den Korinthern gegründete Korkyra (Korfu), dessen illyrische Niederlassungen zum Teil noch heute bestehen (z. B. Durazzo und Pollina).

Ein solcher Handelsverkehr konnte sich nur entwickeln, weil das Mutterland die mannigfachsten Bedürfnisse hatte, und weil es verstand, die eingehenden Rohprodukte zu technisch vollendeten Erzeugnissen umzuwandeln. In der That ist Hellas für Europa die Lehrmeisterin auch auf dem technischen Gebiete geworden. Die Zerstörungswut, welche die auf die Antike folgenden Jahrhunderte kennzeichnet, hat uns Vieles von dem geraubt, was einst das altgriechische Wohnhaus schmückte. Nur spärliche Reste, die Funde in den Nekropolen und mancherlei bildliche Darstellungen ermöglichen die Uebersicht von den Leistungen der Technik. Abgesehen von den Möbeln, welche im allgemeinen nur die notwendigsten, zum Sitzen und Liegen erforderlichen Gegenstände neben den Tischen und Kasten umfaßten, die dann freilich die reichste Ausgestaltung erfuhren, erscheinen vor uns eine Unzahl von aus Gräbern stammenden Gefäßen, die zur Aufbewahrung flüssiger und trockener Stoffe dienten. Das Töpferhandwerk stand gewiß in hohen Ehren bei den Hellenen; leiteten sie doch die Erfindung der Scheibe, welche für sie thatsächlich bis in das graueste Altertum hinauf reichte, von göttlicher Kraft her. Gerade die Bemalung der Thongefäße hat der Kulturgeschichte ein reiches Material an wichtigen Aufschlüssen

über das private, religiöse und kriegerische Leben der Hellenen geliefert. Athen, in dessen Nähe am Vorgebirge Kolias die Lager der besten Thonerde vorkamen, bildete auch den Mittelpunkt des Töpfergewerbes. In den ältesten Erzeugnissen treten auffallende Aehnlichkeiten mit jenen hervor, welche in Ninive und Babylon gefunden wurden; der orientalische Ursprung dieser Kunstfertigkeit ist unverkennbar. Nach und nach verschwindet der steife ungelenke Styl. Die Gefäßbildnerei kann bald nicht mehr als ein einfaches Handwerk gelten, sondern muß geradezu für ein Kunstgewerbe angesehen werden. Es treten nun die edelsten Formen, die herrlichsten Darstellungen auf. Der attische Sagenkreis wird mit Vorliebe zur Ausschmückung der äußeren Gefäßwände herangezogen. „Die unendliche Mannigfaltigkeit in der Behandlungsweise dieser Mythen aber zeugt wiederum von dem tiefen Eindringen der Erzeugnisse der lyrischen und dramatischen Poesie in das Volk.“ Neben den Thongefäßen erregen unsere Aufmerksamkeit die Vasen, Misch- (Krater) und Trinkbecher aus edlen Steinarten (Alabaster, Onyx, Achat, farbiger Marmor, Porphyr, Travertin) Glas und Metallen. Die Gläser und Flaschen übrigens, obwohl in späterer Zeit in Griechenland viel gebraucht, kamen in Rücksicht auf kunstvolle Ausgestaltung den Fabrikaten des phönizischen Sidon niemals gleich. Dagegen glänzte die Technik in der Bearbeitung der Erze, welche Kunstfertigkeit ja ebenfalls dem göttlichen Ursprunge (Hephästos) zugeschrieben ward. Der Gießer vermochte es, sich ungescheut dem Bildhauer zuzugesellen, um dessen Arbeiten, in Verbindung wiederum mit dem Ciseleur, zur prächtigsten Entfaltung zu bringen. Dem praktischen Bedürfnisse diente der Waffenschmied, dessen Arbeiten wir weiterhin einen kurzen Blick zuwerfen.

Sehr wichtig wurde natürlich auch der Schiffsbau für ein solch' eminentes Handelsvolk wie das althellenische es war. Nicht im phönizischen, sondern im griechischen Schiffe erstanden dem Weltverkehr die ersten, thatsächlich durchaus meertüchtigen Seefahrzeuge. Dennoch sei keineswegs die Behauptung aufgestellt, daß die antike Schiffsbaukunst auch nur im entferntesten an die moderne heran gereicht habe, wie diese sich seit etwa zwei Jahrhunderten besonders entwickelt hat. Aber die damaligen Leistungen genügten vollständig; finden sich doch keineswegs seltene Nachrichten von über-

raschend schnell durchgeführten Meerfahrten [1]), obwohl nur die Kraft der Ruderknechte und des Windes abwechselnd zur Verfügung standen.

Wie in der inneren Einrichtung des Wohnhauses, so herrschte auch in der althellenischen Tracht der Grundsatz vor, daß die Einfachheit die höchste Schönheit, Anmut und Bequemlichkeit in sich schließe. Die Kleidung sollte nicht die Körperformen ängstlich verhüllen, sondern vielmehr volle Freiheit der Bewegung der Gliedmaßen gewähren. Sämtliche Kleidungsstücke zerfielen in die beiden Hauptklassen, die „Endumata" oder hemdartig zu tragenden und die „Epiblemata" oder übergezogenen Stücke. Das vorzüglichste Merkmal der griechischen Tracht ist nach Weiß (Kostümkunde I, 703 ff.), daß sie „durch alle Epochen auf der Verwendung nur der vom Weber gelieferten, mehr oder minder umfangreichen, oblongen Gewebe zu hemdförmigen Unterkleidern und mantelartigen Ueberwürfen beharrt habe. Alle Wandelungen, denen sie im Laufe der Zeit unterworfen ward, beruhten somit zumeist einerseits auf der Weise, sich jener viereckigen Gewandstücke zu bedienen, andererseits auf dem Wechsel in deren stoffigen und ornamentalen Beschaffenheit. Der „Chiton," welcher in verschiedenen Formen auftritt, bildete für beide Geschlechter das unmittelbar dem Körper anliegende Unterkleid, Hemden waren der Antike unbekannt. Ueber den Chiton warf dann der Grieche das mantelartige oblonge Gewebe, „Himation" genannt; ihn malerisch überzuwerfen stellte eine nur durch viele Uebung ermöglichte Geschicklichkeit dar. Spezifisch dorischen Ursprungs war der bei weitem kürzere „Tribon". Der Kriegsmantel endlich „Chlamys", welcher die Beine völlig freiließ, diente auch als Reisekleid. Wenngleich weiße Wollenstoffe vielfach zur Benutzung kamen, so ist es doch als sicher anzunehmen, daß auch bunte Stücke gerne verwendet wurden. Wirkliche Prachtgewänder kamen jedoch erst in Mode, als bereits der alte, wahre Hellenismus mehr und mehr verschwand. Kopfbedeckungen trug man innerhalb der Städte nur höchst selten, im Freien hingegen bedurfte man der Strohhüte, der Kappen aus Fell und Filz,

[1]) „So legte Babilius die Strecke von Messina bis Alexandrien in sechs Tagen, Valerius Marianus die Strecke von Puteoli nach Alexandrien „lenissimo flatu" in neun Tagen zurück, und die Fahrt von den Säulen des Herkules (Gibraltar) bis nach Ostia (Tibermündung) dauerte bei günstigem Winde nur sieben Tage, durchschnittlich sieben Seemeilen auf die Stunde." Guhl und Koner a. a. O. 285/6.

sowie der Mützen, um sich vor den Einflüssen der Witterung zu schützen. Ueber die edle Form der Haartracht, besonders beim weiblichen Geschlechte, belehren uns die Meisterwerke der Plastik zur Genüge; daß auch mancherlei Kosmetika zur Verfügung standen, darf nicht Wunder nehmen. Handschuhe sind dagegen nicht getragen worden und auch die Fußbekleidung erschien nur als ein durch die Notwendigkeit gebotener Zwang; beim Betreten der Wohnung entledigte man sich derselben und auch in den Straßen der Städte erregte es nicht den geringsten Anstoß, barfüßig dahin zu wandeln. Zur Ausrüstung des ehrbaren Mannes gehörte endlich der Stab, ursprünglich als „Skeptron", das Zeichen der Fürstengewalt, nachmals bei stürmischen Volksversammlungen ein gewiß nicht zu unterschätzendes Mittel zur Vertretung der eigenen Meinung gegenüber den anders gesinnten Mitsouveränen.

Haus und Familie. Das Wesen der orientalischen Urheimat der Hellenen tritt uns noch auffällig in ihrem Wohnhause entgegen. Der Hof, welcher einen bedeutenden Teil der ganzen Anlage ausmacht, das abgeschlossene Frauengemach, das als Kern derselben erscheint, der Luxus in den von den Männern benutzten Gesellschaftsräumen — das Alles erinnert stark an die entsprechende morgenländische Architektur. Der Mann lebt in der Oeffentlichkeit, die Frau in der Gynaikonitis, welche von jeher dem Auge der Fremden ängstlich verschlossen blieb, da sich dort auch die heranwachsenden Töchter und die Sklavinnen aufhielten. Dennoch stellte die althellenische Gynaikonitis durchaus nicht etwa einen Harem dar. „Gesetzgebung und Sitte überwachten gleich streng die Reinheit der Stammesgenossenschaft und der Familie, und wenn auch dem Konkubinat, sowie dem Verkehr mit Hetären selbst von Staatswegen Vorschub geleistet wurde und derartige Verhältnisse nicht wenig zur Lockerung der Familienbande beitrugen, so wurde doch des Hauses Ehre gegen Einmischung solcher unlauteren Elemente gewahrt. Die althellenische Frau wuchs, ohne jeglichen Berührungspunkt zur Außenwelt, heran; bei der Hochzeit, welche auf Grund nicht einer erotisch-psychischen Uebereinkunft der zukünftigen Gatten, sondern auf die Verhandlungen der Familien hin, gefeiert ward, siedelte die Jungfrau einfach aus der elterlichen Gynaikonitis in die des nunmehrigen Gemahls über. Keine geistige, nur eine

körperliche Gemeinschaft bestand zwischen den Gatten; der weibliche Teil hatte die Pflicht, seine Ehre makellos zu bewahren und eine gesunde, gesetzlich anerkannte Nachkommenschaft zu gebären. Damit stimmt die Ansicht der griechischen Philosophie überein, daß das Weib ein schwaches Wesen sei und stets als ein unmündiges Kind betrachtet werden müsse. Wo wie in Sparta die Jungfrauen an den gymnastischen Uebungen der Jünglinge Theil nahmen, geschah dies nicht deswegen, weil die Sitte ihnen eine größere Willensfreiheit, eine stärkere Gleichberechtigung gewährte, sondern allein aus dem Grunde, körperlich tüchtige Mütter heran zu bilden. Spinnen und Weben, die Besorgung von Küche und Keller, soweit diese Geschäfte (in späterer Zeit) nicht durch gemietete oder gekaufte Sklaven erledigt wurden, bildeten die vornehmste Beschäftigung der Frauen. Der Tanz, das Ballspiel, das Bad und die Toilette füllten die übrige Tageszeit genugsam aus.

„Zu dem bisher geschilderten sittsamen Leben ehrbarer Frauen bieten aber die gesellschaftlichen Zustände des alten Griechenland in dem Hetärenwesen ein Bild des schroffsten Gegensatzes. Mit der verfeinerten Bildung und den gesteigerten Anforderungen an das Leben trat jene Demoralisation eines Teiles des weiblichen Geschlechtes ein, wie sich eine solche leider in manchen Staaten der Neuzeit in ganz gleicher Weise geltend macht und alle Schichten der Bevölkerung infiziert. Wir reden hier freilich nicht von jenem Auswurf des weiblichen Geschlechts, welcher im Dienste der Aphrodite Pandemos den Ausschweifungen der niedrigsten Volksklassen diente, sondern von jenen Mädchen, welchen natürliche Reize, gepaart mit Geist, Witz und Gewandtheit, eine hervorragende Stellung in der Gesellschaft anwiesen. Was die züchtige Jungfrau und Frau bei der Eingezogenheit ihrer Erziehung und ihres Lebens sich niemals anzueignen vermochte, nämlich jene durch den gesellschaftlichen Verkehr sich bildende Gewandtheit und Bildung, das wußte die Hetäre durch ihr, alle beengenden Rücksichten abstreifendes Leben sich im reichsten Maße anzueignen und dadurch nicht allein den jüngeren, sondern auch den gereiften Mann oft mehr zu fesseln, als es die Gattin im stande war. Der allgemeine Hang zur Sinnlichkeit bei den Griechen leistete diesem Verhältnis einen bedeutenden Vorschub und die Gesetze legten

demselben keinerlei Beschränkungen auf, daher scheute die Hetäre in ihrem Treiben nicht das Licht des Tages. Ungestört konnte sie, unter der Maske uneigennütziger Liebe ihre niedrige Gewinnsucht verbergend, sich in das Vertrauen der Männer einschleichen. Nur das Haus des verheirateten Mannes durfte sie nicht mit ihrem Hauche entweihen." (Guhl und Koner, a. a. O. 213). Zur Entschuldigung darf jedoch gesagt werden, daß der Antike, der griechischen wie der römischen, die wirkliche Maitressenwirtschaft unbekannt blieb; überdies verdankte die Kunst gerade dem Verkehr der Männer mit den körperlich und geistig liebenswürdigen Hetären — man denke an Laïs und Phryne — unendlich viel. Sittsame Frauen im althellenischen Sinne können wohl für Madonnenbilder als Modell dienen, niemals aber den Schöpfer einer Aphroditen-Statue beeinflussen. Das schlimmste stellen die Hetären noch lange nicht dar; die Hellenen haben sich viel mehr durch die dem Orient sonst eigentümliche Knabenliebe befleckt und entwürdigt.

Die Erziehung. Schon aus dem über die Stellung der Hausfrauen Gesagten geht hervor, daß die Kindererziehung wesentlich nur auf das männliche Geschlecht Rücksicht nahm. Das heranwachsende Mädchen erfuhr nur die Anleitung, welche zum Erlernen der Hausgeschäfte notwendig war. Der Knabe ward dagegen nach seinem zurückgelegten sechsten Lebensjahre unter die Obhut eines geeigneten Haussklaven, des Paidagogos gestellt, welcher ihm vorzugsweise als ein getreuer Eckardt und als Anstandslehrer diente. Der wirkliche Schulunterricht ward in Athen außerhalb des elterlichen Hauses durch Privatlehrer erteilt; ein staatlicher Schulzwang bestand nicht. Die Unterweisung erfolgte im Lesen, Schreiben und Rechnen (Grammata), der Beherrschung eines Musikinstrumentes wie im Gesange, dem für das Verständnis der Kunst notwendigen Zeichnen und vor allem in den verschiedenen Leibesübungen, der Gymnastik, welche ja seit alten Zeiten die religiösen Feste verherrlichte. Dies erklärt es auch, daß die Pflege der Leibesübungen geradezu vom Staate befördert und überwacht wurde, daß er etwa selbst die benötigten Plätze stellte, die Gebäude für die Gymnasien errichtete und das dort wirkende Lehrpersonal einer strengen Kontrole unterzog. Geübt wurde der Lauf (Dromos) auch von den dorischen Jungfrauen, welcher auf längere Strecken nach

Lucians Erläuterung Kraft und Atem, bei kleineren Entfernungen dazu noch Geschwindigkeit verlangte. Die Wehrfähigen liefen nicht selten in voller Waffenrüstung, oder wenigstens mit dem großen Schilde am Arm, denn im Gefechte — man denke an Marathon — stürmten die Treffen in schnellster Gangart, doch geordnet auf den Feind ein. Im Springen nahm man Rücksicht auf den Hoch-, Weit- und Tiefsprung. Der Ringkampf ist — man erinnere sich an den Streit zwischen Ajas und Odysseus — ebenfalls von alters her zu den militärisch wichtigen Uebungen gerechnet worden; dies gilt auch für den Diskos- und Speerwurf. Eine rohe und stets sehr gefährliche Sache blieb der Faustkampf, welcher aber wohl nur von wirklichen Athleten regelmäßig zur Durchführung gelangte.

Zu den ritterlichsten Wettkämpfen gehörten die Wagen- und Pferderennen; es war natürlich, daß nur Begüterte ihn pflegen konnten. Die zweiräderigen Wagen wurden von einem Zwei-, Drei- oder Viergespann gezogen, die größte Geschicklichkeit mußte entwickelt werden, um nicht beim Umwenden am Ziele zu Falle zu kommen. Das Wettreiten endlich unterlag wohl den nämlichen Regeln wie das Fahren.

„Die hellenische Kunst aber fand in jenen schönen Bildern, welche sich täglich in der Palästra und dem Gymnasion vor den Augen des Beschauers aufrollten, die ergiebigste Quelle für ihre Leistungen. Hier begeisterte sich der Künstler im Anschauen der zarten, abgerundeten Formen der Jugend, der markigen Heldengestalten der Männer, hier fand er in den schönen Stellungen der Agonisten (Gymnasten) die Motive für seine künstlerischen Schöpfungen, und dieser durch die lebendige Anschauung stets rege erhaltene Sinn für schöne Formen beseelte ihn bei der Ausführung seiner Werke. Das Volk aber blickte mit Stolz auf diese ächt volkstümlichen Leistungen der Kunst, in denen es ja sein eigenes Spiegelbild fand, und im Anschauen derselben wurde gleichzeitig der Schönheitssinn im Volke wach erhalten."

Die regelmäßig wiederkehrenden Festspiele zu Olympia, welche selbst der Zeitrechnung als Grundlage dienten, vereinigten alle vier Jahre ganz Griechenland. Hellas musterte dort seine nationalen Kräfte und glaubte an die Bedeutung seines Landes.

Das Kriegswesen.

Die Griechen sind es gewesen, welche zuerst eine wirkliche Gefechtslehre (Taktik) schufen und deren Sätze in praktischer Form auf die Thätigkeit im Kriege übertrugen. Die Verteidigung der Freiheit vor den Eingriffen des persischen Großkönigs bildete ganz besonders das hellenische Heerwesen aus und ließ es vornehmlich die Waffengattung der Reiterei gewinnen, welche z. B. bei Platäa (479 v. Chr.) vollständig fehlte. Die defensive Tendenz, eine Folge der Perserkriege, kommt in der hellenischen Taktik immer wieder zum Ausdruck, eine Art Umbildung erfährt sie unter Alexander von Makedonien, der seine großen Erfolge stets durch Flankenangriff wie Umfassen des Gegners erringt, der nach Art der Barbaren in tief geschaarten, schwer beweglichen Haufen focht [1]). Der Ruf griechischer Söldner war lange vorher ein entsprechender; die Spuren der hellenischen Reisläuferei reichen bis in das VI. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zurück. Damit Hand in Hand ging das Gewerbe der Waffenerzeugung, welches sicherlich eine gute Zahl von Händen beschäftigte und seine Fabrikate in weite Fernen sendete. An Schutzwaffen erscheinen der Helm, der Panzer, die Beinschienen und der Schild, zum Trutze dienten der Speer, das Schwert, die Keule, die Streitaxt, der Bogen und die Schleuder. Der Speer diente als Geschoß wie als Stichwaffe, die längsten Spieße (bis zu 4,5 m Länge) führten die makedonischen Phalangiten. Das kurze, eher zum Hieb wie zum Stiche taugliche Schwert erscheint auch als Hippe (Hape), die Streitaxt, in Form des Doppelbeiles und des Hammers. Das Benutzen des Bogens mag, trotzdem die ausführliche homerische Schilderung (Ilias IV, 105 ff.) anderes vermuten läßt, weniger häufig gewesen sein; nur einzelne Staaten von Hellas hießen die Jugend sich auch darin allgemein üben. — Der Streitwagen der Heldenzeit, ein noch aus Asien überkommenes Kriegswerkzeug, verschwand schon — außer in der Periode vor den Perserkriegen — und ward nach ihnen bestens durch die leichte und die schwere Reiterei ersetzt.

Das gesellige Leben.

Als die vornehmste Gelegenheit, im engeren Kreise der frohen Geselligkeit zu leben, dürfen die Mahlzeiten mit dem

---

[1]) Näheres über die altgriechische Taktik bei W. Rüstow: Geschichte der Infanterie, 2. Aufl., Nordhausen 1864 I., ff., und Rüstow und Köchly: Geschichte des griechischen Kriegswesens.

auf sie folgenden Trinkgelage (Symposion) gelten, bei welchen die Hellenen, ungleich den Römern, als selbsthandelnde Mitspieler erscheinen und nicht wie die Schwelger der Cäsarenzeit müssige Zuschauer bei raffiniertesten Ergötzungen darstellen. In älterer Zeit saß man zu Tische, erst später forderte die steigende Verweichligung das Liegen auf der „Kline.“ Auch die leiblichen Genüsse wurden nach und nach immer auserwählter, dennoch haben wir kein Beispiel in Hellas anzuführen von ähnlichen Schwelgereien, wie sie schon die letzten Jahrzehnte der römischen Republik allgemein kannten. In guter Gesellschaft trank man den Wein nicht ungemischt; der Tafelkönig (Symposiarch) wachte über den gehörigen Zusatz von Wasser oder Schnee nnd den Anstand der Teilnehmer. „Vielleicht erkennt so mancher unserer Leser in unseren Commersen mit ihren Symposiarchen, den Präsides, den Rundgesängen, dem Steigen und allen jenen Kunstausdrücken, welche zum studentischen Comment gehören, eine überraschende Aehnlichkeit mit den Gebräuchen bei den Symposien der Alten. Der ungezwungene Ton, die dem Südländer angeborne Lebhaftigkeit, sowie die oft geistreiche und witzige, zwischen älteren und jüngeren Männern geführte Unterhaltung, wie sie Plato und Xenophon in ihren Symposien, freilich in etwas idealer Auffassung, geschildert haben, verliehen den Gelagen der Griechen jedenfalls einen eigenen Reiz. Freilich gab, waren die Gemüter einmal durch den Wein erhitzt, die Anwesenheit schöner Flötenspielerinnen und Kitharistrien, jugendlicher Sklaven und Sklavinnen, sowie das Auftreten leichtfertiger Mimen und Gauklerinnen, den Trinkern nur allzu oft Gelegenheit, sich den der Aphrodite Pandemos geweihten orgiastischen Kulten zu überlassen. Wurden doch diese Symposien nicht selten in den Häusern bekannter Hetären selbst gefeiert.“ (Guhl und Koner, a. a. O. 293/294).

Das Theater.

Wenn auch die „fahrenden Leute“, welche Hellas in guter Anzahl durchzogen, gewiß überall ein dankbares Publikum fanden, so mochten sie doch niemals mit dem öffentlichen Schauspiel in erfolgreichen Wettbewerb treten. Die dramatischen Vorstellungen sind wahrscheinlich aus den zu Ehren des heiteren Gottes Dyonisos gefeierten Winzerfesten (Dyonisien) entstanden, welche in ausgelassenster Weise mit Chorgesängen gefeiert, jedweden Mummenschanz wie in der

Folge die Satyrspiele erscheinen ließen. Das Theater selbst muß als ein vom Staat besonders begünstigtes Institut auf allgemein privater Unternehmung beruhend, aufgefaßt werden, in Athen erhielten die ärmeren Bürger jeweils das etwa zwei Obolen (26 Pfennige) betragende Eintrittsgeld für die Vorstellungen aus dem öffentlichen Schatze zurück erstattet. Daß es dabei am Theaterbesuch nicht fehlte, ist leicht erklärlich, obwohl ehrbare Frauen wohl nur die Vorstellungen von Tragödien besuchten. Wie heute noch in Italien, bildete auch das althellenische Theater in seiner Zuschauermenge eine Art öffentliches Kunstgericht, das seine angemaßten Befugnisse nicht selten soweit ausdehnte, daß bekannte Personen bei ihrem Erscheinen mit lautem Beifall oder, soferne ihr Wesen der vielköpfigen Menge verhaßt war, mit gewaltigen Mißfallsbezeugungen begrüßt wurden.

Die Bühne besaß die denkbar einfachste Ausstattung. Fünf Thüren dienten zum Auf- und Abtreten der Mimen; die Dekorationen zeigen jedoch die ersten Anfänge der Seitencoulissen. Da die Szene stets außerhalb des Hauses gedacht, gespielt ward, bedurfte es keinerlei weiterer Requisiten. Als das wichtigste der Schauspielerkostüme muß die Maske mit der Kopfbedeckung gelten. Diese, Ueberbleibsel von dem Mummenschanz der Dyonisien, charakterisierten in Form starrer Larven die verschiedenen Stände. Das Unnatürliche hierin machte sich, in Anbetracht der dramatischen Grundstimmung des Dargestellten und der großartigen Maßverhältnisse des Theaters selbst, kaum störend bemerkbar. Die in der Tragödie von den Mimen benutzten Stelzschuhe hatten eine ähnliche grundsätzliche Bedeutung. Das Trauerspiel erforderte überdies das Tragen von Prachtgewändern in schreienden Farben, während die Komödie die gemein-bürgerliche Kleidung karrikierte. Jedenfalls ward in aller Hinsicht dafür gesorgt, daß die dramatische Vorstellung dem Zuschauer innerlich wie äußerlich verständlich blieb. Die Betrachtung der Theateranstalt führt uns nun aber dazu, einen kurzen Blick auf das althellenische Schrifttum überhaupt zu werfen.

Litteratur.

Bei der großen Bedeutung, welche die Dramatik im öffentlichen Leben Griechenlands und zwar vorzüglich in Athen besaß, ist es wohl erklärlich, daß sie die Krone der gesamten litterarischen Thätigkeit der Hellenen darstellt.

Scherr urteilt mit Recht: „Das Drama ist die Krone der hellenischen Kultur und die vollendetste künstlerische Manifestation der antiken Weltanschauung. Mit ihrem Drama waren die Griechen auf der höchsten Stufe des geistigen Prozesses ihrer Geschichte angelangt und es vereinigte in sich alle Errungenschaften dieses Prozesses, in der Tragödie die Verklärung des Hellenentums feiernd, in der Komödie den absoluten Gegensatz zum Tragischen aufzeigend, in jener das vollkommene Bewußtsein der menschlichen Freiheit und Würde, aber auch der menschlichen Beschränkung und Unzulänglichkeit gegenüber der ewigen Naturnotwendigkeit darlegend, in dieser das ganze Dasein in den Reigen einer bacchantischen Persiflage hereinziehend und alle Verhältnisse der zersetzenden Gewalt des Witzes preisgebend."

Das dichterische Schaffen, dessen höchsten Ausdruck das Drama kennzeichnet, war den Hellenen jedenfalls schon geläufig, ehe sie den asiatischen Boden verließen. Das Epos, dessen größter Vertreter der immerhin recht sagenhafte Homer gewesen ist, reicht ebenso wie die älteste Didaktik in das Heroenzeitalter hinein; denn auch Hesiodos aus Askra muß als eine mythische Persönlichkeit gelten. Von alters bekannt war auch die Tierdichtung (Batrachomyomachia = Froschmäusekrieg), das gemeinsame poetische Erbteil der Indogermanen. Die didaktische Fabel, welche von dem hellenischen Till Eulenspiegel, dem angeblich aus Phrygien stammenden Sklaven Aesopos herleitet, kann ebenfalls ihren orientalischen Charakter nicht verleugnen.

Die hellenische Lyrik, in des Wortes wahrer Bedeutung der das Leierspiel begleitende Gesang, ist für uns nur noch verständlich, wenn wir uns die den rhytmischen Text begleitende Musik zu denken vermögen. Ihre bekanntesten Vertreter, Anakreon (559—474 v. Chr.) und Pindaros (geb. um 522 v. Chr.) haben bei allen gebildeten europäischen Völkern zahllose Nachahmer gefunden.

Die hellenische Kunst ist es, auf der alle Völker Europas, die zu größerer weltgeschichtlicher Bedeutung gelangten, ihr künstlerisches Schaffen aufgebaut und fortgepflanzt haben. Ohne den hellenischen Einfluß läßt sich eine reine, eine thatsächliche Entwickelung des künstlerischen Ideals überhaupt nicht denken. Von Anfang an und selbst in den unscheinbarsten Resten der urhellenischen Kunst tritt uns das deut- Die Kunst.

liche Streben entgegen, alle beengenden Fesseln abzuwerfen und die Natur zu schildern. Gewiß sind z. B. die Erzeugnisse der Plastik des sogenannten archaischen Styls keine „Schönheiten" aber in Rücksicht auf das Erfassen der natürlichen Gestaltung des Menschen übertreffen sie doch bei weitem alle Schöpfungen der asiatischen Völker. In der Architektur spricht sich von jeher die Vorliebe für edle Säulenordnung und reiche Ornamentik aus. Nur ein nnd ein viertel Jahrhundert dauerte die Blütezeit, die ihre Heimat vorzugsweise in Athen fand, aber sie befruchtete für immer den künstlerischen Humanismus. In der Spätzeit siedelte die Plastik nach Kleinasien und den Inseln über; es entstanden die Schulen, welche ihre Jünger nach allen Teilen der damaligen zivilisierten Welt entsendeten. Gerade dieser Periode verdanken wir den größten Teil der uns erhalten gebliebenen Werke der bildenden Kunst, von der Malerei überdauerten aber nur spärliche Reste die Gräuel der Zerstörung späterer Tage.

Zu der hellenischen Kunst im weiteren Sinne müssen wir außer dem Theater auch noch die großen Spiele und Feste rechnen, welche wie zu Olympia und Eleusis jeweils ganz Griechenland vereinten, um das Herrlichste zu schauen, das Hellas hervorbrachte, die menschliche Schönheit in ihrer vielfachen Gestaltung, von den wettstreitenden Athleten bis zu der dem Meere entsteigenden Phryne, die in irdischer Gestalt die schaumgeborene Aphrodite verkörperte.

Die Wissenschaft.

Von der wissenschaftlichen Thätigkeit des Volkes der Hellenen, sind neben der Philosophie und Mathematik hauptsächlich die Geschichtschreibung und Redekunst von ebenso maßgebendem wie nachhaltigem Einflusse auf die spätere europäische Kultur gewesen. Mit Thales von Milet, dem Zeitgenossen von Solon beginnt die Philosophie sich auf die Forschung nach dem Grundelement in der Natur zu stützen, Pythagoras aus Samos (584—500 v. Chr.) erklärt Maß und Harmonie als das oberste Gesetz des Alls, Heraklit aus Ephesus verkündet, daß nur im Wechseln das Bleibende zu erkennen sei, Empedokles aus Agrigent schafft den Begriff der vier ewigen Urstoffe, Anaxagoras von Clazomenä erkennt, daß in allen Dingen etwas von allen anderen enthalten sei, Protagoras aus Abdera, der erste Sophist, leugnet von den Göttern etwas zu wissen und lehrt, daß Nichts von Natur gut oder schlecht sei. Diesen vorsokratischen Schulen

folgen der Meister selbst, Plato und Aristoteles, von denen der zuletzt Genannte als der größte Polyhistor des Altertums, als Begründer der Naturgeschichte, als Schöpfer der Logik wie der empirischen Psychologie die Welt bis in das XVIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein beeinflußt hat. Rechnen wir zu diesen geistigen Heroen die Vertreter der stoischen, epikuräischen, skeptischen und endlich der neuplatonischen Schule hinzu, so erhalten wir eine Reihe von Verfechtern der Wahrheit, wie sie seitdem niemals wieder die Welt schmückte [1]).

Auch die Mathematik findet in Thales ihren ersten großen Vertreter auf hellenischem Boden, ebenso wie Pythagoras als Schöpfer der wissenschaftlichen Geometrie gelten muß. Allgemein hängt die griechische Philosophie mit den mathematischen Studien stets oder doch beinahe immer zusammen, beide Disziplinen waren nicht von einander zu trennen, da sie sich beide mit der Erforschung der Gesetze des Bestehenden beschäftigten. Besonders wichtig für das Aufblühen der höheren Geometrie wurde die alexandrinische Schule; Euklids Elemente sind die Grundlagen der Geometrie der Folgezeit geworden. In der späteren Periode bildeten die Alexandriner dann besonders die Arithmetik aus, welche praktische Anwendung auf die Astronomie fand.

Frühzeitig erwachte im Hellenenvolke der Sinn für die Geschichtschreibung und — eine Folge der Handelsthätigkeit, welche Kunde von fernen Landen brachte und bedurfte — für kulturhistorisch-geographische Aufzeichnung. Kein Geringerer, als der um 484 v. Chr. zu Halikarnassos geborene große Reisende Herodot ist der Begründer der Völkergeschichte, die aus neun Büchern bestehend, der Antike geradezu als ein von den Musen beeinflußtes Werk galt. Sein jüngerer Zeitgenosse ist der vollendete Historiker, Thukydides aus Athen, der von Herodot selbst angeregt, die erste pragmatische Darstellung des peloponnesischen Krieges gab. Fortgesetzt wurde das Werk durch Xenophon, den Schüler des Sokrates und Schilderer der berühmten Anabasis. Unter den späteren Geschichtsschreibern seien nur noch hervorgehoben Diodor,

[1]) Um eine Uebersicht von der Geschichte der Philosophie zu bekommen, sei hier empfohlen der kurze Abriß derselben von Dr. Chr. G. Joh. Deter, Berlin 1872 — welcher besonders die griechischen Lehren in klarer Form zum Ausdruck bringt.

der Hebräer Josephus, der „vergleichende Biograph" Polybios und der Archäolog Pausanias.

Das Redetalent ward besonders in Athen zur Kunst ausgebildet; die Sophisten zeichnen sich als Lehrer auf diesem Gebiete aus. Die Patrioten unter den attischen Rhetoren, vornehmlich Isokrates und Demosthenes haben mit Recht durch ihre Freiheitsliebe sowohl wie ihr Rednergenie, unsterblichen Ruhm erlangt.

Rom.

Die Weltstellung Italiens.

Italien stellt in dem Becken des Mittelmeeres das verbindende Stück, die Zentrale für die benachbarten Länder dar. So lange das Mittelmeer den Ozean vertrat — also bis in das XVI. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinein — blieb Italien die Herscherrolle über die alte Welt, welche Rom einst begründet hatte, in dieser und jener Form erhalten. Für die Vermittlung des Weltverkehrs erscheint besonders die Westküste der Apenninen-Halbinsel geeignet; sie ward denn auch schon in frühen Zeiten der Sitz der Kultur, welche von hier aus die übrigen Teile Italiens beeinflußte. Der natürliche Mittelpunkt des ältesten italienischen Kulturlandes ist Rom, aber die Stadt beherrschte nur durch eine verhältnismäßig kurze Periode hin die ganze Halbinsel. Die Natur kennt kein einiges Italien. Abgesehen von den ethnographischen Verschiedenheiten und Gegensätzen, die auch dem oberflächlichen Beobachter klar entgegentreten, zeigt die topographische Gestaltung des Landes eine große Küstenentwickelung neben geringer kontinentaler Ausdehnung: Dies der Grund, warum die immer auf lebhafte Beziehungen mit Fremden angewiesene Bevölkerung so oft ihre politische Selbständigkeit verlor. Dazu kommt, daß das Innere Italiens aus einer Reihe von Thälern besteht, die durch verhältnismäßig wenig zugängliche Gebirge und Maremmen von den Gestaden getrennt und wodurch nationale Gegensätze begünstigt werden. Das Klima Italiens erscheint dem Nordländer als ein glückliches, in Wahrheit ist es, mit Ausnahme von Sizilien etwa, dem von Griechenland in keiner Weise gleich, nur ähnlich. Der Winter, welcher etwa von Ende November bis in die ersten Februartage hinein dauert, macht sich z. B.

noch in Neapel unangenehm fühlbar[1]). Italiens klimatischer Vorzug besteht in seiner früh eintretenden und ohne häufige Regengüsse verlaufenden guten Jahreszeit. Dadurch wird ein rasches Reifen der Ernte bedingt, dieser aber muß tüchtig vorgearbeitet werden, denn der Mangel an Bewässerung findet sich überall auf der Halbinsel, vorzugsweise jedoch in ihren östlichen Landschaften (Apulien). Andererseits werden die Maremmen, welche totbringende Fieberdünste aushauchen, jede energische Regierung auffordern, sie in anbaufähigen Boden umzugestalten. Dort sind Acquädukte, hier Kanäle erforderlich, das unwegsame Land bedarf guter Straßen, die Gefahr einer Unterjochung durch fremde Eroberer weist auf die Notwendigkeit hin, ein wohl geübtes Heer zu schaffen und zu unterhalten. Sollen die Gegensätze in den Anschauungen, Sitten und Gebräuchen der verschiedenen italienischen Stämme überbrückt werden, so muß ihnen eine unbeugsame Staatsordnung, ein eisernes einheitliches Recht auferlegt werden. In all' diesen Forderungen aber ersehen wir die Grundlagen der wirklich römischen Kultur, welche sonst, nach der idealen Seite hin, nur von den Hellenen zehrte. Das militärische Juristenvolk, die weltbeherrschende Roma erliegt schließlich den fremden Eindringlingen, weil sein Staatsrecht versteinert, seine gesellschaftliche Ordnung sich auflöst, da die Besitzenden zu tief im selbstsüchtigen Genießen versunken sind, um rechtzeitig den ihnen unbequemen Akt der Wiedergeburt zu vollziehen.

Das vorrömische Italien. (Die Etrusker).

Italien ist, von den Alpen bis nach Sizilien hinein bereits in der Urzeit bewohnt gewesen; zu welchem Volke jedoch diese Alt-Italiener gehörten und ob sie mit ihren Nachfolgern aus der Metallzeit zu den nämlichen Stämmen gehörten, ist noch unaufgeklärt. In der frühesten Geschichte begegnen uns eine gute Anzahl Völkernamen, darunter Osken, Basken (auf Korsika und Sizilien) und Kelten, ja sogar hellenische Kolonisten. Die Latiner, den Osken am nächsten verwandt, sind neben den Sabellern (Sabinern) die Vorväter der Römer geworden und gehören zu den Italo-Griechen.

Zunächst stand Italien in der dem weltgeschichtlichen Auftreten Roms direkt vorangehenden Periode unter der

[1]) Das Wort des russischen Peter I. ist bekannt: In Rußland wohnt die Kälte — in Italien fühlt man sie.

Herrschaft der Tusker (Etrusker, Tyrrhener, Tursener), über deren Ursprung und Stammverwandtschaft die Meinungen weit auseinandergehen. Nicht eigentlich ein Kulturvolk, haben die Tusker für Italien die Rolle der Vermittlung des ältesten Hellenismus übernommen und bei dieser Arbeit ihre ursprüngliche Eigenart vollständig eingebüßt. Immerhin mag darauf hingewiesen werden, daß sie — und zwar vorzüglich in der Religion — vielfach dem Oriente näher standen als dem frohmütigen Hellas.

Das technische Geschick der Tusker erhellt aus den Resten ihrer künstlerischen Thätigkeit. In der Architektur schritten sie, sichtlich von den Hellenen beeinflußt, von den (pelasgischen?) Kyklopen-Konstruktionen zum Quaderbau vorwärts und das Wölben von Bogen u. s. w. hatte für sie keine Schwierigkeit mehr. In der Plastik erscheint in der ersten uns bekannt gewordenen Zeit der orientalische Geschmack — man denke an kapitolinische Wölfin und die Chimära in Florenz — um dann später ganz in die Nachahmung des Hellenismus zu verfallen. Dabei übertrafen die Tusker die älteren griechischen Erzgießer sichtlich an technischem Können, ebenso wie die Arbeiten aus Terrakotta, welche nicht selten ganz außergewöhnliche Maße annahmen, darthun, daß lange Jahrhunderte zur Vorübung benutzt wurden.

Staatlich zerfiel das tuskische Volk in einige kleinere, unter einander verwandte Aristokratien; die Hauptbeschäftigungen blieben immer der Ackerbau und die Viehzucht. Die Vermittlung des äußeren Verkehrs übernahmen wohl in ältester Zeit die Phönizier, dann die Hellenen, welche jene seit dem X. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung langsam von den nördlichen Küsten des Mittelmeers verdrängten.

Rom. Rom, ursprünglich eine latinische Grenzfestung, in unbekannter Zeit gegründet, doch längst (infolge seiner Lage an dem Punkte, da der Tiber schiffbar wird) ein nicht geringer Marktplatz für die Bauern des Hinterlandes, erscheint in seiner mythisch-historischen Periode als ein patriarchalisch geleitetes kleines Königreich. Von Anfang an besitzt Rom eine gewisse und nicht zu unterschätzende Kultur, freilich von durchaus praktischer Richtung. Altitalisch sind die bekannten Göttergestalten, welche erst später in Uebereinstimmung mit dem hellenischen Olymp gebracht wurden. Das alte mythische Rom verfügt bereits über eine militärisch-aristokratische Staats-

verfassung, es hat ein in Feldarmee und Landwehr eingeteiltes Heer, es benutzt Kupfermünzen (1 As = 1 Pfund Kupfer) und bethätigt sich von jeher als ein auf stete Eroberungen ausgehendes Element.

Trotzdem ist Rom, die Ackerbau- und Militärrepublik, keine Kulturbringerin für andere Nationen geworden, soweit ihre eigenen Schöpfungen in Frage kommen. Im Gegenteil ward von diesem selbstsüchtigen Staatsorganismus ein gut Teil Hellenismus in Großgriechenland und Griechenland — man denke nur an die Zerstörung von Korinth — vernichtet und der Rest dann zu wahrhaft sklavischen Diensten erniedrigt worden. Genau genommen, geht nicht ein wirklich humaner Zug durch die fast tausendjährige Geschichte des Römerreiches, Blutvergießen, Knechtung, Hinterlist finden sich auf jeder ihrer Seiten. Im Staate ist der Einzelne, bis in die Zeit der Cäsaren hinein, ein dem Allgemeinwohl untergeordnetes Glied, der fast auf Befehl atmet, kämpft, bauert oder im Rate der Alten sitzt. Diese unnatürliche Beschränkung der Individualität ist nachmals der Gegenstand vielfacher Versuche gewesen, sie wiederum zu Gunsten eines Despoten oder eines juristischen Systems einzuführen. Man hat dabei ganz übersehen, daß der alte römische Staatsgedanke und mit ihm die individuelle Unfreiheit nur so lange erhalten blieb, als das gesamte Volk andauernde Beschäftigung in den Eroberungskriegen fand und von den doch aus ihm hervorgehenden Gewalten (Senat und Tribunat) geleitet wurde; das antik römische Wesen erlosch in dem Augenblick, da Cäsar die sogenannten „Konsequenzen der Demokratie“ zog, in Wahrheit aber die Entwickelung der unnatürlichen Republik zu einem natürlich geordneten Freistaate durch Gewaltstreiche aller Art unterband. Ueber die angebliche Kultur des Kaiserreiches, dieser wahnwitzigen Vermischung aller nur denkbaren Grundstoffe zu Nutz und Frommen des „göttlichen, gütigen, allmächtigen“ u. s. w. Cäsaren und der ihn umgebenden, von ihm geschaffenen und ihn erhaltenden, oder ihn schaffenden und verderbenden Kreaturen, täusche man sich nicht. Diese Periode ist spurlos in der Kulturgeschichte vorüber gegangen — was von ihr blieb, trägt den Stempel, zwar nicht des reinen geläuterten, aber des immer noch formenschönen, immer noch herzerquickenden Hellenentums.

Die Stände; die Familie und das Haus.

Der altrömische Bürger war Bauer und Kriegsmann in einer Person; bis in die Cäsarenzeit hinein bleibt die Landwirtschaft im weiteren Sinne des Wortes die geachtetste Thätigkeit im Staate. Von alters her erscheint die volle Ausübung des Bürgerrechtes an den Besitz von Grund und Boden geknüpft; die in der Comitia curiata der sagenhaften Periode sitzenden Patrizier eigneten die großen Latifundien. Die Clientes (Schutzverwandte, Hörige) sind wohl Pächter vielleicht mit erblichen Ansprüchen, aber niemals Bürger; ihre Nachkommen bilden noch lange die nicht mit Rechten, wohl aber mit Pflichten (Steuern und Kriegsdienst) bedachten Plebeier. Es folgte die bekannte Servianische Heeres- und Steuerverfassung, die nach dem Vermögen geordnet, von vorne herein unter den Bürgern wesentliche Unterschiede, sowohl in militärischer wie staatsrechtlicher Beziehung machte. Noch durch Jahrhunderte beharrten die Patrizier darauf, daß sie allein zu den priesterlichen und bürgerlichen Aemtern zugelassen werden dürften und daß rechtlich ihnen allein das durch Eroberungen gewonnene Gemeindeland, der ager publicus, gehöre. Einzelne plebeische Familien wurden zwar zu den Sitzen im Senat und anderen Vorrechten zugelassen, doch scheint man ihnen trotzdem die niedere Herkunft weidlich vorgehalten zu haben. Wären nicht gerade die wohlhabenden Plebeier an der Umwälzung beteiligt gewesen, welche die Einsetzung des Volkstribunats und der plebeischen Aedilität erzwang, so hätten die Forderungen der ärmeren Standesgenossen niemals durchzudringen vermocht. Durch weitere Jahrhunderte werden dann den Patriziern andere wichtige Zugeständnisse abgerungen; vor allem die Giltigkeit der Ehe zwischen Patriziern und Plebeiern, das Kriegstribunat, die Quästur. Jetzt denken die Plebeier daran, sich selbst wieder in Vornehme und Geringe zu unterscheiden; der erste plebeische Konsul erscheint in der Geschichte und die Optimaten, der Amtsadel thut es nach seiner Weise dem alten Patriziate gleich — die ärmere Bürgerschaft speist man durch Abschaffung der Schuldknechtschaft und einige Ackerverteilungen ab.

So fand sich denn um die Zeit der Grachischen Unruhen (133—121 v. Chr.) ein Geldadel, die Ritter und ein Amtsadel, denen gegenüber die große Masse der ärmeren Bürger stand, welche höchstens Anspruch auf Verwertung als Soldaten und als „Stimmvieh“ hatten. Der Fall, daß ein

Bauernsohn wie Marius zu den ersten Aemtern aufsteigen konnte, galt für so merkwürdig, daß darüber seine Verdienste fast gar nicht in Betracht fielen; der ungeheuerliche Ruf des Marius wird noch heute besonders seiner Eigenschaft als Volksführer zugeschrieben, indeß seine „Schreckensherrschaft" wahrhaftig milde erscheint gegen das Auftreten des Optimaten Sulla.

Unter den Cäsaren tritt ein neuer Stand in der römischen Gesellschaft auf, die Freigelassenen. Ursprünglich vollkommen rechtlose Sklaven, dann nach ihrer Emancipation ohne politische Rechte, gewinnen sie schnell den weitgehendsten Einfluß auf die Lenker und Lenkerinnen des Staates. Im großen und ganzen, verschwindend wenige Ausnahmen abgerechnet, sind die Freigelassenen der sichtliche Ausdruck der gänzlich verfaulten gesellschaftlichen Ordnung zur römischen Kaiserzeit.

Verachtet blieben dem frei gebornen Römer das Handwerk und der Kleinhandel. Mommsen sagt darüber in seiner Uebertragung des Buches von Cicero über die Pflichten (Römische Geschichte, III. 500): „Bescholten sind zunächst die Erwerbszweige, wobei man den Haß des Publikums sich zuzieht, wie der der Zolleinnehmer, der Geldverleiher. Unanständig und gemein ist auch das Geschäft der Lohnarbeiter, denen ihre körperliche, nicht ihre Geistesarbeit bezahlt wird; denn für diesen selben Lohn verkaufen sie gleichsam sich in die Sklaverei. Gemeine Leute sind auch die von dem Kaufmann zu sofortigem Verschleiß einkaufenden Trödler; denn sie kommen nicht fort, wenn sie nicht über alle Maßen lügen, und nichts ist minder ehrenhaft als der Schwindel. Auch die Handwerker treiben sämtlich gemeine Geschäfte, denn man kann nicht Gentleman sein in der Werkstatt. Am wenigsten ehrbar sind die Handwerker, die der Schlemmerei an die Hand gehen, z. B. „Wurstmacher, Salzfischhändler, Köche, Geflügelverkäufer, Fischer," mit Terenz (Eunuch 22, 26) zu reden; dazu noch etwa die Parfümerienhändler, die Tanzkünstler und die ganze Insassenschaft der Spielbuden. Diejenigen Erwerbszweige aber, welche entweder eine höhere Bildung voraussetzen oder einen nicht geringen Ertrag abwerfen, wie die Heilkunst, die Baukunst, der Unterricht in anständigen Gegenständen, sind anständig für diejenigen, derem Stande sie angemessen sind. Der Handel aber, wenn

er Kleinhandel ist, ist gemein; wenn er Großhandel ist und aus den verschiedensten Ländern eine Menge von Waaren einführt und sie an eine Menge von Leuten ohne Schwindel absetzt, so ist er nicht gerade sehr zu schelten; ja wenn er, des Gewinnstes satt oder vielmehr mit dem Gewinnste zufrieden, wie oft zuvor vom Meere in den Hafen, so schließlich aus dem Hafen selbst zu Grundbesitz gelangt, so darf man wohl mit gutem Recht ihn loben. Aber unter allen Erwerbszweigen ist keiner besser, keiner erfreulicher, keiner dem freien Manne anständiger als der Gutsbesitz."

Alle die hier aufgezeichneten Berufsarten fielen — mit alleiniger Ausnahme des Großhandels — gewöhnlich Sklaven und Freigelassenen zu. Die Sklaven in Rom waren dabei wirklich rechtlos, über ihn und sein Schicksal gebot einzig die Willkür des Gebieters. Als äußeres Unterscheidungszeichen zwischen dem Sklaven und dem Freigelassenen diente die Tracht; jener trug die Tunica, dieser die Toga. In älterer Zeit blieb der Freigelassene gewöhnlich bei seiner schon als Sklave betriebenen Thätigkeit, seinem Handwerke. Für diese bestanden von alters her Kollegien, bezw. Innungen, die aber den deutschen Zünften des Mittelalters nicht im entferntesten glichen. Die Sklavenarbeit überwucherte jede freie Thätigkeit; sie diente schließlich einer ganzen Anzahl von Industrien, unter anderem auch der verhältnismäßig großartigen Vermehrung von Büchern durch Abschreiben. Aber gerade das vollständige Fehlen eines wirklichen Mittelstandes in Rom, der von den Erträgnissen seines eigenen Schaffens lebte, hat den Fall der Weltbeherrscherin zum guten Teile mit verschuldet.

Das römische Haus — wir sprechen selbstverständlich nur von dem ländlichen[1]) — bestand aus drei Hauptteilen: Dem vorderen, nur teilweise überdachten Atrium, welches den Herd enthielt und von quadratischer Form war, schloß sich das völlig bedeckte Tablinum, welches das Zimmer des Hausherrn in sich schloß, und an dieses wieder der mit Säulen umgebene offene Hof, das Peristylium. Je nach der Größe der das Haus bewohnenden Familie wurden an das Atrium

[1]) Die Häuser der Stadt im Zeitalter der Cäsaren sind zum guten Teil sehr unsolide, fünf- bis sechsstöckige Mietskasernen gewesen. Die Paläste der Vornehmen zu besprechen, fällt in das Gebiet der Kunstgeschichte.

die notwendigen weiteren Räume angebaut, immerhin in der Weise, daß der oblonge Grundriß erhalten blieb und ein Dach den Kern wie die Anhängsel der ganzen Anlage bedeckte.

Hier lebte die Familie, deren unumschränktes Haupt der Vater war. Wie er über die Sklaven gebot, welche ebenfalls zusammen als „familia“ betrachtet wurden, so stand ihm — wenigstens in älterer Zeit — ein unbeschränktes Recht über Frau und Kinder zu. Die römische Frau führte jedoch niemals ein so unfreies Leben wie ihre hellenischen Schwestern. Auch sie erschien vorzugsweise berufen, die häuslichen Arbeiten anzuordnen und zu überwachen, daneben aber nahm sie gerne an der Gesellschaft Teil, welche die Freunde um den Ehegatten vereinte. Später, als die guten alten Sitten mehr und mehr verfielen, gewannen die Frauen nicht selten den unheilvollsten Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, indes ihre Moralität von Stufe zu Stufe sank[1]). Im Zeitalter der Cäsaren bestand die monogamische Ehe nur noch dem Namen nach; die strenge Aufrechterhaltung des Prinzipes der legalen Erzeugung von Nachkommen fand sich nur noch auf dem Papiere und nichts war leichter geworden als die Scheidungen zwischen den einander unbequemen Gatten.

Die Erziehung der Jugend stand niemals auf der idealen Höhe der Hellenen. Der Knabe sollte ein gewandter Staatsmann werden, nichts weiter. Das Mädchen, welches zwischen dem sechzehnten und einundzwanzigsten Jahre gewöhnlich in die Ehe trat, bedurfte einzig der elementarsten Kenntnisse. So finden wir im alten Rom weder Gymnasien noch Schulen nach hellenischer Art, obwohl gerade griechische Sklaven, Freigelassene und Gelehrte auf pädagogischem wie wissenschaftlichem Gebiete viele Beschäftigung fanden.

Die durch die unmäßige Sklavenwirtschaft erzeugte Vernachlässigung jeder ernsthaften Thätigkeit, die Möglichkeit, alle nur denkbaren Wünsche durch Sklaven befriedigen zu können, sind das Grab der Weltbeherrscherin geworden.

---

[1]) Hierüber besonders Friedländer; Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, und Dr. Gustav Klemm: Die Frauen, Kulturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern. Dresden 1855.

Die Geselligkeit: die öffentlichen Vergnügungen.

Solche Betrachtung leitet unwillkürlich hinüber zu der Besprechung aller jener raffinierten Vergnügungen, welche das spätere Rom kannte, das von der ursprünglichen Einfachheit in allen Lebensverhältnissen ungefähr so weit verschieden war, wie das Zeitalter Ludwigs XIV. von jenem der Kelten. Die römische Geselligkeit stand von Anfang an im Zeichen des materiellen Genusses. Man reizte die Nerven in jeder Form, durch unendliche Schwelgereien, durch Musik, durch lascive, von dazu abgerichteten Sklaven veranstaltete Tänze, selbst durch Nachahmungen von Szenen aus der Arena. Die immerhin vorwiegend harmlosen hellenischen Symposien verwandelten sich in wahre Orgien, deren ausführliche Beschreibung hier übergangen werden muß, weil sie mit der Kultur nicht die geringste Berührung haben.

Die Kultushandlungen waren ebenfalls — wie in Griechenland — mit der Vorführung von öffentlichen Schauspielen verbunden. Die regelmäßig wiederkehrenden Spiele, deren Leitung den Aedilen unterstand, und die (wenigstens in der Kaiserzeit) nicht selten den besten Teil ihres Vermögens der Schaulust des Pöbels opferten, vermehrten sich in jedem Jahrhundert. Wagen- und Pferderennen kamen frühzeitig vor, diese erfolgten im Circus. Die Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen fanden ihren Schauplatz in der Arena, die szenischen Darstellungen sah das Theater. Der blutige Anblick der Arena sollte angeblich die Nerven der männlichen Jugend gegen die Schrecknisse des Schlachtfeldes stählen; da aber auch Frauen ungehindert und stets in Scharen, unter ihnen sogar die Vestalinnen, an den rohen, jedes höhere Gefühl abstumpfenden Schauspielen Teil nahmen, so läßt sich ermessen, wie weit jener behauptete Zweck erreicht wurde.

Die Unsittlichkeit der römischen Frauen wurde durch die szenischen Aufführungen geradezu großgezogen. Daß das Theater mit allen Wunderwerken der damaligen Mechanik arbeitete, kann nicht darüber hinweg blicken lassen, daß es keine Stätte der geistigen Erhebung bot, sondern lediglich der Befriedigung niedrigster Sinnlichkeit diente. Die Schamlosigkeit war dort ebenso zu Hause wie die Grausamkeit in der Arena und der Leichtsinn im Zirkus. Das gesamte öffentliche Leben im späteren Rom, selbst noch in den ersten christlichen Jahrhunderten, drehte sich nur um die Spiele.

Man besaß für nichts anderes Interesse. Wie Byzanz dann dem Zirkus opferte, ist aus der Geschichte wohl bekannt geworden.

Die praktische Kultur.

Die praktische Kultur der Römer äußert sich vornehmlich im Rechtswesen, dessen Besprechung jedoch nicht hierher gehört und ferner in den für die Zwecke des gewöhnlichen Lebens notwendigen Bauten. Die große Befähigung des jetzt lebenden italienischen Volkes für alle Maurerarbeiten verdankt es der einstigen römischen Thätigkeit, ihrem lebendigen Hauch. Bis in das spätere Mittelalter hinein sind überdies größere Anlagen von römischen Brücken, Stadtthoren, Aquädukten und Straßen benutzt worden und vielfach haben sie auch modernen ähnlichen Bauten als Vorbild gedient. Die immer wieder frisch entstehenden Triumphbögen, die Ehrensäulen u. s. w. sind ebenfalls römische Erfindungen.

„Was nun zunächst den Wegebau anbelangt, so haben die Römer mit scharfem Blick die Wichtigkeit desselben für das Staatsleben erkannt und diesen Gesichtspunkt bei allen derartigen Anlagen mit großartiger Konsequenz verfolgt. Dies bezeichnet denn auch sogleich sehr bestimmt den Gegensatz zu den Griechen; ein Gegensatz, der hier um so auffallender erscheint, als, wenigstens von dem Gesichtspunkte des öffentlichen Verkehres aus betrachtet, die Zwecke solcher Bauten bei den Griechen dieselben wie bei den Römern waren. Aber blicken wir auf die Ausgangspunkte und ersten Veranlassungen, so bietet sich schon darin eine gewisse Verschiedenheit dar. Bei den Griechen scheint fast durchgängig ein, wenn auch vielfach mit dem wirklichen Leben verknüpftes, doch auch nicht minder ideales Bedürfnis die erste Veranlassung zur kunstgemäßen Anlage größerer Straßen gegeben zu haben. Den Kultusgemeinschaften befreundeter Staaten sollten dieselben ein Mittel der Verbindung darbieten, den heiligen Pompen und Theorien ihren Zug erleichtern — bei den Römern ist es von vorne herein der Staatszweck, welcher die Anlage der großen Heerstraßen bedingt. Der kunstgemäße Wegebau beginnt mit den ersten Erweiterungen des römischen Staates über seine ursprünglichen Grenzen hinaus. Gewonnene Provinzen sollen mit dem Herzen des Staates, das heißt der Stadt Rom, verbunden werden, und wenn dies auch allmählig zu einem Mittel wird, die Hauptstadt mit den Provinzen in geistiger wie kommerzieller Beziehung

zu verknüpfen, den Reichtum der Produkte nach Rom zu führen und umgekehrt die Strahlen der Intelligenz von Rom aus über das ganze Reich zu verbreiten, so war doch der erste und ursprüngliche Gesichtspunkt wohl nur selten ein anderer, als die nötigen Truppenmassen mit größtmöglicher Leichtigkeit nach den neuen Erwerbungen und den so gewonnenen Schutzpunkten der römischen Macht hinüberführen zu können. Auf diese Weise ist die erste große Kunststraße, die via Appia, entstanden; so deren Erweiterung bis Ariminum in der via Flaminia; so führte die Unterwerfung der Bojer am Po zur Anlage der via Aemilia, und es ließe sich leicht aus der Geschichte der Heerstraßen die allmählige Erweiterung des römischen Staatsgebietes selbst nachweisen.

Dies ist der umfassendere politische Gesichtspunkt, aus welchem die Römer den Wegebau betrieben und welcher bei den Griechen schon aus dem einfachen Grunde nicht zur Anwendung gelangen konnte, weil die zahlreichen kleinen Staatsgebiete in Griechenland mit seltenen Ausnahmen stets in ihrer Vereinzelung beharrten, und das Bedürfnis eines festen Zusammenschlusses entfernter Gebiete mit einer gemeinsamen Hauptstadt zum Zwecke eines politischen Verbandes entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise sich geltend machte. Wie so die letzten Zwecke der Wegeanlagen wesentlich verschieden waren, so läßt sich eine solche Verschiedenheit auch in der Art ihrer Ausführung sehr deutlich erkennen. Es ist bemerkt worden, daß die griechischen Wege und Straßen, selbst wo sie kunstgemäß geführt waren, sich mehr der Natur und den Bedingungen des Bodens anschlossen und auch Umwege nicht scheuten, wo entweder die Bequemlichkeit der Reisenden oder alter Brauch dazu einluden. Ganz anders die Römer. Mit derselben staunenswerten Energie, die dem politisch entwickelten und militärisch geschulten Volke fast auf allen Gebieten seiner Thätigkeit eigen war, verfolgen sie bei der Anlage der Wege nur den e i n e n Zweck, möglichst direkt zu bauen, in möglichst gerader Linie die beiden Zielpunkte der Straße mit einander in Verbindung zu setzen. Das gemütliche Anschließen an die natürlichen Bodenverhältnisse hört auf, und anstatt sich den letzteren zu fügen, sucht sie der Römer vielmehr zu beherrschen und zu bewältigen. Wo sich Berge entgegenstellen, werden sie durchbrochen; wo eine Senkung des Bodens die gleich-

mäßige Fortführung des Weges zu verhindern droht, wird dieselbe durch Dämme und Steinbauten ausgeglichen; wo tiefe Thalgründe oder reißende Ströme die einmal eingeschlagene Richtung durchschneiden, werden sie mit kühnen Bögen überbrückt, die in vielen Fällen noch heute das Staunen der Nachwelt bilden, obschon diese letztere in allen technischen und insbesondere in den mechanischen wie wissenschaftlichen Hilfsmitteln der Architektur die Römer bei weitem hinter sich gelassen hat." (Guhl und Koner, a. a. O. II, 55).

Nicht nur die kunstgemäße Pflasterung und Chaussierung der Straßen wurde zuerst von den Römern angewendet, sondern selbst den Tunnelbau übten sie. Von römischen Brücken sind jetzt noch einzelne — besonders in Italien — der Benutzung fähig; das bekannteste Beispiel bietet der von Hadrian in Rom erbaute ponte Sant Angelo. Die ältesten Kunststraßen über die Alpen, so besonders die Paßwege des Mont Cenis, des großen St. Bernhard, des kleinen St. Bernhard, des San Bernardino, Septimer, Julier, des Brenner u. a. m. zogen die Römer. Ihnen verdankte das spätere Altertum die fast alle Seestädte auszeichnenden gewaltigen Hafenbauten. Die römischen Wasserleitungen, welche das barbarische Mittelalter zerstörte oder verfallen ließ, sind niemals wieder in solcher Anzahl entstanden. Welchen Einfluß jedoch der Ruin des antiken (und von den Mauren erweiterten) Bewässerungssystems auf Spanien ausübte, davon zeugt dieses Land in jeder seiner Provinzen. Andererseits sind die zur römischen Zeit als Kornkammern dienenden Kulturflächen der Campagna wieder zu schlimmen Sümpfen geworden und selbst in Sizilien, vor allem aber in Nordafrika, die damals zu den reichsten und fruchtbarsten Gegenden der bekannten Erde gehörten, blickt uns nur zu häufig die wüste Oede entgegen.

Zu den Nützlichkeitsbauten gehörten auch die öffentlichen Bäder, welche schließlich dem christlichen Puritanismus völlig weichen mußten und auch in unserer Zeit lange nicht den Umfang wieder erreichten, den sie in der römischen Antike besessen hatten. Viele der heute noch im Weltruf stehenden Heilquellen verdanken ihre Entdeckung und ausgedehnte Benutzung den Römern; es möge einzig an Wiesbaden, Baden-Baden, Baden im Aargau, Herkulesbad in Ungarn, Bagnères

u. s. w. erinnert werden. Dagegen ist die alte Herrlichkeit des antiken Luxusbades Bajae am Golfe von Neapel vollständig versunken.

Daß alle diese Annehmlichkeiten des Lebens zum Reisen aufforderten und daß diese sich vermöge des dichten Straßennetzes wie mittelst eines völlig geregelten Schiffahrtsverkehrs verhältnismäßig rasch vollzogen, darf nicht Wunder nehmen. Es wurde viel gereist im Zeitalter der Cäsaren; Griechenland im weiteren Sinne des Wortes und Aegypten waren die vorzüglichsten Zielpunkte des damaligen Touristenverkehrs, in die anderen Länder des Weltreiches zogen zumeist nur die Soldaten und Beamten.

Rom verfügte zudem über ein gut geordnetes Postwesen, das die Hauptstadt in steter Verbindung mit den Provinzen erhielt. Ebenso fand sich, wenigstens in den häufig besuchten Ländern, vorzüglich aber in Italien, ein gut entwickeltes Gasthofswesen — alles Dinge, die dem Mittelalter vollständig unbekannt blieben.

Das Heerwesen.

Roms Größe beruhte auf seiner straffen Wehrordnung und der überlegenen Taktik seiner Armeen. Bereits in der Organisation der taktischen Einheit Roms, der Legion, findet sich die offensive Tendenz ausgedrückt, welche die Kriegführung einer welterobernden Macht naturgemäß beherrschen mußte; die Legion ist ein beweglicher, in jedem Gelände brauchbarer Körper. Anfangs standen die 30 Manipel (zu je 10 Mann Front und Tiefe) ohne Zwischenraum, phalanxartig in Schlachtordnung. Dann, seit den punischen Kriegen, gliederte sich das römische Fußvolk in die leichten, einzig für den Fernkampf dienenden und ausgerüsteten Veliten, die leichtbewaffneten Hastaten und die schwergerüsteten Principes, zu denen noch die Elite der Triarier trat. In dieser Ordnung, also in drei Treffen mit den vorausschwärmenden Veliten, trat man in den Kampf; die Triarier dienten dabei als Hauptreserve.

Nach den punischen Kriegen aber beginnt der römische Bürger bald, den Heeresdienst für beschwerlich zu erachten; nur die Aermeren, vorzüglich aber die Bundesgenossen, mußten diese Pflicht erfüllen. Seit Marius erscheint denn auch die sehr starke, aber verhältnismäßig unbehilfliche Cohorte, welche wiederum in Phalanxform fechtet. Immerhin ward der

infanteristischen Exerzierkunst bis zum Zusammenbruche des weströmischen Reiches die höchste Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Reiterei, ursprünglich wenig zahlreich, aber als „Ritter" stolz und tüchtig, diente in der ältesten Zeit, sobald sie zu Perde saß, zum Aufklärungs- und Sicherungsdienste, zu Fuß trat sie als infanteristische Reserve auf. Nach den punischen Kriegen nahm die römische Reiterei die karthagische Taktik an und ward zur Schlachtenkavallerie, indeß sie auch fortgesetzt eine Vermehrung erfuhr. — Aus den späteren, den gothischen Zeiten, stammt die Einführung von Sätteln und Steigbügeln; seit dem XI. Jahrhundert wurden die Pferde allgemein beschlagen[1]).

In kultureller Hinsicht haben die steten Kriegszüge, die nachhaltige Besetzung ferner Gebiete durch das aktive Militär, wie die pensionsberechtigten Veteranen die größte Bedeutung erlangt. Nicht nur, daß Rom damals so manches Nutzgewächs aus Kleinasien und Nordafrika empfing, es übertrug auch seinen, seit des Columella Auftreten, klassisch gewordenen Ackerbaubetrieb und die oberitalienische Gärtnerei, die süditalienische Rebenkultur in die nördlich den Alpen gelegenen Länder. Die Römer sind hierin die Lehrmeister der Germanen geworden; sie verpflanzten die ersten Weinstöcke in die Gegenden am Rhein, sie rodeten die Wälder auf der schweizerischen Hochebene und verwandelten die Provinz Helvetien in einen blühenden Garten. Noch im Zeitalter der Renaissance überragte die oberitalienische Landwirtschaft die deutsche um ein bedeutendes Stück; der Kleebau ist von dorther nach dem Reiche gebracht worden, das in einzelnen seiner Teile die uralte Dreifelderwirtschaft bis in das XVIII. Jahrhundert hinein bewahrt haben soll.

Das römische Schrifttum zeigt ungefähr die nämliche Grundeigenschaft wie die römische Kunst, gleich dieser erscheint sie als eine Nachbildung der griechischen. Zudem ist gerade die Poetik niemals ein Gemeingut größerer Volkskreise geworden, sondern sie blieb „stets Sache der feinen Welt und Lebensart, eine geistige Feinschmeckerei," welche niemals den Geschmack für die Arena verdrängen konnte. Dennoch ist die Die Litteratur.

1) Es sei hier verwiesen auf Dr. F. Fröhlich: Beiträge zur Geschichte der Kriegführung und Kriegskunst der Römer zur Zeit der Republik. Berlin 1886. Ebenso von demselben: Das Kriegswesen Cäsars. Zürich 1891.

römische Litteratur von größter Bedeutung für alle nachfolgenden geworden; denn sie vermittelte der Welt durch lange Jahrhunderte die Kenntnis der Antike. — Latein blieb von Anfang an die Sprache der Kirche und damit der Gelehrten, das Beherrschen der griechischen Sprache ging dem späteren Mittelalter völlig verloren.

Vollkommen ursprünglich traten die Römer auf in der Historik, Rhetorik und der Jurisprudenz, alles Wissenschaften, welche mit dem politischen Leben in so engem Zusammenhange standen, daß sie notgedrungen zur größten Entfaltung gelangen mußten. Die römische Geschichtsschreibung ist besonders für Deutschland von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit; denn ohne die Kommentarien des Cäsar, die Germania des Tacitus wüßte man herzlich wenig von den Zuständen im Zeitalter der deutschen Urgeschichte [1]).

Wissenschaft.

Die Wissenschaft ward von den Römern — soweit nicht Einzelne von ihnen im Banne der griechischen Weltanschauung standen — nach der rein praktischen Seite hin betrieben. Besonders ausgebildet erscheint einzig die Medizin und selbst diese fand ihre vornehmsten Grundlagen in den hellenischen Ueberlieferungen; Claudius Galenus (geb. 131 n. Chr.) Arzt an der Fechterschule zu Pergamus, der berühmteste römische Heilkundige, studierte zu Alexandria, d. h. auf einer griechischen Hochschule. Er schrieb an vierhundert Bücher, in denen jedoch vielfache Irrtümer, besonders über die Anatomie vorkommen; „die wenigsten seiner Beschreibungen lassen sich auf den Menschen beziehen, denn sein Zeitalter, welches Tausende von Unglücklichen den brutalen Launen des römischen Pöbels und seiner verderbten Imperatoren opferte, sie selbst den wilden Tieren vorwarf, wollte der Anatomie nicht eine Leiche gönnen. (Hyrtl). Volle vierzehn Jahrhunderte blieben die Werke und Vorschriften des Galenus in höchstem Ansehen; erst nachdem Vesal, der Leibarzt Karls V. und Professor in Basel die Anatomie auf eine neue Grundlage stellte, begann die Wissenschaft dem Römer langsam den Rücken zu kehren. Aehnlichen Ruf, doch immerhin nicht in ganz dem nämlichen Umfange, genoß der Naturforscher Plinius. Daß er es ernst

---

1) Da die römische Litteraturgeschichte im allgemeinen wohl bekannt erscheint, so glaube ich mich auf diese wenigen, sie charakterisierenden Zeilen beschranken zu können. Es sei noch auf ff. Hauptwerke verwiesen: G. Bernhard: Grundriß der römischen Litteratur; Halle 1830. R. Klotz: Handbuch der lateinischen Litteraturgeschichte; Leipzig 1845 ff. H. Düntzer: Die römischen Satiriker; Braunschweig 1846.

nahm mit seinen Studien, geht aus der Art seines Todes hervor und dies mag ihm einigermaßen zur Entschuldigung dienen, wenn er sich mancherlei abergläubische Märchen über ihm unbekannte Gegenden aufschwatzen ließ; für die Urgeschichte Germaniens sind seine Schriften vom größten Werte.

Wie in der Philosophie, so sind auch in der Mathematik die Römer lediglich als Vermittler hellenischer Wissenschaft, von größter Bedeutung. Der praktische Sinn der Lateiner zeigt sich auch wiederum darin, daß gerade die für das öffentliche Leben und seine Bedürfnisse (Bauten, Feldmessen, Handelsrechnungen) notwendige Elementarmathematik von weiteren Kreisen der Bevölkerung beherrscht wurde; die Feldmesser (Agrimensores oder Gromatici) bildeten einen geachteten Stand.

Neunter Abschnitt.

Die Kultur des christlich-germanischen Mittelalters.

Das älteste Christentum.

Die Aufgabe eines kurz gefaßten Handbuches der Kulturgeschichte kann es nicht sein, die Entstehung des Christentums mit aller wünschenswerten Ausführlichkeit darzustellen. Die antiken Schriftsteller, deren Werke auf uns gekommen sind, machen nur kurze Andeutungen über das Wesen des neuen Glaubens, welchen Tacitus z. B., der die Verfolgung der Nazarener unter Nero zwar ausführlich erzählt, als „einen abscheulichen Aberglauben“ erwähnt. Die wichtigste Urkunde ist der Brief des jüngeren Plinius und selbst dieses Schriftstück ist mager genug. Die Gleichgiltigkeit der römischen Philosophen und Historiker gegenüber der werdenden Weltreligion erklärt sich wohl zwanglos aus dem thatsächlichen Verfall aller wirklichen moralischen Regungen im Zeitalter des Cäsarismus. Alles ist rein äußerlich erfaßt worden, die innere Kraft des neuen Bekenntnisses blieb den Römern und selbst den weisesten unter ihnen, vollkommen verborgen. Grundfalsch ist es, die Lehren der Stoiker als von neutestamentlichen Anschauungen beeinflußt, darstellen zu wollen. Seneca, den besonders das scholastische Mittelalter gerne als

„unwillkürlichen“ Christen schildert, erklärt die Nazarener, welche ihm kurzweg als Juden gelten, für einen „verfluchten Menschenschlag.“ Marc Aurel, den auch die moderne katholische Kirche gerne als edlen Mann preist, verfolgte die Christen und verachtete ihre Märtyrer aufs gründlichste. Dieser Haß der edelsten Römer gegen das Christentum ist wohl erklärlich, wenn wir uns erinnern, daß die ältesten Nazarener in der Hauptstadt selbst deren ärmste und elendeste Bewohner waren. Die Christen machten ja auch nicht den geringsten Hehl aus ihrer Meinung, daß sie den eingelebten antiken Götterkult für das schlimmste Teufelswerk ansahen und daß sie überhaupt die staatliche und soziale Ordnung ihrer Tage für verdammenswert erachteten. Wenn sie in der ersten Zeit nicht aktiv gegen diese ihnen so anstößige Dinge kämpften, so lag der Grund an ihrer wirklichen Schwäche. Andererseits wußten sie in wahnsinniger Verzückung zu Märtyrern zu werden. So sagt Epiktet von ihnen, daß die „Galliläer aus Gewohnheit gegen den Tod gleichgiltig seien.“ Dieser Leidensmut, der oft die unbegreiflichsten Formen annahm, erklärt sich jedoch aus der hypnotischen Macht des Glaubens, daß der Märtyrer, und sei er im Leben auch der ärmste Sklave gewesen, im Himmel die höchsten Ehren und Belohnungen zu gewärtigen habe [1]).

Trotzdem blieb der neue Glaube, wenigstens in Rom, lange in der Minderheit; als Konstantin ihn zur Staatsreligion (323) erhob, gehörte noch die übergroße Zahl der Römer zu den Bekennern des Heidentums. Aber „die Mehrheit hatte keinen festen Glauben, keine sittliche Begeisterung, keine bestimmte Organisation, keines jener Prinzipien, die entweder den Heldenmut des Widerstandes oder des Angriffes einflößen. Die Minderheit bildete eine festgeschlossene Phalanx, beseelt von allen Motiven, die ihren Eifer läutern, disziplinieren und aufrecht erhalten konnten. Sobald die Christen einmal eine bedeutende Stellung erlangt hatten, war die Frage über ihr Schicksal eine einfache. Sie mußten entweder vernichtet werden, oder sie mußten zur Herrschaft ge-

---

[1]) Die ersten Christen erstrebten den Tod, weil sie „von den Zähnen der wilden Tiere gleichsam als Weizen Gottes zum reinen Brote Christi zermalmt wurden“ wie der heil. Ignatius sagt. Alle Bande irdischer Liebe, kindlicher Zuneigung, vernünftiger Auffassung lösten sich in dieser thatsächlichen Epidemie fanatischer Todessehnsucht. Schließlich mußten die Aeltesten der Gemeinden mit aller Gewalt dagegen einschreiten, wie dies die Erzahlungen der Kirchenväter darthun.

langen. Das Fehlschlagen der diokletianischen Verfolgung führte sie unvermeidlich auf den Thron."

Die Bekehrung Roms.

Die antike Ansicht, daß alles in der Welt durch einzelne göttliche Handlungen bewirkt werde und daß also auch schwere Heimsuchungen der Menschen auf die von den Göttern verhängten Strafen zurückzuführen seien, mußte zur Unduldsamkeit führen. Nun ist es ganz richtig, daß sich das Zeitalter der Cäsaren im allgemeinen gleichgiltig gegenüber den fremden Glaubensbekenntnissen verhielt, so lange diese nicht aus ihrer Stille hervortraten. Die Christen waren jedoch vom ersten Augenblicke ihres Auftretens an (man denke an die Apostel!) eifrige Bekehrer, welche öffentlich gegen das antike Glaubensbekenntnis und seine sozialen Beziehungen predigten. Jede schwere Katastrophe, welche Rom heimsuchte, mußte folgerichtig von dem Volke den Lästerungen der Christen und dem daraus erwachsenden Zorne der Götter beigemessen werden. Daß es dann zu harten Verfolgungen der Nazarener kam, darf nicht Wunder nehmen. Zudem wurden frühzeitig schwere Anklagen gegen die Moralität der Christen erhoben. „Man beschuldigte sie, daß sie bei ihren geheimen Versammlungen gewöhnlich die ausschweifendsten Orgien feierten, Menschenfleisch genössen, und nach Verlöschung der Lichter in Unzucht und Blutschande schwelgten." Solche Gerüchte mußten um so eher Glauben finden, als die Nichtgetauften nie Kenntnis von dem Sinn der mystischen Dogmen und Gebräuche, z. B. der Abendmahlsfeier (zu der nur Getaufte Zutritt fanden und die der Vorsteher weder den Katechumenen noch den Laien erklärte) erhielten. Ferner betrachtete man die Nazarener als Juden, und diese waren auch damals wenig beliebte Staatsangehörige. Auch drang das christliche Bekenntnis vielfach in die Familien und zerstörte hier den Frieden; denn dem Manne konnte und durfte es nicht gleichgiltig sein, daß seine Frau der Sekte angehörte, auf welcher die schwersten Beschuldigungen ruhten. Daß aber gerade das weibliche Geschlecht am ehesten von den Bekehrern gewonnen wurde, ist eine bekannte und leicht erklärliche Thatsache. Schließlich wollen wir nicht verkennen, daß die christliche Kirche stets eine ecclesia militans war, die voll Terrorismus auf die Seelen einwirkte. „In der Philosophie — sagt Lecky a. a. O. I. 366 — ist das umfassendste, aber in der Theologie das intoleranteste System

natürlich das stärkste. Auf schwache Frauen, junge Menschen, Unwissende und Furchtsame, mit einem Worte, auf Alle, die an ihrem eigenen Urteile zweifelten, mußte die Lehre von der ausschließlichen Seligkeit eine erschreckende Wirkung haben, und da keine andere Religion dieselbe anerkannte, so gewährte sie der Kirche, dem Feinde gegenüber, ein vorteilhaft gelegenes Terrain, auf das sie ohne Zweifel sehr Viele hinübertrieb. Dieser Lehre ist wohl auch in einem hohen Grade die Schreckensangst beizumessen, welche der Apostat oft bekundete, dessen Fleisch vor den gegenwärtigen Qualen zurückschreckte, der aber überzeugt war, daß die Schwäche, welche er nicht bewältigen konnte, mit einer ewigen Peinigung bestraft werden würde. Dem Aergernisse, welches eine solche Lehre erregte, war wohl das Gesetz des Markus Aurelius zu verdanken, welches bestimmte: „Wenn Jemand etwas thut, wodurch die Gemüter der Menschen durch abergläubische Furcht erschreckt werden, so soll der Schuldige auf eine Insel verbannt werden.“

Andererseits zeichneten sich die christlichen Gemeinden durch die reinste Liebe ihrer Mitglieder aus; daraus entsprang die größte Barmherzigkeit für den Sünder und die Möglichkeit, Verbrecher zu einem besseren Leben bekehren zu können. Das ist freilich nur so lange so geblieben, als die christliche Gemeinde einer einhelligen Meinung war. Als die verschiedenen Sekten entstanden, befehdeten sie sich aufs grimmigste unter einander. Nach den unverdächtigen Berichten des Eusebius standen in der Arena die katholischen Märtyrer gesondert von den ebenfalls den Bestien vorgeworfenen Montanern, um nicht im Tode mit den Ketzern vereinigt zu sein! Dieser finstere Geist der Unduldsamkeit läßt sich beim Urchristentum bis in das I. Jahrhundert hinein zurück verfolgen. Aus ihm ging die rasende Zerstörungswut hervor, welche die herrlichsten Schöpfungen der antiken Kunst zerstörte. Und dieser nämliche Fanatismus, welcher die alte heitere Götterwelt zertrümmerte, vernichtete auch die Freiheit des Gedankens und des Wortes, welcher sich die Klassizität erfreute und die seitdem niemals wieder im gleichen Maße das Eigentum der Menschheit ward. Diesen Geist des Christentums hatten ein Marc Aurel und andere weise Römer genau erfaßt und darum verfolgten sie die Galliläer als eine kulturfeindliche Rotte; ihnen erschienen die Jubelhymnen

singender Märtyrer in der Arena wie uns die heutigen Derwische erscheinen, welche unbedenklich sich dem Geschützfeuer der Engländer aussetzen.

Trotz aller gegenteiligen Berichte, die später entstanden und möglichst grell gefärbt sind, um das überraschende Anwachsen der Macht der christlichen Kirche durch ein Wunder zu erklären, sind die Verfolgungen, welche sie im Laufe der ersten Jahrhunderte erdulden mußte, lange nicht so umfassend gewesen, um alle Gemeinden auszurotten zu können. Gewiß sind sie voll von Grausamkeiten, diese Verfolgungen, aber niemals erscheinen sie dem unbefangenen Geschichtsforscher anders als ein plötzlicher Ausbruch der Volkswut. Jedenfalls sind sie niemals nach einem Plane gleichzeitig angeordnet und über das ganze Weltreich erstreckt worden. Am schlimmsten erging es den Christen unter Diocletian während der Jahre 303 bis 305, aber auch damals genoß wenigstens das von Konstantius Chlorus verwaltete Gallien vollkommenen Frieden. Zwei Dezennien später wurde Konstantin, der Sohn des den Christen freundlich gesinnten Konstantins Alleinherrscher (323—337) und eine seiner ersten Maßnahmen ist es eben gewesen, das christliche Bekenntnis zur Staatsreligion zu machen.

Veränderungen in den sittlichen Anschauungen.

Lecky, dem hier zumeist das Wort gestattet sein möge, setzt den Unterschied zwischen der heidnischen Philosophie und der christlichen Glaubenslehre wie folgt auseinander (II. 1 ff.): „Die heidnische Sittenlehre war ein Teil einer Philosophie, die christliche ein Teil einer Religion. Die erste war die Spekulation einiger wenigen Hochgebildeten, und hatte weder, noch konnte sie irgend einen unmittelbaren Einfluß auf die großen Massen haben. Die zweite war unlöslich mit der Gottesverehrung, den Verheißungen und Strafbedrohungen eines großen Religionssystems verbunden, das mindestens ebenso mächtig auf die Unwissendsten wie auf die Gebildetsten einwirkt. Die Hauptziele der heidnischen Religionssysteme waren die Verkündigung der Zukunft, die Erklärung des Weltalls, die Abwendung des Mißgeschickes, die Erlangung des Beistandes der Götter. Predigt, Religionsunterricht, religiöse Erziehung, gemeinsame öffentliche Andacht zur geistigen Erhebung kannte man nicht. Die Menschen tugendhafter zu machen, war ebenso wenig der Beruf des Priesters, wie der des Arztes. Die philosophischen Pflichtenlehren ihrerseits

waren ganz und gar außer Zusammenhang mit den religiösen Bräuchen des Tempels. Die Verbindung dieser zwei Kreise, die Verschmelzung der sittlichen Bildung mit der Religion vermittelst ceremonieller Gebräuche, um dadurch in den Menschen die mächtige Leidenschaft nach einer unmittelbaren Verbindung mit dem Himmel zu wecken, gehörte zu den wichtigsten Großthaten des Christentumes. Etwas war allerdings in dieser Richtung versucht worden. Die Philosophie war unter den Händen der Rhetoren volkstümlicher. Die Neu-Pythagoräer legten auf religiöse Ceremonien, als Mittel zur Seelenläuterung, großes Gewicht, und Sühnebräuche waren besonders in den morgenländischen Religionen häufig. Aber es war das unterscheidende Merkmal des Christentumes, daß sein sittlicher Einfluß nicht mittelbar, gelegentlich, entfernt oder kampfartig wirkte. Ungleich allen heidnischen Religionen machte es den Unterricht in der Sittenlehre zu einem Hauptgeschäfte seiner Priester, die sittliche Zucht zum leitenden Ziele seines Gottesdienstes, die sittliche Sinnesreinheit zur notwendigen Bedingung der pflichtmäßigen Vollziehung seiner Riten. Durch die Kanzel, durch seine Gebräuche, durch alle Triebfedern der ihm innewohnenden Kraft arbeitete es systematisch und andauernd für die Neubelebung der Menschheit. Unter seinem Einflusse sind die Lehren über das Wesen Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die Pflichten der Menschen, Lehren, die den edelsten Geistern des Altertums kaum erreichbar waren, Wahrheiten der Dorfschule, Sprüchwörter von Stadt und Land geworden." Der heilige Augustinus nennt die christliche Tugend „die Ordnung der Liebe," er meinte damit die Liebe zu Christus, zur personifizierten edlen Sittenlehre. Dennoch läßt sich wenig von einer Sittenreinheit in dem Staatswesen sagen, das der erste christliche Kaiser in dem noch elf Jahrhunderte bestehenden Byzanz begründete. „Die Geschichte des Reiches ist die eintönige Geschichte der Intriguen von Priestern, Verschnittenen und Frauen, der Giftmischereien, der Verschwörungen, der gleichmäßigen Undankbarkeit, der beständigen Brudermorde." Man darf wohl sagen, daß die kulturelle Entwickelung von Europa, vorzugsweise aber von dem Osten unseres Erdteils durch Byzanz nur ungünstig beeinflußt ward. Ohne den vollständigen, aus der Sittenlosigkeit erwachsenden Mangel an Thatkraft, der das oströmische Kaiserreich kennzeichnet,

hätten die Türken niemals in Europa Fuß fassen mögen, ihre Unkultur wäre schließlich in Asien zu Grunde gegangen.

Rom ist freilich nicht viel besser gewesen. Seine antike soziale Ordnung, seine Gesittung erlag den Anstürmen des Barbarentums. Damit kam jedoch die christliche Kirche, welche einst den antiken Geist so scharf befehdet hatte, in die eigentümliche Zwangslage, die noch übrig gebliebenen Schätze des Altertums zu bewahren. Freilich nach ihrer Art! „Die Geschichte der zwölf Jahrhunderte nach der Bekehrung Konstantin's hat in der That den klarsten Beweis geliefert, daß die Theologie, welche gewisse, dem Altertume unbekannte Prinzipien in die Welt einführte und einen kaum hoch genug zu schätzenden mildernden Einfluß auf die Gesellschaft hatte, in der Form, welche die griechische und katholische Kirche bietet, ein entschiedenes Hemmnis der Zivilisation der Menschen ist."

Die Wundergeschichten, auf welche die Kirche einen guten Teil ihrer Lehren aufgebaut hat und die viele ihrer Gläubigen auch heute noch als bare Münze hinnehmen, finden sich gerade in der Blütezeit des römischen Kaiserreiches überall verbreitet. Sie gehören mit zu den Erbstücken, welche das Christentum von der Antike übernahm und die es nicht zerstörte, weil ihm jeder kritische Geist abging. Der Begriff von der Heiligkeit des Lebens, welcher die Urchristen den Abortus, die Hinrichtung, die Schauspiele der Arena so verdammenswert erscheinen ließen, verblaßte zum unfaßbaren Schemen, als die Kirche so mächtig geworden war, daß sie es wagen durfte, ihren Widersachern mit Feuer und Schwert zu begegnen. Spanien, entschieden das christlichste Reich im Sinne des Klerikalismus, hat sich die Stiergefechte bewahrt, bei denen gelegentlich auch Menschen ihr Leben einbüßen und die überhaupt zu den rohesten Schauspielen gezählt werden müssen. Keinem Priester ist es eingefallen, dagegen die Stimme zu erheben, während sie das Theater, also eine Stätte ästhetischer Bildung, von jeher verdammten, zugleich aber wieder für ihre Zwecke benutzten. Die Antike hatte in ihrer Glanzzeit das Los der Sklaven merklich erleichtert, die Urchristen rekrutierten ihre Gemeinden vorzugsweise aus diesen elenden Leuten. Bei dem Begriffe, daß alle Menschen in Christo gleich seien, wäre es die Pflicht der Kirche ge-

wesen, die Sklaven zu befreien, als sie zur Herrschaft gelangte. Das Gegenteil geschah! „Die Ehe zwischen Freien und Sklaven blieb streng verboten, und bei unerlaubtem Umgange einer Freien mit einem Sklaven wurde, nach einem Gesetze Konstantins, die Frau hingerichtet und der Sklave lebendig verbrannt; während das heidnische Gesetz die Frau blos zur Sklavin gemacht hatte. Auch die Gesetze gegen flüchtige Sklaven wurden verschärft.“ Volle acht Jahrhunderte nach Konstantin gab es noch wirkliche Sklaven in Europa, dann machte sich erst der Uebergang zu der ein wenig milderen Leibeigenschaft bemerkbar, die vollends durch die Einwirkung der französischen Revolution im XIX. Jahrhundert beseitigt ward. Die Kirche, welche wohl einige christliche Sklaven von den „Ungläubigen“ loskaufte, hat dabei ihre Hand nicht im Spiele gehabt [1]). Im Gegenteil duldete sie die Sklaverei in der neuen Welt, wenngleich die Neger dort pro forma zu Christen umgetauft wurden.

Die Barmherzigkeit, die Wohlthätigkeit finden sich in der Antike in ausgebreitetem Maße. Der römische Arme erhielt die benötigte Nahrung vom Staate. Die armen Kinder wurden zumeist auf Kosten des Cäsars erzogen. Die christliche Kirche stand darin freilich nicht zurück, aber wir bemerken doch, daß sie bei ihren Verteilungen gerne das Glaubensbekenntnis der Bedürftigen berücksichtigte, überhaupt die Barmherzigkeit in ihren Dienst stellte.

Der religiöse Wahnsinn, der lebensfrohen Antike durchaus unbekannt, ist ein Produkt der christlichen Theologie. Dabei hat die Kirche, beeinflußt von dem Dämonenglauben, diejenigen, welche durch Hallucinationen bewogen, sich für Vermittler oder Besitzer überirdischer Kräfte hielten, als Hexen, oder vom Teufel Besessene, dem Tode durch Henkerhand überliefert. „Am gewöhnlichsten erzeugten die theologischen Begriffe von der Hexerei entweder Wahnsinn oder bestimmten seine Form, und durch den Einfluß der Geistlichkeit der verschiedenen christlichen Sekten wurden viele Tausende von unglücklichen Frauen, die wegen ihres Alters, ihrer Einsamkeit und ihrer Gebrechlichkeit das höchste Mitleid verdienten, dem Hasse der Menschen gewidmet, und nachdem sie

[1]) Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß die Hörigen im Mittelalter von Seiten der Kirche in den meisten Fällen eine mildere Behandlung erfuhren als von den weltlichen Herren.

mit schrecklicher und ausgesuchter Grausamkeit waren gemartert worden, schließlich lebendig verbrannt.“ Der Wahnsinn, den die Mohamedaner stets als eine Krankheit auffaßten, welche das größte Mitleid wachrufen müßte, hat das christlich-germanische Mittelalter einer Einwirkung teuflischer Kräfte auf die Psyche zugeschrieben. Man behandelte dementsprechend diese elendesten aller Kranken durch Schläge und Anketten in finsteren Gefängnissen. Bis in das XIX. Jahrhundert hinein wurde diese Grausamkeit ruhig beibehalten, und daß christliche Priester heute noch im Banne der Dämonologie stehen, beweisen einzelne vor einigen Jahren noch (in Mexiko) vorgekommene Hexenbrände und der vielfach (selbst in Deutschland) geübte Exorcismus.

Dabei besaß die Kirche selbst ein schönes Beispiel von religiösem Wahnsinn in dem Einsiedlertum und der Askese, welcher man bereits nach den ersten Jahrhunderten begegnet. Gewiß mögen sich die ersten Einsiedler aus jenen flüchtigen Christen rekrutiert haben, welche vor den Verfolgungen durch die Cäsaren und ihre Statthalter in die Wüsten flohen. Dann aber kam die Idee auf, es sei ein gottgefälliges Werk, Mönch zu werden. So bevölkerte sich die Wüste mit Asketen, deren Leben jeder Gesittung Hohn sprach. „Diese asketische Richtung war eine der beklagenswertesten in der Sittengeschichte der Menschheit. Ein abschreckender, schmutziger, ausgemergelter, unwissender, unpatriotischer und gefühlloser Wahnsinniger, der sein Leben in einer langen Uebung unnützer und grausamer Selbstpein verbrachte und vor den schauderhaften Phantomen seines Irrsinnes erbebte, war das Ideal von Völkern geworden, welche die Schriften Plato's und Cicero's und das Leben eines Sokrates oder Cato gekannt hatten. Ungefähr zwei Jahrhunderte lang galt die schreckliche Kasteiung des Körpers für den höchsten Beweis der Vollkommenheit [1]).

---

1) Nur ein paar Beispiele: Sabinus aß nur Korn, das einen Monat lang im Wasser gefault hatte. Andere „Heilige“ entäußerten sich jeder Bekleidung und weideten wie das Vieh. Reinlichkeit galt ihnen allen als eine Befleckung der Seele. Die heilige Euphraxia und ihre hundertdreißig Nonnen wuschen sich niemals die Füße; sie schauderten bei dem Wort „Bad“ tötlich erschreckt zusammen. Der Säulenheilige Simeon lebte dreißig Jahre auf einer 20 m hohen Säule, an welcher er mit einer schweren Kette angeschmiedet war. Er starb auch auf seinem Lieblingsplatze. Ein Mönch, der vordem ein Sprachgelehrter war, enthielt sich während dreißig Jahren des Sprechens. Ein anderer schlug inmitten einer gefüllten Gräberstadt seine Wohnung auf u. s. w.

Die Frauen, obwohl von den Einsiedlern als Teufelsbrut verachtet, folgten leider diesen schauerlichen Beispielen der vollständigen Vernichtung jeder menschlichen Würde. Die Kirche unterstützte jedoch gerne die Weltentsagung vornehmer und reicher Damen, weil diese ihr Vermögen den Klöstern stifteten, nachdem sie es rechtmäßigen Erben entzogen hatten. Kinder verleugneten jede Elternliebe, um „zu Christus kommen zu können," Eltern ließen ihre Kinder verkommen, weil sie nur Sinn für mönchische Askese besaßen. Jeder Idealismus mußte vor diesem finsteren Wahnsinn weichen, der wie eine geistige Epidemie gerade auf den Bewohnern der glücklichsten Erdstriche lastete. Die Kreuzzüge und die Geißlerfahrten des XIV. Jahrhunderts bilden dazu ein Gegenstück, ohne aber so viel Gräßliches, so grenzenlos viel Kulturfeindliches in ihren Elementen zu zeigen. Dabei war der sittliche Zustand der Völker mindestens ebenso verderbt wie zur Zeit der tollsten Cäsaren. Schon in des Decius (249—251) Tagen wurde über die Maitressenwirtschaft der Kleriker laute Klage geführt. Später kam es vor, daß Jungfrauen und Mönche oft in demselben Hause zusammen wohnten und zuweilen behaupteten, sie teilten das Bett in keuschester Weise und ihr gemeinsamer Aufenthalt im Bade sei nicht anders, als wären sie vom nämlichen Geschlechte (Hist. Eccl. I. 21). Gregor von Nyssa warnte vor den Pilgerfahrten nach Palästina, weil dort „der Tugend gar viele Schlingen gelegt und das Laster durch mannigfache Reizmittel befördert werde." Wie die Großen im christlichen Byzanz lebten, mag uns nur das Beispiel der Kaiserin Theodora lehren, die nackt mit hunderten von Freudenmädchen zusammen, im Zirkus tanzte.

Dabei hat niemand mehr als gerade die Kirchenväter die „Ursünde" der Menschheit in der Fleischeslust indentifiziert. Die ältesten Strafgesetze der Kirche richten sich zum allergrößten Teil gegen die Unkeuschheit. Die Askese selbst zielte zunächst gegen die Sinnenlust, dabei aber ging die mönchische Lehre bald so weit, daß sie die Ehe als einen niedrigen Zustand betrachtete, „deren Wald die Axt der Jungfräulichkeit niederhauen sollte," wie des heil. Hieronymus Worte lauteten. Die Heiligengeschichten sind denn auch voll davon, wie fromme Männer ihren Ehefrauen entliefen und diese mit den Kindern in Not und Elend zurück ließen. Die Kirche verwarf auch im Prinzipe eine zweite Ehe und ließ

sie höchstens bei Laien zu, für ihre Priester wünschte sie von Anfang an das Cölibat. Im Laufe des IV. Jahrhunderts entstand dann wirklich das Gesetz, welches Priesterehen für strafbar erklärte. Was aus dieser Auffassung alles erwachsen ist, mag als bekannt vorausgesetzt werden. „Es ist ein landläufiger Irrtum, daß die gräßliche Unsittlichkeit der Klöster in dem Jahrhundert vor der Reformation eine neue Thatsache war, und daß die Zeiten, wo der Glaube der Menschen noch nicht erschüttert war, Zeiten großer sittlicher Reinheit gewesen sind. Thatsächlich geht aber aus dem einstimmigen Zeugnisse der Kirchenschriftsteller hervor, daß die Unsittlichkeit der Priester des VIII. und der drei folgenden Jahrhunderte fast, wenn nicht ganz, eben so schlimm war, als zu irgend einer anderen Zeit, während der päpstliche Stuhl beinahe das ganze X. Jahrhundert hindurch mit Männern von schimpflichem Lebenswandel besetzt blieb." Es war die asketische Richtung, welche, weil unnatürlich, mittelbar die schlimme Sittenlosigkeit erzeugte, von der die Geschichte des Mittelalters auf jeder ihrer Seiten berichtet. Es war ferner die durch den christlichen Fanatismus bewirkte vollständige Vernichtung des antiken idealen Geistes, welche die schreckliche Barbarei hervorrief, deren Ausläufer bis in das XX. Jahrhundert hinein zu verfolgen sind.

Die Völker-Elemente des christlich-germanischen Mittelalters.

Neben dem Christentum und fast gleichzeitig mit seinem Auftreten erscheint der Hauptträger der neuen Kultur auf der geschichtlichen Bühne, das Volk der Germanen. Diese gehören (mit den Indern, Persern, Gräco-Italikern, Kelten und Letto-Slaven) zur arischen Rasse, deren gemeinsame Urheimat in Asien zu suchen ist, wahrscheinlich in dem großen Binnenlande östlich vom Kaspi-See. Die Arier hatten dort mindestens schon die Kulturstufe des Bronce-Zeitalters erstiegen, besaßen eine feste Stammes- oder Sippenverfassung, eine den Lichtkultus pflegende Naturreligion und auch mancherlei Kenntnisse, die sie weit über andere barbarische Völker erhoben. Die Einwanderung in Europa seitens der Germanen und der ihnen längere Zeit auf dem Fuße folgenden Slaven, vollzog sich während mehrerer Jahrhunderte, am Kaukasus vorbei und durch die russischen Ebenen. Man nimmt an, daß die Germanen im VIII. oder IX. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das Gebiet des heutigen Ostdeutschland erreichten; schon 120 v. Chr. traten die

Kimbren und Teutonen von der jütischen Halbinsel aus den verhängnisvollen Zug nach Süden an, welchem Beispiele später die Gothen, Burgunder und Longobarden folgten. Die Ursache dieser weitzielenden Fahrten war die durch Uebervölkerung hervorgerufene Beengung der Bewegungsfreiheit. Denn in dem sumpfig-waldigen Norddeutschland waren seine damaligen Bewohner allein auf den Ertrag der Jagd angewiesen; hierfür sind sie bald zu zahlreich gewesen, um aber ihr Gebiet thatsächlich urbarisieren zu können, zählten sie zu wenige Armkräfte.

Als gemeinsamer Stammvater galt allen Germanen mit Ausnahme der Gothen und Skandinavier, der göttliche Sohn der Erde, Tuisto, und seine drei Söhne Ingo, Isto und Irmin. Ein weitergehendes Gefühl der Zusammengehörigkeit kannten sie aber nicht. Der Name „Germani" ist keltischen Ursprungs und mag ehestens so viel wie „Rufer im Streit" bedeutet haben. Der Name „Deutsche" kam erst im X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf (alt-hochdeutsch „thiod" so viel wie Volk) und bezeichnete die Leute, welche im Gegensatze zu ihren romanisch redenden linksrheinischen Nachbarn, in der alten (fränkischen) Zunge sprachen.

Zur Zeit, da die Römer die germanischen Stämme in deren Vaterlande kennen lernten, also im I. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, bildete von Germanien die Nord- (mare germanicum) und Ostsee (mare suevicum) die Nordgrenze, westlich trennte der Rhein nur in soferne das Gebiet, als nicht einzelne Clans sich (wie Ariovist im Elsaß) bereits auf sein linkes Ufer begeben hatten. Im Osten drängten Slaven und Germanen wechselseitig gegeneinander, „nur die gegenseitige Furcht scheidet sie" berichtete Tacitus im I. Kap. seiner wichtigen Beschreibung. Gegen Süden waren die Germanen vorerst bis zur Donau gelangt; die Alpenländer nahmen sie verhältnismäßig spät in Besitz. Die römische Kunde von dem Zustand des Landes lautet recht trostlos, wenigstens soweit seine nördlichen und östlichen Teile in Betracht fallen; die verworrensten Fabeln liefen darüber um [1]).

Die Deutschen jener Zeit waren „Barbaren," aber der reichsten Entwicklung fähig, die Entwicklung völlig eigen-

[1]) Ausführliches siehe bei Dahn a. a. O. I., 25 ff.

artiger, durch fremde, überlegene Kultur befruchteter Anlagen. Das kräftige, hoch gewachsene, blonde, blauäugige Volk, welches voll wilder Tapferkeit gegen die Feinde focht und vor welchem die Römer unwillkürlich in bangen Sorgen lebten, galt diesen als eine der merkwürdigsten ethnographischen Erscheinungen. Tacitus ist voll von Bewunderung über die Keuschheit, dem würdigen Eheleben und der hohen Stellung, welche die Frau bei diesen „Wilden" einnimmt. Das scharf ausgeprägte Ehrgefühl, die selten auftretende Treulosigkeit, die übergroße Gastfreundschaft sind weitere Tugenden. Daneben findet sich unbestreitbar der Hang zur Grausamkeit — auch Menschenopfer kamen vor — und die nationalen Laster der Trunk-, Händel- und Spielsucht. Endlich zeigt sich auch deutlich die Unlust zu wirtschaftlicher Bethätigung; der freie Mann verbringt die Friedenszeit in vollendetem Müssiggange. Die Frauen besorgten die Wirtschaft und die Hörigen ackerten. Selbst in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurde nur gerade soviel Ackerbau betrieben, als es die Verhältnisse des lange nicht völlig seßhaft gewordenen Volkes erlaubten. „Kurz, der Fruchtbau war damals nur ein nebensächliches Anhängsel der Viehzucht und Jagd; man brachte keine großen Opfer in Urbarmachung für den oberflächlich, nur die Scholle ritzenden Holzpflug, weder pflanzten sie Gärten mit Edelobst noch sorgten sie für deren künstliche Bewässerung, noch grenzten sie Wiesengründe ab; und wenn die Erschöpfung der Jagd und Weide, Uebervölkerung oder das Nachdrängen übermächtiger Nachbarn ein Fortrücken in noch unberührte, unerschöpfte, oder auch in fruchtbarere, oder endlich in minder bedrohte Gegenden wünschenswert machte, so packte man Weiber, Kinder, das wenige Acker-, Jagd- und Weidegerät, sowie Schmuck und Gewänder auf die leicht gezimmerten Zeltwagen, trieb die Unfreien und die Heerden mit sich, und suchte, ohne Heimweh, die bisherigen Siedelungen aufgebend, günstigere Sitze. Denn aller germanischer Hausbau war ganz ausschließlich Holzbau; erst von Kelten und Römern am Rhein und in den Alpen haben die Germanen den Bau steinerner Häuser sehr langsam sich angeeignet. Jahrhunderte lang wird alle Steinarbeit von den romanischen Knechten besorgt, wie ja heute noch der Romane durch vorzügliche Kunst und Werthaltung des Steinbaues sich von dem deutschen

Nachbar abhebt, überall wo Bajuvaren und Alamannen mit Italienern grenzen. Wulfila hat noch Ende des vierten Jahrhunderts für die griechischen Bezeichnungen des Häuser- und Städtebaues kein anderes Wort als timbrjan = zimmern, gleichzeitig haben die Christengemeinden unter den Westgothen sogar für ihre Kirche nur ein Zelt, und selbst die Befestigungen der germanischen Stämme, welche sie gegen die römischen Legionen verteidigen, sind im Gegensatze zu keltischen Städten und rhätischen Felsburgen nur Holztürme, Holzringe und Schanzen, oft nur die in einander gefahrenen Häuserwagen, d. h. die Wagenburg; im Walde dann Verhack und Verhau, durch ausgestochene Gräben und Rasenwälle und roh zusammengeschichtete, aber nicht behauene Steine, ohne Ziegelbau, gestärkt.“ (Dahn, a. a. O. I. 68/69).

Die Natur ihres Landes wies die Germanen darauf hin, vorzugsweise Viehzucht zu treiben. Unübertrefflich, behaupteten die Römer, sei der Weidegrund in Deutschland, obwohl nach Plinius (Hist. nat. XVIII. 3) eine kaum wenige Centimeter dicke Rasenschicht auf dem Sandboden (dem Alluvium Niedersachsens) ruhte. Die großen Viehherden, deren Stücke freilich nicht zu den veredelten Rassen zählten, waren als der wertvollste Besitz der Germanen die vornehmste Beute römischer Legionen. Sonst schätzten die reichen Bewohner der ewigen Stadt besonders den weichen Flaum der germanischen Gänse, und dieses Produkt mag neben Bernstein und Häuten den ältesten Gegenstand des Handels zwischen Germanien und Rom ausgemacht haben. Die Deutschen sind ihrer überwiegenden Mehrzahl nach ein Reitervolk; von jeher galt das Roß als das edelste Haustier und in der Pflege, Abrichtung wie Benutzung desselben haben die Germanen die romanischen Völker bis auf die heutige Stunde übertroffen.

Neben dem Ackerbau, welcher vorzüglich Hafer und Gerste erzeugte, kommen Spuren einer Art von Gartenkultur vor. Plinius erwähnt die guten Rettiche und Mohrrüben, die ja auch heute noch nirgends so gut wie in Deutschland gedeihen.

Daß der Holzbau lange in Germanien allein gepflegt wurde, erklärt sich aus der Natur des waldreichen und immerhin gebirgsarmen Landes. Dem edlen Inhalte der Bergeingeweide nachzuspüren, fiel den Germanen nicht ein;

Metalle, selbst Eisen waren in der ältesten Zeit ein seltener Artikel. Tacitus bezeugt ausdrücklich (Germ. V), daß die Speerspitzen meistens in der Form gefertigt wurden, daß man den Halm an einem Ende im Feuer härtete. Das Salz bezog man aus dem Meere oder aus den heilig erachteten Soolquellen und bei dem infolge der Viehzucht so großen Verbrauche dieses Produktes darf es nicht Wunder nehmen, wenn die einzelnen Völkerschaften harte Kämpfe um den Besitz der salzhaltigen Sprudel ausfochten.

Die Wanderungen der germanischen Völkerschaften geschahen sicher nicht Familien-, sondern stets Stammweise. Die Gesamtheit verließ das ausgenutzte Gebiet und besetzte das frisch erwählte, welches nun unter die einzelnen Sippen verteilt ward, aber ihnen allen zusammen wiederum gehörte; es ist dies eine natürliche Folge des Bedürfnisses, weite Strecken für Jagd und Viehzucht zu gewinnen. Der allen gemeinsame Wunn und Weid, die „Allmände" (Allmeinde), dem wir heute noch in der deutschen Schweiz begegnen, war im mittelalterlichen Deutschland ebenfalls erhalten geblieben; „im Zusammenhang damit stand dann die große Brache, die Dreifelderwirtschaft und der Felderwechsel, welche sich ebenfalls bis auf unsere Tage erhalten hatten.

Ueberall, wo die neuen Ankömmlinge auf früher schon besiedelte Stätten trafen, suchten sie diese zu erhalten; sie zogen demnach die möglichst unzugänglichen Grenzen des gewonnenen Besitzes dergestalt, daß sie das Wertvollste davon in den Mittelpunkt des Kreises legten. Die vorgefundene Bevölkerung ward gewissermaßen aufgeschluckt, in das Verhältnis von hörigen Knechten und Pächtern gebracht. „Seßhaft" wurden damit die Germanen noch nicht; Cäsar lernte sie als unstäte Ansiedler kennen, Tacitus, welcher etwa einhundertundfünfzig Jahre später lebte, sieht sie bereits als werdende Bauern, weil eben die Römer jedes weitere Verdrängen der Kelten jenseits des Rheines hinderten.

Einerseits erklärt sich das schließliche Verbleiben der Germanen in den um Cäsars Zeit erreichten Gebieten durch das erwähnte politische Hindernis, andererseits aber auch die starke Zunahme der Kopfzahl des Volkes.

„Die Thatsache dieser unverhältnismäßigen Vermehrung der Bevölkerung aber erhellt aus den Zahlen, welche uns die römischen und griechischen Quellen in immer steigenden

Dimensionen angeben, bezüglich der Stärke der Heere und Flotten, der Erschlagenen und Gefangenen, welche seit Ende des zweiten Jahrhunderts Markomannen, Quaden, Alamannen, Franken, Ostgothen, Westgothen, Vandalen und die kleineren gothischen Völker unerschöpflich immer wieder, unerachtet unerhörter Verluste, wider die Dämme des römischen Reiches werfen — in der That ein brandender Ozean von Menschen. Diese starke Zunahme der Bevölkerung bei allen Germanen, also im Zusammenhange mit dem Drucke der nachdrängenden Hunnen und Slaven hat das bewirkt, was man die Völker„wanderung" nennt, aber viel richtiger eine Völker„ausbreitung" nennen würde; denn auch bei den Völkern, welche am weitesten gewandert sind, den Vandalen, die von Ungarn bis Afrika, den Langobarden, die von der Elbe an den Po und zuletzt an den Garigliano ziehen, war dieses „Wandern" ein äußerst langsames, allmähliges Sich-Vorschieben, Hin- und Verschieben nach Richtungen, welche die eigene freie Wahl am wenigsten bestimmte, am meisten der Hunger und der übermächtige Druck Anderer auf Rücken oder Flanken. — Wahre Völker mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden, Wagen, Pferden, Heerden und Hausrat sind es gewesen, welche sich in solcher Weise oft ziellos fortwälzten, wandernd, kämpfend, lagernd, säend, erntend, wieder aufbrechend, wenn das Land ihrem ungeschickten Ackerbau, der noch immer der Raubbau der Nomaden war, nicht mehr genug Ertrag lieferte, oder wenn ein stärkerer Nachdränger scheuchte oder Hoffnung auf reichere römische Lande lockte, oder der Verrat und das Ränkespiel römischer Machthaber sie einlud. — Allerdings war die Stärke dieser wandernden Haufen entfernt nicht so groß, wie man bisher allgemein annahm, ihre Kopfzahl war gering im Vergleiche mit den römischen Einwohnern; die frühe und starke Romanisierung der Gothen, Burgunder u. s. w., und die Schonung, welche die Provinzialen fast überall erfuhren, wird dadurch erklärt. Aber immerhin waren es sich ausbreitende Völker — dieser qualitative Unterschied ist wichtig — nicht „Gefolgschaften" oder „Bandes," wie unsere Nachbarn zu sagen lieben, — Völker, welche ihre Götter (oder ihren arianischen Gott), ihr Recht, ihre Sitte, ihre einheitliche Sprache wie ihre Weiber und Kinder mit sich umher führten: das erklärt, daß sie auch nach harten Niederlagen sich behaupten konnten, daß sie nicht

spurlos aufgesogen wurden (mit Ausnahme der Vandalen in Afrika), wie der Tropfen auf dem heißen Steine, in dem Südlande weit überlegener Kultur und weit überlegener Bevölkerung, daß sie vielmehr so viel nationale Widerstandskraft hatten, bei ihrem Aufgehen in die Ueberzahl diese doch so mächtig zu beeinflussen, daß durch die quantitativ geringe germanische Zuthat drei neue Völkerbildungen, Franzosen, Spanier, Italiener hervorgingen, keineswegs die alten römischen oder provinzialen Bevölkerungen unverändert im Lande blieben. — Gefolgschaften ohne nationale Ehefrauen, „Banden" hätten weder quantitativ noch qualitativ dies vermocht." (Dahn, a. a. O. I. 76/77).

Die Gewöhnung an den regelmäßig, wenn auch kunstlos betriebenen Ackerbau brachte die ersten Grundlagen eines wirklichen Staatslebens mit sich. Die Clans („Horden") wurden zu Gemeinden, diese schlossen sich zu Gaugenossenschaften zusammen, welche besten Falles in sogenannte Hundertschaften wie diese in Dörfer und Höfe zerfielen. Das war das alte Grundübel deutschen Wesens, die Kleinstaaterei im embryonalen Zustande. Jeder Gau, jedes Bezirkskönigtum von Duodezformat beliebte schon damals, auch mit dem grimmigsten Feinde germanischer Selbständigkeit, mit Rom, genau so gut auf seine Faust Politik zu treiben, wie anderthalb Jahrtausende später das deutsche Kurfürsten und Herzöge in Rücksicht auf Frankreich thaten. Nur daß jene, die den ersten national gesinnten großen deutschen Mann, Armin den Befreier, ermordeten, sein Weib und seinen Sohn an den Cäsar auslieferten, naive Barbaren gewesen sind, während diese, im „Kreise der Edelsten" herangewachsen, die „Blüte Deutschlands" in sich verkörperten. Wäre nicht das deutsche Volk ein so grundfester, ein so über alle Maßen gesunder und kräftiger Baum die Fäulnis der Kleinstaaterei und der Wurm einer landesverräterischen, selbstsüchtigen Politik hätte ihn längst gefällt. Daß er aber niemals am Marke erkrankte, beweist auf das deutlichste, wie sehr er und nur er allein berufen ist, seinen wohlthätigen Schatten, die deutsche Kultur und Gesittung über alle Länder auszubreiten.

Schon die nächste Erweiterung der ursprünglichen Kleinstaaterei, der Uebergang von der Gaugenossenschaft zum Völkerschaftsstaat vollzog sich langsam und unter harten Kämpfen; die deutsche Einheit hat von jeher viel blutigen

Kitt gebraucht. Es bedurfte des äußeren Anstoßes, der Vorboten jener Ursachen, die dann die große Völkerwanderung hervorriefen, um die Bezirke einer Völkerschaft zusammen zu schweißen. Der neue Staat, welcher seiner Organisation nach zwar nur bedingt Anspruch auf diese Bezeichnung erheben kann, teilte jedem seiner Angehörigen nach dem Verhältnisse der zu diesem gehörigen Kopfzahl, ein entsprechendes Stück Sondereigentum von der Allmände ab. Was von dieser übrig blieb, also Wald, Waldweide, Heide, Berg, See und Sumpf, blieb allgemeiner Besitz, dessen Nutzen wiederum den freien Leuten zustand, soweit dadurch nicht die Gesamtinteressen verletzt wurden. So durfte der Gemeindebürger wohl unumschränkt jagen, fischen und eine gewisse Zahl Viehhäupter zur Weide treiben lassen, aber das Gewohnheitsrecht untersagte ihm, den Wald, vorzüglich an den Grenzen, ungebührlich zu lichten. „Es ist bekannt, wie grausam die Strafen sind, welche die germanische Bauerschaft für Flur- und Feldfrevel, für Ueberschreitung des zugebilligten Umfangs der Nutzungsrechte, für Abpflügen von der Allmände, für Markenverrückung, aber auch für Baumschändung aufstellte: Eingraben bis an den Gürtel und Entzweipflügen, Aufschlitzen des Leibes und Bedeckung der geschälten Baumstellen mit den Eingeweiden des Baumschänders und ähnliche Strafen, welche, vielleicht nie wirklich angewendet, nur als juristische Vogelscheuchen aufgestellt, jedenfalls aber dem grauesten Altertum angehörig sind."

Je mehr gerodet ward im Urwald, je seltener die Sümpfe noch ihre stinkenden Nebel aushauchten, desto mehr mußten die einzelnen Gemeinden und Gaue einander sich nähern. Die Fortschritte in der Kultur des Landes aber bedingten vorzüglich das stetige Anwachsen der Bevölkerung; umgekehrt wie heute, wo zahlreiche Nachkommenschaft unter dem Druck unleidlicher gesellschaftlicher Zustände als eine Plage erscheinen, war damals das rasche Anwachsen der Köpfe ein Segen. Denn die jungen, kräftigen Arme forderten und erhielten von ihren Gemeinden neue Stücke der wüsten Allmände zugeteilt, damit sie dort die Nahrung erwürben für sich und ihre Familien. Dabei verschwanden freilich die Grenzen zwischen den bis dahin in der Geschichte genannten kleinen Völkerschaften; diese schlossen sich seit dem III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung so enge aneinander, daß sie

fremde Besucher nicht mehr zu unterscheiden vermochten. Es entstanden die Völkergruppen der Franken, Thüringer, Alamannen, Bajuwaren, Sachsen, Friesen.

Die Angehörigen dieser Völker bezeichneten sich, sobald sie im Besitze von Grund und Boden waren (und das allein bedingten die Freiheitsrechte) als „Gemeinfreie," unter welchen die „Edelfreien" durch Macht und Ansehen hervorragten, ohne doch geradezu höhere Rechte in Anspruch nehmen zu dürfen. Der Gemeinfreie verlor seine Zugehörigkeit zum Volke infolge von Zahlungsunfähigkeit, zuerkannter Strafe, oder freiwilligen Vertrages (d. h. durch Verspielen) oder endlich durch Kriegsgefangenschaft. Erlangte ein Höriger seine Freiheit von neuem, so fielen ihm nur ein Teil der früher genossenen Rechte wieder zu. Er war wohl wehrpflichtig wie der Gemeinfreie, durfte aber andererseits nicht an der Volksversammlung teilnehmen, wenigstens nicht im Sinne der Vollberechtigung. Das schließt es übrigens nicht aus, daß auch bei den Germanen einzelne Freigelassene durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, ähnliche Einflüsse ausübten, wie dies in Rom in der Kaiserzeit allgemein der Fall war.

Hatten die Gaue ihre Grafen durch freie Wahl auf den Schild erhoben, so mögen die Volkskönige zunächst aus Familien genommen worden sein, welche seit alten Tagen zu den vornehmsten Edelfreien gehörten und demnach den Anspruch auf Erblichkeit ihrer Würde erhoben und durchsetzten. Des Königs vornehmste Pflicht war es, das Gebiet seiner engeren Landsleute gegen jeden feindlichen Eingriff zu schützen; er erscheint also von jeher als Heerkönig. Je größer die Völkerschaften wurden, je zahlreicher sich die eng mit dem Königshause verbundenen Gefolgsleute um den Träger der Krone scharten, desto größer mußte auch die Macht der Monarchie werden; immerhin wurde ihr übermäßiges Vorherrschen wenigstens noch in der ersten Zeit gemildert durch den eifersüchtig die weitgehenden Völkerrechte wahrenden Adel. Doch nur wenige Jahrhunderte trennen diese verhältnismäßig schüchtern auftretende Monarchie von der Regierungszeit Karls des Großen, der „ein fast kosmopolitisches Kaisertum aufrichtet, eine Fortsetzung des abendländischen römischen Kaisertums, aber mit wesentlich theokratischer christlicher Basis: mit der Berechtigung und Verpflichtung zur Schirmvogtei

der gesamten abendländischen Christenheit." Man sieht, die absolute Monarchie, welche keine Volksfreiheiten kennt, ist ein romanisches, kein germanisches Gewächs, sie entstand erst auf italienischem und gallischem Boden, so lange die deutschen Stämme in ihrer alten Heimat weilten, war die Volksversammlung („Ting") der Gemeinfreien der alleinige Oberherr. Erhalten geblieben ist diese uralte Staatsordnung allein in der schweizerischen Eidgenossenschaft und zwar vorzugsweise in ihren sogenannten Landsgemeinde-Kantonen (Uri, Unterwalden, Glarus, Appenzell).

Wir haben die Germanen bereits als ein Volk kennen gelernt, das ein scharf ausgeprägtes Gewohnheitsrecht besaß, dessen Grundlagen in der Idee des Genossenrechts und Genossengerichtes zu suchen sind. „Recht ist, was der Kreis der Lebensgenossen (also Volk, Völkerschaft, Gau, Hundertschaft, Dorf- oder Höfergemeinde, Sippe, später dann die Geburts- oder Berufsstände in viel- und kleingliedrigster Abstufung) für Recht hält: und es ist Recht nur dadurch, daß sie es für Recht halten: es lebt das Recht also auch noch unausgesprochen, ungeübt in der Rechtsüberzeugung des Volkes und ist dadurch schon Recht: die Aussprechung, Uebung ist nur Ausdruck, Erkennungsmittel des objektiv vorhandenen Rechts."

Die Schicksale des Genossengerichtes sind wandelbar gewesen und eng verknüpft mit dem Untergange der deutschen Volksfreiheit. So lange der Sinn für diese und auch für das von den Vätern überkommene Recht rege blieb, so lange erhielt es sich in der Form der von Karl dem Großen zuerst errichteten Schöffenbänken, welche nur aus (freien) Großgrundbesitzern von den Gemeinfreien gewählt werden durften. Erst mit dem Aufkommen der absoluten Fürstengewalt, mit dem durch den Humanismus beförderten Vorherrschen des studierten Juristenstandes, dem lediglich das tote und niemals volkstümliche römische Recht am Herzen lag, verschwinden die letzten Spuren des Genossengerichtes. Dann, infolge des Einflusses der französischen Revolution und der französischen Herrschaft über einzelne deutsche Landesteile erscheinen die Schwurgerichte; die Nachbarn selbst hatten die Institution der demokratischen Geschworenen von dem germanisch-keltisch-romanischen England übernommen. Sobald sich außerhalb des Gebietes der ehemaligen Rheinbundstaaten und nach

1830 die ersten schüchternen Versuche fühlbar machten, die bürgerliche Freiheit in etwelcher Form wieder zu bethätigen, ertönt auch überall der Ruf nach Schwurgerichten: Sie erscheinen wirklich im Jahre 1848. Wohl mag man ihnen vorwerfen, daß sie sich in ihrer jetzigen Form überlebt haben, aber niemand darf im Ernste es bestreiten, daß ihnen der richtige Gedanke zugrunde liegt, nur der Volksmund könne ein volkstümlich empfundenes, also die weitesten Kreise der Bevölkerung befriedigendes Urteil sprechen.

Sehr richtig bezeichnet man das Gewohnheitsrecht mit dem Ausdruck „kristallisierte Sitte;" denn nicht die Obrigkeit befiehlt das Recht, „sondern es wächst von unten aus der Volksanschauung hervor."

Die ältesten Rechtsauffassungen sind natürlich nicht geschrieben worden, sondern sie pflanzten sich als „Weistümer" durch jährliche Wiederholung in Dialogform (zwischen Richter und Umstand) vor der Volksversammlung von Geschlecht zu Geschlecht fort. „Geradezu typisch ist hierfür ein spätes Weistum vom Rhein: wenn ein neu ernannter Richter einreiten will in den Gau, sollen die freien Bauern mit Blumen und Kränzen, aber auch mit ihren Waffen ihm bis an die Grenze entgegen ziehen, bevor sie ihn hereinlassen, sollen sie fragen, welchen Rechtes er wahren wolle, solchen Rechtes, das er bringe oder solchen Rechtes, das er finde? Spreche er solchen Rechtes, das er finde, so sollen sie ihn und sein Roß mit Blumen und Kränzen schmücken und ihn ehrenvoll an den Dingplatz führen; spreche er aber solchen Rechts, das er bringe, so sollen sie ihre guten Waffen erheben und solchen Grafen durchaus nicht einreiten lassen."

Der Ting selbst ward ganz in der Weise abgehalten, wie wir heute noch die Schweizer Landsgemeinden sich abspielen sehen. Im abgeschlossenen Ringe standen die bewaffneten Gemeinfreien vom wehrfähigen Alter (das im fünfzehnten Lebensjahre begann), draußen lagerten die Frauen und Hörigen. Daß mit solchen Zusammenkünften gemeinsame religiöse Verrichtungen verbunden waren, versteht sich von selbst. Die christliche Kirche machte sich diese Sitte später zu Nutze, wo früher Tinge abgehalten worden, demnach an Kreuzpunkten der Verkehrswege, entstanden Kirchen, um diese gruppierte sich ein umschlossener Ort, der Bischofssitz, welcher seinen Lokalheiligen nicht missen durfte. Der aber vertrat

ebenso den alten, den früher hier verehrten Gott, wie der ehemalige Jahrmarkt sich in die „Messe“ umwandelte, welches Wort ja bis heute noch die doppelsinnige Bedeutung beibehielt. Der Handelsverkehr beschränkte sich natürlich auf den reinen Tauschverkehr. Einheimische Kaufleute gab es noch zur Zeit Karls des Großen nicht in Deutschland, denn der Kaiser benutzte in dem bekannten Verkehr mit dem Chalifen Harun al Raschid die Vermittlung eines Juden, was wohl schwerlich geschehen wäre, wenn ein anderer Weg offen gestanden hätte.

Die älteste germanische Dichtung war eine „chorische Poesie“; ihre Hymnen sangen die Versammelten zu Ehren sagenhafter oder geschichtlicher Helden, indes sie feierliche Tänze aufführten. Zu Ehren Donars (wahrscheinlich) erschollen die Schlachtgesänge (barditus), unter ihren Tönen schritt man zum Gefechte. „Neben diesen, Kampf und Sieg feiernden Gesängen fehlten Lieder des Friedens nicht: bei Hochzeiten, Opfern, Leichenbestattung. Uralt ist bei Festen der Wettgesang, die im Scherz (aus dem Stegreif) herausfordernde Neckrede, welche freilich oft in Schmählieder und dann in Totschlag ausläuft. Auch Rätselfragen werden oft um die Wette gefragt, gelöst, gedeutet. Die Tiersage war schon aus Asien mitgewandert, oft zum Schwank gestaltet.“ Zur Begleitung der Gesänge diente die Harfe, welche wohl überhaupt als das älteste Musik-Instrument der nordasiatischen Völker (einschließlich der Aegypter) anzusehen ist.

Von der ältesten germanischen Litteratur sind uns, dank dem Glaubenseifer christlicher Priester, nur verschwindende Reste erhalten geblieben. Zudem besaßen die Germanen vor der römischen Periode keine Buchstabenschrift. „Die vorher allein üblichen Runen dienten nicht der Buchstabenschrift, sondern als Wortzeichen sakralen Zwecken: der Befragung des Götterwillens, auch wohl im Los dem Gottesurteil und dem erlaubten „weißen“ wie dem verbotenen „schwarzen“ Zauber, dem „Geheimnis.“ — „Buchstabe,“ gemein germanisch, beweist gerade diese Verwendung der Runen auf Stäbchen von Buchenholz, aber eben nicht zur Schrift, sondern zu Zauber und Weissagung. Nordalbingische, nordgermanische, angelsächsische Gedichte begleiten jeden Runennamen (fëu, Geld; ûr, Auerstier; thurs, Riese) mit Versen,

welche, wie diese Runen auf „gelesen“ wurden, zu Weissagung und Los dienen konnten.“ Vielleicht sind die Runen gar keine germanische Erfindung, sondern durch Vermittlung seitens der Kelten von den Griechen und Römern übernommen worden; eine Geheimschrift waren sie niemals.

Der alte Lichtglaube, den die Germanen aus ihrer asiatischen Urheimat mit sich führten in das neue Land, erlitt im Laufe der jahrhundertlangen unstäten Wanderung sicher mancherlei Veränderungen. „Wie den Indern durch diese Einflüsse (erschlaffendes Klima, üppige Vegetation) die alten Götter des Fünfstromlandes umgestaltet oder ganz verdrängt wurden durch Repräsentanten der neuen Naturerscheinungen, wie in der die Thatkraft ausspannenden Luft das Tugendideal sich änderte und nicht mehr der König, Ritter und Held, sondern der Priester, Weise und Büßer den höchsten Kranz zu tragen schien — so wurden sicher die Götter der Germanen rauher, ungeschlachter, dann wieder (Odhin) geheimnisvoller, „nordischer“ möchten wir sagen, durch ihre Wanderung aus den Palmen des Indus unter die Eichen Deutschlands, die Föhren Skandinaviens.“

Die germanischen Götter, sie leben in stetem harten Kampfe mit den zu Riesen personifizierten, zerstörenden Naturkräften; es sind Menschen mit allen germanischen Tugenden und Lastern. Im großen Weltenbrande geht die Erde unter zur Sühne für die Sittenverwilderung, welche sie gesehen. Aber eine junge, eine neue Erde, ein neuer Himmel, ein frisches unbeflecktes Göttergeschlecht ersteht dann wieder zu einem besseren Leben.

Der kurze Blick auf die religiösen Vorstellungen unserer Vorfahren und die aus ihnen abgeleitete Moral, muß uns fast daran verzweifeln lassen, eine genügende Erklärung dafür geben zu können, wie es möglich wurde, daß die Germanen das Christentum annehmen mochten, welches stille Ergebung forderte, wo sie ihre Thatkraft einzusetzen gewohnt waren, das den Frieden predigte, indes sie keinen schöneren Tod kannten, als den im Blachfelde. Doch, wir sehen auf jeder Seite der frühmittelalterlichen Geschichte, daß die Kirche, der daran gelegen sein mußte, diese energischen Barbaren für ihre Zwecke zu gewinnen, ihnen jeweils nicht nur auf dem halben, sondern auf fast dem ganzen Wege entgegen kam. So ermöglichte sie es, die alten Götter in den Dienst

des neuen zu stellen und indem sie den Germanen unausgesetzt vorpredigte, sie seien Christen, brachte sie es dazu, daß diese es endlich selbst glaubten, obwohl ihre Erinnerung an die einstigen religiösen Vorstellungen niemals erblaßte, vielmehr sich bis heute in unzähligen Bräuchen, Ansichten u. s. w. erhielt.

Damit, d. h. mit dem thatsächlichen Beginne der christlich-germanischen Aera, kommen wir nun zur Besprechung der Kultur in Europa, wie sie sich in dem tausendjährigen Zwischenraume von dem Ende der Völkerwanderung bis zum XV. Jahrhundert darstellt. Der leichteren Uebersicht halber, aber nicht aus dem Grunde, weil sich deutlich ausgesprochene Abstufungen wahrnehmen lassen, teilen wir den zu behandelnden Stoff in die drei Abschnitte ein: die Kultur unter der Führung durch die Kirche, die ritterliche und die bürgerliche Kultur.

Die Kultur unter der Führung durch die Kirche.

Die Verbreitung des Christentums.

Kein Volk der Erde hat seiner Bekehrung zum Christentum, der Vernichtung seiner alten Götter, so geringen thätigen Widerstand entgegen gesetzt, wie das deutsche, keines aber auch so viel passiven. Wohin unsere Augen auf die alten Bräuche und Sitten in den germanischen Ländern fallen, finden wir bei einigem Nachspüren den heidnischen Kern mühelos heraus. Das offizielle Christentum aber, das durch all' die langen Jahrhunderte die herrschende Religion darstellte, ist mit Mord und Brand, mit Vernichtung und Verstümmelung, mit Verfolgung und Unduldsamkeit so enge verbunden, daß wir füglich sagen können, seine Geschichte sei mit Blut geschrieben. Thatsächlich hat dieses Christentum gar wenig oder so gut wie nichts für die Fortentwickelung der Kultur gethan; alles was auf diesem Gebiete geschah, ging von Persönlichkeiten aus, welche die Kirche nicht zu den ihrigen zählte[1]).

[1]) Das gilt auch für die Reformation. Scherr sagt (Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 4. Aufl., S. 268): „Was die verdeutschte Bibel angeht, so hat sie nach Inhalt und Form bekanntlich auf den Gang der deutschen Civilisation eine unermeßliche Wirkung geübt. Eine ganz andere Frage ist freilich die, ob diese Wirkung eine heilsame, ob die dadurch zuwege gebrachte Impragnierung des Deutschtums mit dem Juden-Christentum, ob die Ein- und Durchbildung, die Verjudung unseres Volkes ein wirklicher Kultursegen gewesen und geworden sei. Wissende,

Das römische Christentum, wie es Konstantin zur Staatskirche aufrichtete, hätte nie und nimmer Bestand auf längere Zeit gehabt, wäre ihm nicht das germanische, naturwüchsige Element hinzu gefügt worden. Daß dies aber so vollständig und verhältnismäßig so schnell geschah, blieb den Heidenbekehrern zu danken, als deren erster und zugleich wichtigster der westgothische Bischof Ulfilas (318—388?) in die Erscheinung tritt. Seine Bibelübersetzung, zu der er ein eigenes Alphabet erfinden und in der er manche den Gothen bisher unbekannte Begriffe in verständliche Wörter umsetzen mußte, darf füglich als die erste allgemeine Kulturthat des christlich-germanischen Zeitalters angesehen werden. Unter den nördlichen Germanen ward das Christentum hoffähig gemacht durch den ebenso staatsklugen wie grausamen Frankenkönig Chlodwig, den „allerchristlichsten;" er bedurfte wie seine Nachfolger eines Glaubens, der von einer mit der Regierung aufs innigste verbundenen Geistlichkeit geleitet, das Volk in seiner breiten Masse zu stumpfsinnigen Sklaven erniedrigte. Die furchtbaren Greuel, die erschreckliche Sittenlosigkeit, welche uns auf jeder Seite der fränkischen Geschichte des VI. und VII. Jahrhunderts entgegen treten, sind ein würdiges Gegenstück zu den Thaten der Caligula, Nero, Domitian und Heliogabalus.

Wichtig dagegen für die Ausbreitung der Kultur wurden die Klöster. Die Verpflanzung von dem heißen Boden Afrikas in die kälteren, nördlich der Alpen gelegenen Gegenden, hatte dem gesamten Mönchswesen zunächst einen frischen Aufschwung verliehen, der freilich kaum zwei Jahrhunderte anhielt, denn bereits im IX. Jahrhundert tauchten Vorwürfe und Schilderungen auf, die verrieten, daß das ursprünglich reine Leben in den Klöstern einer raschen Verderbnis entgegen ging. Die ältesten Klausuren, ebenso wie die Bistümer, fanden sich auf rein germanischem Boden im IV. Jahrhundert bereits überall, wohin nur irgend der römische Einfluß sich geltend machen konnte, demnach in den Gegen-

welche so frei sind, die Geschichte nicht durch die theologische Brille, sondern mit ihren eigenen, wohlorganisierten Augen anzusehen, werden diese Frage kaum bejahen und sie werden auch nicht bestreiten wollen, daß die gesamte neuzeitlich-deutsche Kulturarbeit in ihren besten und höchsten Zielen nichts anderes ist als eine mühselige und schmerzvolle Wiederentjudung. Bevor diese vollzogen ist, werden die römisch-roten Lamas im Süden und Westen und die lutherisch-schwarzen Bonzen im Norden von Deutschland die Interessen der Rückwärtserei immer noch mit Erfolg pflegen und verfechten."

den an der Donau und dem Rheine. Das große Bekehrungsgeschäft der nördlichen Germanen übernahm jedoch erst Winfried (Bonifacius, 680—754), der erste Erzbischof von Mainz. Was er mit seinem Glaubenseifer, seiner diplomatischen Schlauheit nicht völlig zustande brachte, das erzwang Karl der Franke mit furchtbarer Grausamkeit. Die vom tapfern Herzog Wittekind geführten Sachsen unterlagen, er selbst ließ sich taufen, um ferneres Blutvergießen in dem aussichtslosen Freiheitskampfe zu verhindern.

Die Herrschaft, welche Karl der Große (768 bis 814) über sein weites Reich ausübte, stützte sich vornehmlich auf den Einfluß der Kirche bei den Unterthanen und der vollkommenen Abhängigkeit des Hof- (Ministerialen) und Waffenadels (Vasallen) vom königlichen Stuhle. Die Verchristlichung wurde am ehesten dadurch ermöglicht, daß man die alten Götter in christliche Heilige verkehrte, den bösen Loki als Teufel auftreten ließ und die Götterdämmerung mit dem jüngsten Gericht identifizierte. Das kirchlich-orientalische Gepränge verfehlte seinen Eindruck auf die Naturkinder in Deutschland so wenig wie nachmals in Amerika. In der Zeit des Ueberganges — und selbst noch in den Tagen des Bonifacius — kam es vor, daß der nämliche Priester die Messe las, Taufen vollzog und daneben dem Donar opferte. Man beschenkte auch die Neophyten und erregte so in ihnen den rein materiellen Sinn für den neuen Glauben. „So pflegten zur Osterzeit Dänen am Hofe des glaubenseifrigen Kaisers Ludwig sich einzufinden, um sich taufen zu lassen, wobei man sie mit einem schönen weißen Gewande beschenkte, welches symbolische Bedeutung hatte. Einmal war unerwartet eine große Anzahl erschienen und die bereit gehaltenen Gewänder reichten nicht aus. Eilends ließ der Kaiser Bettzeug zusammenschneiden und Taufkleider daraus machen. Solches Gewand sagte aber einem dänischen Häuptling übel zu und zornig rief er aus: „Hab' ich mich doch schon zehnmal hier taufen lassen und jedesmal das schönste weiße Kleid bekommen; aber ein Sack wie der da steht einem Krieger nicht an, und schämte ich mich nicht, nackt zu gehen, so würd' ich Dir den Lappen samt Deinem Christus an den Kopf werfen."

Andererseits verschwand die Aeußerlichkeit in der Bekehrung mehr und mehr im Laufe der Jahrhunderte. „Das

germanische Gemüt übte bald seine religiöse Kraft und deutscher Tiefsinn versenkte sich mit schwärmerischer Innigkeit in die Mysterien des neuen Glaubens." Sehr viel trug auch die große Machtentfaltung des Islam dazu bei, daß das Abendland sich mehr und mehr dem christlichen Glauben zuwendete, daß seine Völker ihn als ein gemeinsames Panier betrachteten in den Kämpfen gegen die Mohamedaner, die schließlich in den Kreuzzügen der Kultur in auffälliger Weise von Nutzen waren.

Die Klöster.

Die ersten Mönche auf deutschem Boden sind hochsinnige Männer gewesen, die um ihrer Ideale willen aus der lärmenden, mit allen Gräueln streitenden Welt entwichen, um ein ernstes, nur der harten Arbeit gewidmetes Leben zu führen. Ueberall im deutschen Urwalde erhoben sich nun solche Asyle und die Brüder gingen eifrig daran, das Kloster nach Innen und Außen zu sichern. Wichtig wurden schon zu Karls Zeiten die Schulen, welche die Mönche hielten; Fulda, wo Hrabanus Maurus, St. Gallen, wo Notker und die Ekkeharte lehrten, errangen neben Hirschau, Reichenau, Weißenburg und Corvey auf diesem Gebiete den höchsten Ruhm. Darin unterschieden sich auch die deutschen Klöster von der Großzahl der romanischen; diese dienten höchstens als Gefängnisse für Kronprätendenten oder Unterthanen, die der Monarch zu fürchten hatte aber nicht gerne ermorden lassen mochte. So begrub man solche Unglückliche gleichsam lebendig, indes ihre Wächter, die Mönche, durch den Irrgarten der Sinnenlust dahin taumelten. Eifrig bebaut ward aber von den fränkisch-burgundischen Klöstern die zeitgenössische Geschichte; Gregor von Tours und seine Nachfolger sind für die Forscher unentbehrliche Stützen, obwohl sie es vorzüglich verstanden, alle Gewaltthaten der ihnen ergebenen Mächtigen zu beschönigen.

Die deutschen Klöster wurden schnell die Wohnung rühriger Elemente aus aller Herren Ländern, neben den Germanen der verschiedensten Stämme traten dort die Iren und in zweiter Linie auch Romanen ein. Diese internationale Mischung bedingte an sich bereits den freilich oft mit recht unlauteren Mitteln geführten Streit um die Palme der damaligen Wissenschaft; sie forderte ferner gebieterisch die Pflege der lateinischen Kirchensprache als allgemeines Verständigungsmittel. Das bewirkte wieder die Erhaltung der

aus der Antike überkommenen Handschriften praktischen und idealen Inhalts; ohne solchen Sammeleifer der deutschen Klöster wären jene Schätze für immer in der Barbarei des Mittelalters verloren gegangen. „Uebrigens brachte es die Stellung der die Klosterschulen leitenden Geistlichkeit mit sich, daß sie neben dem Latein auch die deutsche Sprache emsig pflegen mußte. Konnte sie doch nur mittelst letzterer auf das Volk einwirken. Behufs des Schulunterrichtes wurden deutsch-lateinische und lateinisch-deutsche Wörterbücher („Glossarien") zusammengestellt, behufs der kirchlichen Unterweisung liturgische und oratorische (Tauf-, Beicht-, Gebet-, Predigt-) Formeln in deutscher Sprache verfaßt. Solche zum Teil noch aus dem VIII. Jahrhundert stammende Vokabularien und Formeln gehören mit zu den ältesten Denkmälern unserer Sprache, sind also für den Entwickelungsgang derselben höchst beachtenswert. Dabei ließen es aber die Geistlichen nicht bewenden. Sie erkannten, obgleich von Bonifacius an heftig gegen die heidnische Volkspoesie eifernd, daß sie auch das poetische Bedürfnis des Volkes zu beachten hätten, ein Bedürfnis, dessen fortwährendes Vorhandensein insbesondere eine königliche Verordnung (capitulare) vom Jahre 789 bezeugt, welche den Nonnen verbot, Wein- und Liebeslieder zu schreiben und einander mitzuteilen (Joh. Scherr, deutsche Kultur- und Sittengeschichte a. a. O. 73). Karl selbst sammelte die Sprachdenkmäler und verfaßte sogar eine Sprachlehre.

Erst seinem Sohne, dem bigotten Ludwig (814—840) blieb es vorbehalten, die vom Vater gesammelten deutschen Sprüche und Lieder zu vernichten, weil Rom es verlangte; denn schon begann der pontifex maximus daran zu denken, die nationalen Eigenarten der christianisierten Völker zu brechen, um desto sicherer über die rückgratlosen Massen herrschen zu können.

Die praktische Kultur gewann nicht wenig durch das gute Beispiel, welches die Klöster gaben. Die zweckentsprechende Landwirtschaft zuerst zu lehren, blieb den Mönchen des VII. bis X. Jahrhunderts vorbehalten. Karl unterstützte sie in diesen für die Anbahnung einer wirklichen Gesittung so sehr notwendigen Bestrebungen; den in den Urwald wandernden Pionieren schenkte er einen Teil des neu gewonnenen Bodens und erleichterte ihnen die Verpflichtungen rücksichtlich des Grundzinses. Dazu schuf er auf seinen

Gütern eine Art von Musterwirtschaft und die kümmerliche Viehzucht hob er durch Rassenveredelung. Seine Dekrete über all' diese Thätigkeiten — Acker- und Gartenbau, Vieh-, Bienen- und Rebenzucht, Obst- und Gemüsepflanzung, Flachs- und Blumenkultur — verraten die Einsicht eines seiner Zeit in gewisser Hinsicht voraus geeilten Mannes; zugleich gehören sie auch zu den wichtigsten Aktenstücken unserer Wissenschaft.

Mit dem Tode Karls, der unablässig dafür besorgt gewesen, die geistliche Zucht und wirkliche Fachbildung innerhalb der Priesterschaft zu erhalten, tritt in dem öffentlichen und privaten Leben der Geistlichkeit ein merklicher Umschwung ein. Die alte Einfachheit und der Sinn für die kulturfördernde Arbeit verschwanden mehr und mehr. An ihre Stelle traten und zwar verhältnismäßig schnell, der schlimmste Aberglauben, die Unwissenheit in jeder Form, die Genußsucht, Geldgier und Unsittlichkeit. Der fromme erste Kaiser des christlich-germanischen Reiches begünstigte bereits die Erwerbung heiliger Leichname, unter seinen Nachfolgern nahm der kirchliche Reliquienhandel eine überraschende Ausdehnung an und durch das ganze Zeitalter hindurch sehen wir, wie er immer und immer noch wächst. In Rücksicht auf die Sitten war die mittelalterliche Klerisei so duldsam wie möglich, es war schließlich Alles erlaubt, auch das größte Aergernis zu geben, sowohl seitens der Priester wie der Laien. Die einzige geistliche Forderung blieb es, den Glauben äußerlich nicht zu verletzen und das Vermögen der Kirche mit angemessenen Beiträgen zu bedenken. Ganz anders stellte sich die Priesterschaft zu dem Sektenwesen, mochte dieses auch sonst so christlich sein wie es wollte, die geistlichen Machthaber wachten eifersüchtig über ihren Besitzstand an unbedingt ergebenen Seelen. Wer sich irgend eine Abweichung vom offiziellen Kirchenglauben zu Schulden kommen ließ, den traf als „Ketzer" (Häretiker, Abtrünniger) die härteste Verfolgung. Da in den romanischen Ländern nun die sittliche Verkommenheit der Geistlichen sich am auffälligsten zeigte, so treten auch dort die ersten „ketzerischen" Sekten zuerst in die Erscheinung. Ihre blutige Unterdrückung, welche die Mönche besonders eifrig förderten, hat die schüchternen Anfänge einer höheren Gesittung für lange Jahrhunderte hinaus völlig zerstört.

Weitere Flecken auf dem Bilde der kirchlichen Kultur sind die schrecklichen, in allen deutschen Städten wütenden

Judenverfolgungen des XII. und XIII. Jahrhunderts, die aber ebenfalls ihren Ursprung aus Frankreich herleiten; denn 1171 kam zuerst in Blois das Märchen auf, die Juden bedürften zur Passahfeier des Blutes von kleinen Christenkindern, also von Unschuldigen. Eine weitere Ausschweifung der Geister kennzeichnet sich in den wahrhaft epidemisch um die Mitte des XIV. Jahrhunderts, anläßlich der Beulenpest („der schwarze Tod“) auftretenden wahnsinnigen Geißlerfahrten. Den Gipfel aller Gräuel aber kennzeichnen die ganz Westeuropa während eines halben Jahrtausend schändenden Hexenbrände, welche mit der Hexenverfolgung geradezu zusammenhängen. Die Inquisition, welche Innocenz III. in dem Kampfe gegen die südfranzösische Sekte der Albigenser ins Leben rief, hat sich vornehmlich in den romanischen Ländern das traurigste Andenken geschaffen, ja, es wird behauptet, sie führe heutzutage noch in Spanien insgeheim ihre scheußlichen Geschäfte ungestört weiter fort. Mit der Kultur haben alle diese Dinge nichts zu thun; so lange die Priesterschaft unumschränkt herrschte, läßt sich von einem Vorschreiten der Gesittungssphäre überhaupt herzlich wenig sagen.

Neben den Mannsklöstern stehen die Frauenkonvente immerhin zurück. Sie dienten als Versorgungsanstalten der ehelosen Töchter großer Sippen und selbst der königlichen Häuser. Die Ordensregel der Nonnen war streng genug, wenigstens auf dem Papiere; in den romanischen Ländern lassen sich übrigens zu allen Zeiten in diesen Zufluchtsstätten die sonderbarsten und widersprechendsten Erscheinungen feststellen. Der Mystificismus, welcher die Gestalt des „himmlischen Bräutigams“ zeitigte, ruht auf wesentlich menschlichsinnlicher Grundlage. Andererseits ist denn auch die gesamte mittelalterliche Mystik als ein passiver Widerstand gegen die offizielle christlich-katholische Dogmatik aufzufassen. Gerade in den Kreisen der Mystiker und zwar vornehmlich auf deutschem Boden begegnen uns Gestalten, die ehrlich für die Hebung der geistigen Kultur eintraten. „So der große Sittenprediger Berthold von Regensburg (starb 1272), welcher nicht nur rohen Frevlern das Gewissen rührte, sondern auch gegen den Ablaßhandel und anderen kirchlichen Unfug in seinen Predigten tüchtig zu Felde zog. Von der tiefinnerlichen Verarbeitung der christlichen Mysterien durch deutsche Gemüter gibt Zeugnis eine Reihe deutscher Mystiker, die zu

Anfang des XIII. Jahrhunderts mit dem Dominikanerprovinzial von Köln, Meister Ekkard, anhebt, dessen „Gefühl der Gottesnähe und heilige Liebesglut gleichsam schwindelnd vor einem Abgrund der Sündenlust und Gotteslästerung" steht, und deren schönste Zierden, Johannes Tauler (starb 1361) und Heinrich Suso (starb 1365) sind; jener, der „Minnesänger der Prosa" und gleich Berthold um Ausbildung des prosaischen Styls höchst verdient, durch seine Predigten ein gewaltiger Herzenerschütterer mit demokratischen Tendenzen; dieser in Kraft der Abstraktion mit einem indischen Büßer wetteifernd und der Aeußerlichkeit des kirchlichen Lebens eine gotttrunkene Herzensfreudigkeit entgegensetzend. Die deutsch-niederländische Mystik, als deren bedeutendster Nachtreter Thomas von Kempen (starb 1471) zu nennen ist, dem das unzähligemal nachgedruckte Buch „Von der Nachahmung Christi" zugeschrieben wird, hat unstreitig in reformatorischem Sinne gewirkt, indem sie im Gegensatze zu der kirchlichen Scheinheiligkeit die innerliche Heiligung des Menschen lehrte und forderte. Als Kehrseite darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß sie vielfach in das andere Extrem verfiel und den Menschen zu einem geist-, kenntnis- und leidenschaftslosen, pflanzenhaft vegetierenden Gefäß des sogenannten göttlichen Willens machen wollte." (J. Scherr, a. a. O. 162).

Eine eigenartige Abart des Mönchswesens bildeten die geistlichen Ritterorden der Templer (so nach ihrem jerusalemer Ordenshause genannt), der Johanniter oder Brüder des jerusalemer Johannes-Spitals und der Deutschritter, die ebenfalls ursprünglich Krankenpfleger zu Akkon waren. Die Brüder vom deutschen Orden sind besonders für Deutschland wichtig geworden, denn sie urbarisierten das slavisch-lettische Preußen. Treitschke sagt von ihnen, „daß sie schlichte Frömmigkeit und tollkühnen Kriegsmut, strenge Wirtschaftlichkeit und staatsmännischen Weltblick in ihrem Wesen wunderbar vereinten." Ihren Ruhm erwarben sie durch das Zusammengehen mit dem bürgerlichen und bäuerlichen Elemente; die von ihnen begründeten festen Orte Kulm, Thorn, Marienburg nahmen tüchtige Bürger auf, das günstig gelegene Elbing empfing aus Lübeck eine gute Zahl von Kaufleuten, welche den Tauschhandel zwischen Ost und West vermittelten.

Daß in der Folge auch bei den Schwertbrüdern jene Unsitten auftraten, die das Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams gröblich verletzten, darf bei dem allgemeinen Verfall des Mönchwesens nicht Wunder nehmen.

Die kirchliche Kunst.

Das Christentum hatte die hellenisch-römische Kunst als etwas Fertiges und in sich Abgeschlossenes übernommen und die Form lediglich mit einem neuen Inhalte gefüllt. Was früher Götter vorstellte, mußte jetzt als Christus und als Heiliger auftreten, was überhaupt nicht unterzubringen war, fiel als etwas heidnisch-unverbesserliches der Zerstörung anheim. So lange sich der antike Einfluß erhielt, wurden noch erträgliche Sachen hervor gebracht, die spätere, rein christliche „Kunst" aber schwelgte in naturalistischen Darstellungen der Martyrien und entwickelte zugleich die denkbarste Geschmacklosigkeit in den Formen. Auch in Byzanz folgte auf eine Periode, die glänzende Bauten und ansprechende Mosaikgemälde schuf, ein völliger Verfall. Die alte äußere Pracht blieb freilich, um die politische wie die kirchliche Herrschaft mit echt orientalischem Gepränge darzustellen, der künstlerische Idealismus aber mochte unter dem Drucke nicht bestehen, welchen der Hof wie die Geistlichkeit gleichmäßig auf das gesamte Volk ausübten. Die völlige Entartung der byzantinischen Kunstrichtung findet sich im heiligen Rußland noch heutzutage scharf ausgeprägt. Die Malerei wie die Skulptur wurden zudem durch das Verbot, heilige Darstellungen in den Kirchen anzubringen, zum Stillstand verurteilt; es nützte wenig, daß die Synode von 842 die Malerei im oströmischen Reiche wieder zuließ. In den fanatischen Bilderstreitigkeiten waren viele der besten Vorlagen barbarisch zerstört worden und dieses von physischen wie moralischen Eunuchen beherrschte Reich besaß nicht mehr die Kraft, sich selbstschöpferisch zu bethätigen.

Italien und seine Kunstschätze blieben andererseits von nachhaltigem Einfluß auf die Anfänge der nordischen Kunst. Karl ließ sogar italienische Architekten und selbst antikes Baumaterial nach dem Norden kommen, um würdige Bauten zu errichten. Aber erst unter seinen Nachfolgern entwickelte sich die neue Kunstrichtung des Romanismus (der romanische Stil) in klar verständlichen Zügen. Er stellte sich in der Architektur sowohl wie in der Plastik und der Malerei vollständig in den Dienst der Kirche und die ge-

samte Ausübung dieser Künste fiel den Klöstern zu. Es ist das leicht verständlich. Ganz abgesehen davon, daß die Klöster noch längere Zeit die Träger aller Kultur blieben und in ihren Schulen neben den Wissenschaften auch die Künste pflegten, bildeten sie auch für solche Künstler, die nicht geradezu dem geistlichen Stande angehörten, die ruhigen Asyle, in denen sie, geschützt vor dem Barbarentum in der Oeffentlichkeit, wirken mochten.

Besonders lebten die Kleinkünste im Schatten der Klostermauern zu frischer Entfaltung wieder auf. Von Byzanz gelangte die Kunst der Schmelzmalerei zuerst nach Italien und von dort aus auch schnell in die nördlichen Länder. Ihr folgten die Miniaturmalerei, die Goldschmiedekunst, der Glocken- und der Erzguß. Die Ornamentik in der Kleinmalerei (Buchschmuck) ist zum guten Teil auf den irischen Ursprung zurück zu führen, denn in diesem Keltenlande ward bereits im VII. Jahrhundert die künstlerische Ausgestaltung von Schriftwerken durch Mönche gewerbsmäßig betrieben. Das Abschreiben von Büchern forderte überhaupt eine strenge Beschäftigung mit den bildenden Künsten. Während das Pergament prachtvolle Malereien enthielt, trug der Schutzdeckel des ganzen Werkes mühsam ausgestaltete Schnitzereien. Man kann diese Thätigkeit der Klöster sehr wohl als einen erwachenden Gewerbsfleiß bezeichnen, denn die erzeugten Abschriften wurden vielfach von Laien gekauft. Jedenfalls haben die Malerei und Schnitzerei nicht wenig dazu beigetragen, die Macht wie den Einfluß des Mönchtums zu heben. Die Bildhauerei gewann vielfache Beschäftigung bei der mannigfachen Ausschmückung der Kirchen, der Erstellung von Geräten für den Gottesdienst, der Schreine für die massenhaft von Kaisern und Vornehmen gesammelten Gebeine der Heiligen, der Erzeugung von Grabplatten. Die ältesten Denkmale von romanischen Broncegüssen besitzt wohl Hildesheim, wo Bischof Bernward selbst diese Kunst ausübte. Immerhin hielt die Kirche auch die Malerei wie die Bildhauerei fest in ihren dogmatischen Fesseln; sie verpönte ja von vorne herein das Studium der Natur, weil diese immer als etwas sündhaftes galt. So erzählen uns die hinterlassenen Bildwerke von dem schweren Ringen der Künstler wider diese Vorschriften und es darf nicht Wunder nehmen, wenn ihr gesamtes Schaffen für uns ein ebenso geringes

ästhetisches wie ein fast übergroßes kulturgeschichtliches Interesse erregt. In den Malereien sehen wir deutlich die Zeit vor uns, die von dem unheilvollen Glauben befallen war, daß das Widernatürlichste gleichbedeutend sei mit höchster Religiosität. Am ehesten brach der zurückgestaute Strom des künstlerischen Idealismus in Italien über die von der Priesterschaft errichteten christlich-dogmatischen Dämme. Schon Meister Niklaus aus Pisa (Nicola Pisano, 1260—1278) griff wieder auf die antiken Vorbilder bei seinen Skulpturen zurück. Sein Zeitgenosse, Giovanni Cimabue von Florenz (1240—1302) vernichtete vollends den byzantinischen Einfluß in der Malerei, indem er darnach strebte, Naturwahrheit und harmonisches Kolorit in seinen Gemälden mit einander zu vereinigen. Aber wohl verstanden, diese Vorläufer der Renaissance hielten sich nur äußerlich auf dem kirchlichen Boden, in Wahrheit zählten sie bereits zu den Vertretern des freien Bürgertums, das endlich die völlig erstarrte Kultur von neuem belebte.

Die kirchliche Wissenschaft und Litteratur.

Wenn in der karolingisch-sächsischen Periode des christlich-germanischen Zeitalters die Klöster der Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft gewesen sind, so änderte sich das im Verlaufe der späteren Epochen gar sehr. Wird doch unter anderem erzählt, daß um das Jahr 1291 der Abt und das Gesamtkapitel von St. Gallen, von wo aus einst die sieben freien Künste in alle deutschen Lande verbreitet worden, des Schreibens unkundig gewesen seien! Das Erbe der einstigen Klosterschulen traten um diese Zeit und zwar zunächst in den romanischen Ländern die Universitäten an; Salerno, Bologna, Paris und Montpellier sind die ältesten von ihnen J. Scherr erzählt von ihnen (a. a. O. 167): „Eine Universität nach mittelalterlichem Begriffe war keineswegs eine Anstalt in unserem jetzigen Sinne, d. h. eine Anstalt, wo die Gesamtheit (universitas) der Wissenschaften gelehrt wurde. Die mittelalterlichen Hochschulen entbehrten nicht nur gewöhnlich der einen oder anderen Fakultät, sondern pflegten meist mit Vorliebe einen speziellen Zweig des Wissens, so Salerno die Arzneikunst, Bologna die Jurisprudenz, Paris die Theologie. Universität hieß im Mittelalter eine Korporation, die sich aus Veranlassung des Lehrens und Lernens unter Dozenten und Studenten gebildet hatte. Außerordentlich war der Zudrang aus allen Ländern an berühmten Universitäten. Die

allgemein geltende Lehrsprache war die lateinische, deren Gebrauch dem wissenschaftlichen Leben des Mittelalters etwas Kosmopolitisches verlieh, wie ihm hinwider das korporative Leben der Lehrenden und Lernenden mehr Unabhängigkeit von der Kirche verschaffte. Was das Lehren angeht, so bestand dasselbe hauptsächlich im Diktieren der bestimmten Lehrbücher und eigner oder fremder Bemerkungen zu denselben. Die Nachschriften mußten die Stelle gedruckter Bücher vertreten. Die Befugnis, ein Lehramt auf einer Hochschule zu verwalten, hatte die Erwerbung einer akademischen Würde zur Voraussetzung, und da nur die Universität eine solche Würde erteilen konnte, so war die Gelegenheit zur Bildung eines außerhalb der Klerisei stehenden Lehrstandes gegeben. Die akademischen Würden stuften sich schon frühzeitig vom Doktorat zum Magisterium, Licenciatentum und Baccalaureat ab. Lehrerbesoldungen gab es anfangs nicht und die Einnahmen der Professoren beruhten auf freier Uebereinkunft zwischen Lehrenden und Hörenden rücksichtlich des Honorars. Dieses war oft so hoch angesetzt, daß beliebte Dozenten sich schnell bereicherten. Bevor die Studenten das stipulierte Honorar für eine Vorlesung entrichtet hatten, wurde dieselbe nicht begonnen. Die Teilnahme auch ärmerer Studenten am akademischen Studium zu erleichtern, gründete fromme Mildthätigkeit, wie vormals die Klöster, jetzt Kollegien und sogenannte Bursen. Dann förderte auch geistliche und weltliche Obrigkeit die Hochschulen auf alle Weise. Die akademischen Genossenschaften wurden von bürgerlichen Lasten befreit und erhielten einen eigenen Gerichtsstand, so daß die „akademischen Bürger“ bald überall einen auf seine Privilegien pochenden Staat im Staate bildeten. Dieser Staat spaltete sich dann wieder in einzelne Korporationen, in die sogenannten Nationen oder Landsmannschaften, zu welchen sich die Söhne der verschiedenen Länder auf den Hochschulen zusammenthaten. Zwischen diesen Genossenschaften brachen oft blutige Reibungen aus und die akademische Freiheit hatte überhaupt viel Lärm, viel wüstes Gebaren in ihrem Gefolge. Die akademischen Vorrechte lockten auch solche an, welche sich aus dem Studium selbst blutwenig machten, sondern lieber als „fahrende Schüler“ im Lande umherzogen, tausenderlei Schelmerei und Prellerei verübten, das erbettelte Viatikum in Schenken verpraßten und verweigerte Gastfreundschaft auch

wohl mit bewaffneter Hand erzwangen. Auf einigen Hochschulen ging die Strenge der Zucht zwar bis zur Erteilung von Rutenstreichen auf den bloßen Rücken, allein, wie zahllose Fälle zeigen, nicht eben mit großem Erfolg. Welches lockere Gesindel sich an den Universitäten zusammendrängte, verrät eine Verordnung vom Jahre 1251, welche bestimmt, „Mädchenräuber, Diebe und Totschläger seien nicht als Studenten zu betrachten und zu behandeln." Die Glanzpunkte des studentischen Lebens waren die gelehrten Turniere, die Disputationen, mit welchen gewöhnlich die Erteilung akademischer Grade verbunden war. Diese entsprangen aus dem Bedürfnis, Untüchtigen den Zutritt zum Lehramt unmöglich zu machen. Der Doktorhut war damals sehr viel schwerer zu erlangen als heutzutage. Wer z. B. in Paris Doktor der Theologie werden wollte, mußte seine Thesen 12 Stunden lang ohne zu essen und zu trinken gegen jeden Angreifenden verteidigen. Zuweilen wob sich auch eine recht hübsche Episode in die mittelalterliche Studentenromantik. So, wenn die schöne Bitisia Gozzadini, welche 1236 in Bologna zum Doktor kreiert wurde, vor einer zahlreichen Zuhörerschaft rechtsgelehrte Vorlesungen hielt. Diese Dozentin ging gewöhnlich in Mannskleidern. — Die Lehrgegenstände der mittelalterlichen Hochschulen waren hauptsächlich Theologie, philosophische Dialektik, Jurisprudenz und Medizin. Die beiden ersteren Disziplinen standen unter entschiedener Vormundschaft der Kirchenlehre und der Scholastik."

Obwohl die Universitäten sich nach und nach diesen Einflüssen zu entziehen wußten, so tritt der vollständige Bruch mit der Vergangenheit doch erst im Zeitalter der Aufklärung ein; die Hochschulen, welche ursprünglich erweiterte geistliche Lehranstalten gewesen sind, bedurften zu ihrer Gründung einer in Form von Bullen ausgefertigten päpstlichen Erlaubnis. Dies beweist schon, daß die Kirche sie bis zum Auftreten des entschiedenen Humanismus als ihre Stiftungen durchaus in Anspruch nahm. Zudem hängen die Scholastik und die mittelalterliche Dogmatik enge zusammen. Erklärte doch die erstere, welche zwischen Glauben und Wissen die Brücke zu schlagen versuchte, daß der Kirchenglaube die reinsten göttlichen Wahrheiten enthalte und daß die Philosophie nur insoferne eine Berechtigung habe, als sie eben diese dogmatischen Sätze zu begreifen und mit Gründen der

Vernunft zu beweisen helfe. (Philosophia ancilla theologiae = die Weltweisheit ist die Magd der Gottesgelahrtheit.) Die höchste Ausbildung erreichte die Scholastik in dem Dominikaner Thomas von Aquino (1226—1274) und in dem Franziskaner Duns Skotus (1274—1308), der erstere erhob den Verstand, der letztere den Willen zum höchsten Grundsatz. „Thomas von Aquino suchte mit bewunderungswürdiger Feinheit und Gewandtheit den Aristoteles zu einer Hauptsäule des christlichen Dogmengebäudes zu machen; ihm verdankt die Kirche die Ausbildung mehrerer ihr oder vielmehr dem Klerus förderlicher Lehren, so die vom „Schatz der guten Werke“ und „Ablaß,“ vom „Fegefeuer“ und den „Seelenmessen,“ von der „Ohrenbeichte“ und „Priesterabsolution“ und von der „unbefleckten Empfängnis der Maria.“ Seine Schüler und Anhänger, die Thomisten, führten mit denen des Skotus, den Skotisten, einen hitzigen, andauernden Krieg. Mit zahllosen Formeln und Schulausdrücken, mit sophistischen Spitzfindigkeiten und allen erdenklichen dialektischen Kunstgriffen kämpften sie in den Hörsälen und in ihren Schriften (die eine bewundernswerte Gelehrsamkeit und staunenerregende Arbeitskraft bekunden) über Dinge, die zu begreifen kein menschlicher Verstand jemals ausreichen wird. Natürlich war es, daß sich diesem Kampfe warme Gemüter und gefühlvolle Naturen ganz entzogen und in einem gemüt- und phantasievollen Platonismus das Christentum mehr mit dem gläubigen Herzen und mit der reflektierenden Vernunft zu erfassen suchten. Dies that zuerst der mit wunderbarer Beredsamkeit begabte heilige Bernhard, Abt von Clairvaux in Burgund, ein Feind aller Schultheologie. Dieser stellte den lebendigen Geist der heiligen Schrift dem toten Buchstaben gegenüber und suchte sich durch Enthaltsamkeit und Ertötung aller sinnlichen Begierden, ja durch selbstquälerische Kasteiungen mit schwärmerischem Gemüt in die Gottheit zu versenken. Er war so der Vorläufer der Mystiker, welche die trockenen Spitzfindigkeiten der Scholastiker durch Gefühlswärme, durch glaubensinnige Vertiefung in Gottes Liebe und Weisheit und durch Erforschung der innersten Regungen der Seele bekämpften.“ (Dr. Deter, a. a. O. 30).

Als zweite Fakultät erscheint an den Universitäten die der Rechtswissenschaft. Sie basierte seit dem XII. Jahrhundert wieder vollständig auf den römischen Institutionen,

wie sie unter Justinians Regierung codificiert worden waren und nun als kaiserliches Recht überall die höchste Geltung beanspruchten. Die Kirche besaß dabei ihre eigenen juristischen Vorschriften, das ius canonicum. Die Doktoren beider Rechte, amtlich als „Rechtsritter" gekennzeichnet, standen zu ihrem überwiegenden Teile unter dem Einflusse der Klerisei und hatten für das Volk und seine Forderungen keine Ohren. Dennoch datiert der Sieg des römischen Rechtes über die altgermanischen Begriffe erst aus einer späteren Zeit. Das war die Periode, da Folter und Henker systematisch im Bunde mit barbarischen Richtern gegen die Angeschuldigten wüteten, um ihnen das geforderte Geständnis zu entlocken. Wenn irgend eine Wissenschaft wenig oder gar nichts für die Entwickelung der Kultur im Mittelalter gethan hat, so ist es die Jurisprudenz, welche jedem mächtigen Priester, jedem angesehenen Laien als feile Dirne diente.

Die Medizin und die Naturwissenschaften zehrten kümmerlich von den Vorschriften, welche die Antike und die Araber ihnen überliefert hatten. Zwar interessierte sich der freisinnige Staufen, Friedrich II. für die Anatomie, aber erst im letzten Jahrzehnte des XIII. Jahrhunderts wagte der bologneser Professor Luigi Mondini (gest. 1326) zwei weibliche Leichname zu zergliedern; auf diese kühne That folgte 1300 die „berühmte Bulle Bonifaz VIII., welche den Kirchenbann über alle Jene aussprach, die es wagten, einen Menschen zu zergliedern oder seine Gebeine auszukochen. Die Beschäftigung der damaligen Mönche, besonders der Benediktiner, mit der Heilkunde, und die nicht ungegründete Befürchtung, daß sie dadurch, wie die weltlichen Doktoren, dem Beten und Fasten abgeneigt werden dürften, scheint diese Strenge der Kirche gegen unsere Wissenschaft veranlaßt zu haben." (Hyrtl). Die Anatomie und damit auch die Chirurgie erhielten ihre erste wissenschaftliche Grundlage im Zeitalter des Humanismus und als Vorläufer desselben müssen wir auch die Männer betrachten, welche in der Periode der kirchlichen Alleinherrschaft ihren Sinn der Naturforschung zuwandten. Ein Genius dieser Art verkörperte sich in dem Dominikaner Albertus Magnus. Ein schwäbischer Graf von Bollstädt (1193—1280) hatte er in Pavia studiert, in Paris gelehrt und in Regensburg als Bischof gewirkt; den größten Teil seines Lebens brachte er jedoch in Köln zu. Wegen der viel-

seitigen Kenntnisse, über welche er verfügte, schmückte ihn der Titel: Doctor universalis. Seine aristotelischen Forschungen haben die spätmittelalterliche Scholastik bedeutend beeinflußt. Besondere Erfolge erzielte er in der Chemie, Physik und Botanik; sie waren derart, daß die abergläubische Meinung auch in den folgenden Jahrhunderten ihn geradezu als einen Zauberer bezeichnete. — Bei der Gefahr, welche umfassende naturwissenschaftliche Kenntnisse für ihren Besitzer in den Tagen brachten, da der Scheiterhaufen für die Ketzer bereit stand, darf es nicht verwundern, wenn die gemachten Erfahrungen geheim blieben. Das wichtigste auf uns gekommene naturwissenschaftliche Werk des XIII. Jahrhunderts, die sogenannte „Meinauer Naturlehre“ erklärt die bekanntesten Naturerscheinungen ganz in den abergläubischen Ansichten der Zeit. Die Mathematik fand ihren ersten bedeutenden Vertreter in dieser Periode in Gerbert, der 1003 als Papst Sylvester II. gestorben, im Benediktiner-Kloster Fleuri seine wissenschaftliche Anleitung erhalten hatte. In Spanien bildete er sich bei maurischen Mathematikern, aber seine Arbeiten tragen ein völlig selbständiges Gepräge; wahrscheinlich führte er die indisch-arabischen Ziffern in die Arithmetik ein.

Das Schrifttum wagte sich natürlich zumeist nur an religiöse Stoffe heran, soweit die mönchische Gelehrsamkeit nicht die Uebertragung klassischer Werke unternahm — immerhin ein Beweis mehr dafür, daß die Antike längere Zeit verständnisvolle Pfleger in den Klöstern fand und daß diese bis in das XI. Jahrhundert hinein darauf bedacht waren, den Deutschen das Altertum in der Muttersprache zu vermitteln. Schließlich überwucherte jedoch das Lateinische wieder die Volkszungen. Eine eigenartige Erscheinung stellt in dieser Periode die „helltönende Stimme“ der Dichterin Hrotsnith von Gandersheim dar, die zu Ende des X. Jahrhunderts die in Anlehnung an die Komödien des Terenz, lateinische Lustspiele schrieb, „damit — nach ihren eigenen Worten — in derselben Weise, womit dort geiler Weiber schmutzige Laster dargestellt sind, hier die preiswürdige Züchtigkeit gottseliger Jungfrauen nach dem Maße meines geringen Talentes gerühmt werde.“ — Eine andere Nonne, die 1195 als Aebtissin gestorbene Herrad von Landsberg, hinterließ den kulturgeschichtlich wichtigen Lustgarten (hortus deliciarium) — der leider 1870 beim Brande der Straßburger Bibliothek unter-

ging, aber in guten Nachbildungen erhalten blieb — worin sie alle Wissenschaften zusammentrug, über die die Klöster damals im allgemeinen verfügten. Aber gerade ein, wenn auch nur ganz flüchtiger Blick in diesen Codex zeigt uns, daß bereits zu ihrer Zeit die Fortbildung der Kultur in andere Hände übergegangen war, nämlich in die der Hofleute, der Ritter.

Die Kultur im Zeitalter der Kreuzzüge.

Die ritterliche Kultur und das Schrifttum.

Die ritterliche Kultur spiegelt sich zunächst und am deutlichsten in den Werken der zeitgenössischen Litteratur ab, deren Urheber eben in den Kreisen des höfischen Adels gesucht werden müssen. Die Heimat der ritterlichen Poesie aber findet sich im Orient; das Chalifat, welches bis nach Südfrankreich vordrang und Spanien durch Jahrhunderte beherrschte, verpflanzte seine Dichtkunst auch in das Abendland. Der kriegerische und friedliche Verkehr aber zwischen Südfrankreich, dem christlichen und maurischen Spanien, schuf lange vor den Kreuzzügen, nämlich im Laufe des XI. Jahrhunderts die gaya scienza des provenzalischen Troubadours („Finder" von Gesängen nämlich[1]). Sie sind die ersten Poeten des christlich-germanischen Zeitraums, welche uns menschlich näher treten und deren Gesänge allen kommenden Jahrhunderten verständlich bleiben, weil sie die Liebe zur Frau verherrlichen. In ihren Rügegedichten wetterleuchtet ferner der erste echte Zorn gegen die Versündigungen der Kirche und man darf sie füglich als Vorkämpfer der Reformation bezeichnen[2]). Die provenzalische Lyrik übersetzte

[1]) Vorzüglich ältere Werke über diese Periode der französchen Litteratur sind: J. L. Ideler: Geschichte der altfranzösischen Nationallitteratur, Berlin 1842. Dr. E. Brinkmeier; Die provenzalischen Troubadours, Halle 1844. Ueber die deutsche Litteratur des Zeitraumes: K. Bartel: Die klassische Periode der deutschen Nationallitteratur im Mittelalter; Ausgabe von J. G. Findel, Braunschweig 1857. F. H. von der Hagen: Minnesinger; Leipzig 1838. Für die allgemeinen Beziehungen fällt noch in Betracht: K. Rosenkranz: Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter: Halle 1830.

[2]) Eines der „Sirventes" (Rügengedichte) des Guillem Figueiras aus dem Beginne des XIII. Jahrhunderts lautet z. B.:

„Rom, du thust für Geld
Gar viel Abscheulichkeiten,
Was Gott nicht gefällt,
Und Böses aller Zeiten:
Um das Reich der Welt
Sieht man so arg dich streiten
Daß du weder Gott
Scheust, noch sein Gebot.
Um mehr jeden Tag
Dein Scepter auszubreiten,
Als ich sagen mag.

sich vorerst in die nordfranzösische Epik. Von den kirchlichen Dichtungen derselben ist bereits weiter oben Erwähnung geschehen. Wichtiger ward die nationale Heldenpoesie, welche ihre Stoffe den alten Sagenkreisen entnahm und diese dann der deutschen Ritterwelt vermittelte. Neben solchen Werken erscheinen die romantisch-epischen Bearbeitungen antiker Heldengedichte, die der uralten Tiersage nachgeahmten Fabliaux und Contes, sowie endlich die ganz neue Kunstrichtung des allegorischen Romans. Die Contes (Erzählungen) wiederum sind der Ursprung der gesamten modernen Unterhaltungslitteratur und die unerschöpfliche Fundgrube für die spätere Novellistik, vor allem für Boccaccio geworden.

Die Kreuzzüge — diese am längsten dauernde geistige Epidemie des Mittelalters — entstanden aus romantisch-religiösen Ideen, brachten die deutsche Ritterschaft in die nächste Berührung nicht nur mit den dichtenden Franzosen, sondern auch mit den rasch sich entwickelnden italienischen freien recht Städten. Die Franzosen lehrten ihre, noch immer rohen deutschen Waffenbrüder den geselligen Verkehr mit edlen Frauen und die „höfische“ Kunst (Courtoisie) der romantisch-ritterlichen Verehrung des schönen Geschlechts. Dabei mag jedoch von vorne herein bemerkt werden, daß diese Anbetung hier wie dort, trotz allem lyrischen Raffinement, eine rein äußerliche blieb. Daß deutsche Ritter gegen ihre Frauen recht brutal sein konnten, zeigt u. a. die Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth, obwohl ich gerne zugestehen will, daß mancherlei von den priesterlichen Erzählern darüber zusammen gefabelt sein mag. Wir wissen jedoch aus anderen unabweisbaren Thatsachen (Vergl. Wolff im Jahrbuch für Poesie und Prosa von 1847, S. 305 ff.), daß das Weib dem Ritter immer als ein niedrig stehendes Wesen galt, welches er, sei sie nun seine Hausehre, oder sein „minnigliches“ Töchterlein gewesen, schlagen durfte gleich einer widerspänstigen Magd [1]). In Frankreich mußten die Damen jeden

„Rom, mit arger List
Spannest du deine Schlingen,
Dem manch' Bissen frißt,
Der mit der Not muß ringen.
Unschuldsvoll vor dir
Trägst du des Lammes Mienen,
Innen reißend Tier
Schlang' in Kronenzier
Gift'ge Vipernbrut.
Deshalb grüßt dich der Teufel,
Wie er's Freunden thut.

Aehnliche zornige Klänge der provenzalischen Troubadour-Litteratur lassen sich eine gauze Reihe anführen.

[1]) In Bordeaux hatten noch im XIV. Jahrhundert Väter und Gatten das anerkannte Recht, ihre Töchter und Ehefrauen nach Belieben vom Leben zum Tode

Ritter mit Mon Seigneur (!) anreden und daß dies nicht eine leere Höflichkeitsphrase war, zeigen die Vorschriften, daß sie den Herren die Steigbügel zu halten (!!) und sie am Tisch, in der Schlafkammer, ja selbst in der Badewanne (!!!) zu bedienen hatten. Das letztere war auch in dem „keuschen" Deutschland allgemein Mode, ebenso wie der Ritter seine Minnekönigin zu Bett begleitete und ihr beim Besteigen des Lagers gleich einer Kammerzofe half; eine ganze Zahl von Abbildungen illustrieren diese Bräuche. — Dies mag uns von vorne herein von dem Irrtume befreien, als hätten die Minnesänger mit dem kirchlichen Vorurteil gebrochen, das im Weibe den Ursprung aller Sünde sah; die höfischen Herren forderten einzig als ihr Lebensrecht die „Emancipation des Fleisches," darum brachten sie ihre Verehrung einer Geliebten dar — freilich in wesentlich anderem Sinne, als dies edle Hellenen gegenüber ihren Hetären thaten — indes die legitimen Ehefrauen eine weit niedrigere Stellung einnahmen als ihre Schwestern im antiken Hellas. Ja, es scheint fast, als ob die Herren von den Fahrten ins heilige Land neben einer nicht abzuleugnenden Vorliebe für die Polygamie, die völlige Vertrautheit mit der Idee heimgebracht hätten, daß der Harem der einzige Ort sei, an dem das schöne Geschlecht vor allerlei Anfechtungen sichergestellt werden könne — man denke nur an das eine doppelsinnige Wort: Frauenzimmer, man erinnere sich nur an die nicht allzu seltenen, in jenen Tagen zuerst auftretenden Keuschheitsgürtel.

Das Rittertum vereinigte zur Blütezeit vier Grundzüge in seiner Kultur: Das religiös-romantische Verhältnis zur Kirche und zu dem von ihr gelehrten Glauben, die politisch-rechtlichen Beziehungen zum Kaiser bezw. zum Lehensherrn, die scharf ethische Auffassung hinsichtlich der Stellung zur persönlichen und damit zur allgemeinen Standesehre und endlich die lebensfrohen-erotischen Forderungen des ungehinderten geistigen wie physischen Verkehrs mit dem anderen Geschlecht[1]).

---

zu bringen! — Ueber die Stellung der Frauen im Mittelalter bleiben noch zu vergleichen: G. Jung: Geschichte der Frauen, Thl. I. (1850), Dr. G. Klemm: Die Frauen, Band II und III, K. Weinhold: Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, Wien 1851.

[1]) Daher der Wappenspruch:

„A Dieu mon âme,
Ma Vie au Roy,
Mon Cœur aux Dames —
L'Honneur pour Moi!"

Der kleinere Lehensmann im XI. bis zum XIII. Jahrhundert blieb aber, trotz aller Bekanntschaft mit der reichen Kulturentfaltung in Italien und dem Orient ein armer Schlucker; die ritterliche Kultur ist niemals in weitere Kreise gedrungen, sie blieb ein Kunstprodukt und als solches dem unmittelbaren Bannkreise der Fürstenhöfe erhalten. In den ärmlichen Burgställen zu hausen, welche damals in allen Ländern nördlich der Alpen auf je einige Kilometer Entfernung anzutreffen waren, würden wir heute als ein schlimmes Schicksal betrachten; denn nicht zur Bequemlichkeit, sondern lediglich zur Sicherheit ihrer Bewohner wurden diese Türme errichtet[1]). Der edle Herr lebte dort mit seiner Familie schlecht und recht; seine reizlose Nahrung möchte heute kaum ärmere Bauern befriedigen — ausgenommen freilich in der Masse der Getränke, obwohl auch diese selbst dem modernen Geschmacke nicht mehr entsprächen. Die männliche Jugend wurde nur in den Dingen unterrichtet, welche sie für ihr ferneres Leben durchaus nötig hatte, also in der Führung der Waffen und der höfischen Anstandslehre. Während die Frauen außer in den Hausgeschäften nicht gar selten im Lesen und Schreiben wohl erfahren waren, blieben diese Künste den meisten adeligen Herren jener Zeit ein Buch, das sieben Siegel verschloß; es hat eine gute Zahl höfischer Dichter gegeben, die ihre Lieder nicht aufzuzeichnen vermochten und wer das verstand, ja etwa noch eine fremde Sprache oder gar das Lateinische notdürftig beherrschte, galt seinen Zeitgenossen für merkwürdig gelehrt. Dies allein beweist uns deutlich, wie weit man von der wahren Bildung im allgemeinen entfernt blieb; andererseits überzeugt uns jedoch auch das reiche poetische Leben in der Blütezeit der Periode, daß die Grundlagen vorhanden gewesen wären zu einer raschen Kulturentfaltung. Daß diese nicht Platz griff, erklärt sich zum größten Teile aus dem Streit der weltlichen Mächte mit den kirchlichen, also aus dem Kampfe zwischen Kaiser und Papst.

Am klarsten tritt uns das Bild der höfisch-ritterlichen Gesellschaft in den großen Mittelpunkten derselben entgegen, ganz besonders jedoch in den von den Staufen beherrschten Kreisen. Daß man dort hohen Sinn für feine Gesittung,

---

1) Ueber die Burgen vergleiche des Verfassers Aufsatz: „Ritterliche Wohnungen zur Staufenzeit" in den Bildern aus der Kulturgeschichte der Schweiz. Zürich 1895.

für die Pflege der Kunst und des Schönen besaß, zeigt ein Blick in die private Geschichte Kaiser Friedrich II. (1212 bis 1250). In diesen Tagen gewann die abendländische Welt auch wiederum ein Ideal von der Frauenschönheit und damit die Grundlage zu erneutem Aufschwunge in den bildenden Künsten [1]).

Doch bereits in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, im beginnenden Zwischenreich, mehrten sich die Zeichen des Verfalles. Die vornehmsten Feste der ritterlichen Gesellschaft, die Turniere, verwandelten sich in blutige Kämpfe, welche immerhin bedenklich an das einstige Auftreten von Gladiatoren in der römischen Arena erinnerten. Was soll man z. B. dazu sagen, daß der Preis für den besten Turnierenden, der „Turnierdank," schließlich aus der Gunst von öffentlichen Dirnen bestand, was dazu, wenn ärmere aber geschickte Ritter nach Art von Klopffechtern im Lande umher zogen, damit sie von dem unterliegenden Gegner größere Geldsummen erhielten? Das Zeitalter des Faustrechtes ertötete schließlich jedes edle Gefühl. Als „Gottes Freund und aller Menschen Feind" ritt der adlige Herr hinaus auf Wege und Stege, um die reisenden Kaufleute nieder zu rennen und zu brandschatzen.

Dabei ging nun, wenigstens in Deutschland, die höfische Poetik auf die Volkskreise über und diese legten auf Grund des Ueberkommenen die ersten Eckſteine zu dem Bau der bürgerlichen Dichtung, welche seitdem in allen europäischen Ländern zum stolzen Litteraturpalaste angewachsen ist. Das blieb auch schließlich das einzige Kulturerbe, das die Welt aus dem Zeitalter der Kreuzzüge empfing. Alle sonstigen Ueberbleibsel aus jenen Tagen, und mag man sie noch so sehr mit romantischem Flitterwerk aufputzen, sind geradezu kulturfeindliche Elemente — ich erinnere einzig an die feudale, ausschließliche „Standesehre," an den Zweikampf und an die grenzenlose Verachtung der stillen bürgerlichen Arbeit, welche die Nachkommen der Kreuzritter noch immer, wenn auch gewöhnlich still verschwiegen, im Busen tragen.

---

[1]) Vergleich des Verfassers: Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte. Zürich 1897, bei Th. Schröter.

Die bürgerlich-bäuerliche Kultur im Mittelalter.

Bauer und Bürger.

Die Kirche hatte ihr Bekehrungswerk des germanischen Volkes damit begonnen, daß sie das Evangelium der Gleichheit und Freiheit im Heilande verkündete. So wenig sie jedoch in den romanischen Ländern die Aufhebung der Sklaverei durchzusetzen suchte, so ließ sie es auch in Deutschland bei den vorgefundenen staatsrechtlichen Grundsätzen bewenden, welche Freie und Hörige von einander unterschieden. Die letzteren sahen zu ihrem Staunen, daß die Kirche gar nicht daran dachte, ihren eigenen leibeigenen Knechten und Mägden die Freiheit zu schenken. Die Reaktion gegen dieses Doppelspiel machte sich bereits in Karls Tagen bemerkbar. Wie sich sieben Jahrhunderte später die aufständischen Bauern geradezu auf die Worte des Erlösers beriefen, so hatten auch die Sachsen im Kampfe gegen den Kaiser das dunkle Gefühl, der neue Glaube bedeute die Knechtschaft. Thatsächlich hat die innige Verbindung zwischen geistlicher und weltlicher Macht bis in das XIII. Jahrhundert hinein immer die Bestrebung gezeigt, die Hörigkeit auf die gesamte bäuerliche Bevölkerung auszudehnen; der Widerstand, den die freien Stedinger gegen ihren geistlichen Bedränger, den Erzbischof von Bremen leisteten, brachte die Kirche dazu, sie Ketzer zu schelten und das ganze Volk durch einen mächtigen „Kreuzzug" zu vernichten. Ein ähnliches Schicksal hatte das Haus Oesterreich den schweizer. Eidgenossen zugedacht, günstige politische Schickungen und die Mannhaftigkeit der Bergleute verhinderten die Vernichtung ihrer Freiheit. Es mag zugestanden werden, daß die Kirche im allgemeinen ihre Hörigen besser behandelte, als dies die weltlichen Herren thaten, daß das Sprichwort „unter dem Krummstab ist gut wohnen" längere Zeit den thatsächlichen Verhältnissen entsprach. Man übersehe jedoch nicht, daß für die milde Herrschaft vor allem Nützlichkeitsgründe mitsprachen: Die Clericer waren ja ganz und gar auf die bäuerliche Arbeit angewiesen und so bildete sich zwischen ihnen und ihren Knechten ein patriarchalisch-gemütliches Verhältnis heraus, dessen Früchte aber doch den Herren am ehesten zugute kamen. Hätte die Kirche der großen

Masse der Völker von vorne herein gerechte Gründe zur allgemeinen Unzufriedenheit gegeben, sie hätte niemals die Macht über die Gemüter erlangt, der sie dringend bedurfte, um die weltlichen Gegengewichte, den Sinn für die Unabhängigkeit bei den Kaisern und ihren Lehensfürsten, besiegen zu können.

Ueber das bäuerliche Leben in der Zeit bis zum Ausgange der Kreuzzüge weiß man wenig; die „armen Leute“ fielen für die damaligen Historiker nicht in Betracht. Dennoch ahnen wir, wie groß ihre stille Kulturarbeit gewesen ist, wenn wir uns daran erinnern, wie die topographische Beschaffenheit der nördlichen Länder noch war, als die Völkerwanderung schließlich zur Ruhe kam. Die Umwandlung von Wald- und Sumpfboden in fruchtbares Land, das unablässige ergebungsvolle Wiederbeginnen der durch Kriegszüge gestörten Arbeit, das sind die Ehrentitel der hörigen Bauern des Mittelalters.

In den Dörfern fanden sich entweder nur Leibeigene oder nur Freie zusammen, oder es lebten einige wenige schutzgenössische Freie unter den Leibeigenen. Je zahlreicher die Freien in einer ländlichen Gemeinde waren, desto besser stand es um die Gerechtsamen auch der Hörigen. Andererseits verlor der freie Bauer, dem ein thatkräftiger Rückhalt an Gleichgestellten fehlte, gar leicht seine Rechte vor der Willkür des benachbarten Lehensadels. — Die altdeutsche Feldordnung bestimmte einzelne abgegrenzte Gebiete, die Mark für die ganze Gemeinde — dies ein Ueberbleibsel aus der Urzeit. Jeder Genosse erhielt den Platz für seine Hofstatt zugewiesen. Bezog ein Herr (weltlich oder geistlich — in diesem Falle das Kloster) mit den ihm zugehörigen Leibeigenen eine Mark, so erbaute er an schicklichem Orte den Hof, den gewisse einfache Befestigungen, Zaun und Graben, schützten. Der übrige urbare Boden zerfiel in drei Felder, von denen jeder Zinsenmann ein Stück erhielt; an die Allmeinde hatte er ebenfalls seinen Anspruch bewahrt. Von den drei Feldern ward je eines und von allen Dorfleuten zu gleicher Zeit mit der gleichen Frucht bestellt [1]). Blieb die Einigkeit stets erhalten,

1) Ueber diese Verhältnisse zu vergleichen: H. Kindlinger: Geschichte der deutschen Hörigkeit, insbesondere der sogen. Leibeigenschaft. Berlin 1818. G. L. von Maurer: Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadtverfassung und der öffentlichen Gewalt in Deutschland. München 1854. Fr. Thudichum: Die Gau- und Markverfassung in Deutschland. Gießen 1860.

so gelang es auch wohl der Markgenossenschaft, ihre alten Freiheiten zu bewahren. Verfielen diese an einen Herrn, so setzte er einen Hof-Verwalter in der Person des Maiers. Solcher richtete nach Hofrecht, unter Beiziehung der eingeschworenen Aeltesten im Ringe, alljährlich im Mai und nach der Ernte, die geringeren Streitfälle. Der „Zwing und Bann," den der Gerichtsherr gewöhnlich selbst ausübte, beschlug schon schwerere Uebertretungen. Die wirklichen Verbrechen verfielen endlich dem Urteile des königlichen oder herzoglichen Richters, der im Namen der höchsten Behörden den „Blutbann" ausübte. Der Herr wußte durch die Erhöhung des Zinsfußes und des Zehnten die Freien, wie die Unfreien auf seinem Hofe mehr und mehr in Abhängigkeit zu bringen. Der Zehnte fiel ihm vorweg von jedem Ertrage des Bodens zu, den Zins mußte der geplagte Bauer zu dem und meistens schon in barem Gelde erlegen, das bis in das XV. Jahrhundert hinein eine seltene Ware darstellte. Kamen noch die Bußen hinzu, die hartherzige Maier gerne auferlegten, so blieb dem Unglücklichen mit den Seinen kaum das nackte Leben. Weiters drückten auf die Gemeindegenossen die harten Frohndienste für Herren und Vögte, welch' letztere die Oberverwalter des ganzen Besitzes der ersteren waren. Die Hörigen besaßen weder die Freizügigkeit noch selbst das unbestrittene Recht zur Eheschließung[1]). Dazu kam, daß auch der Freie zu den „armen Leuten" zählte, wenn er nicht den Waffendienst ergriff. Besaß er sonst kein Eigentum, so verfiel er dem Schicksale der „Fahrenden," die heimatlos und geradezu vogelfrei die Länder scharenweise durchwanderten.

Diese unseligen Verhältnisse auf dem Lande begünstigten dagegen das Emporkommen der Städte. Das ganze spätere Mittelalter fällt in seiner Kulturgeschichte mit der Entwickelung der Städte zusammen und aus Deutschland besonders wäre von einem Fortschreiten der Gesittung wenig zu melden, wenn nicht das Bürgertum dem Reiche erstanden.

---

[1]) So schärfte z. B. Herzog Herimann von Allemanien 929 den Leibeigenen der zürcher Abtei ein, daß sie nicht mehr unter einander heiraten dürften. Sehr häufig ereignete es sich, daß in späterer Zeit geistliche oder weltliche Herren die ihnen mißliebigen Ehen der Hörigen kurzer Hand trennten, die Eltern etwa gar am Leben straften und die Kinder wie Sklaven verkauften. Für die Heiratsbewilligung war immer der Ehezins (Maritagium) zu entrichten und das ius primæ noctis bestand zu Recht, ward aber wohl nicht selten durch Geld abgelöst.

Eine sonderbare Umkehr in den alten Gewohnheiten bedeutet die deutsche Städtegründung und nur durch die Not der Zeit läßt sie sich erklären; denn dem altgermanischen Sinne widerstrebte es, in ummauerten Wohnplätzen zu hausen.

Der Uebergang vom ausschließlichen Ackerbau zum Handel und Gewerbe begann für Deutschland etwa mit dem X. Jahrhundert; diese Epoche bezeichnet das Aufkommen des Handwerkerstandes und der einheimischen Kaufleute. Vorher finden sich unter den Vertretern des Handwerks nur die unentbehrlichsten. Was an Wohnungseinrichtungen, Kleidung, Werkzeug und Waffen gebraucht ward, das verfertigten dazu geübte Hörige. Diese bildeten im Gegensatz zu den Hof- oder Ackerbau treibenden Leibeigenen naturgemäß einen bevorzugteren Stand.

Als Beschäftigungszweige zählt Karls Verordnung über die Bewirtschaftung der Kammergüter auf: die Gold- und Eisenschmiede, die Schuster, Drechsler, Zimmerleute, Schilter, Fischer, Vogelsteller, Seifensieder, Brauer, Bäcker, Nestler. Jedenfalls gab es auch noch andere Handwerke, aber der Kaiser erwähnte sie nicht, weil ihre Vertreter sich überall fanden. Diese hörigen Handwerker arbeiteten einzig für ihren Grundherrn und nahmen van niemanden sonst Aufträge entgegen. Daß sie dort, wo sie in größerer Anzahl vorkamen, also an den Mittelpunkten des Verkehrs, an den fürstlichen Höfen wie Bischofssitzen eine Art von Innung bildeten, an deren Spitze die von den Herren eingesetzten Aufseher (Magistri-Meister) standen, ist leicht möglich. Aber frei wurden diese bäuerlichen Handwerker erst in weit späterer Zeit.

Das Aufkommen der deutschen Städte.

Nichts hat in Deutschland mehr die Gründung der Städte befördert als gerade das Christentum, denn nach den kanonischen Vorschriften durften die Bistümer einzig innerhalb ummauerter Plätze ihren Sitz aufschlagen. So sind alle alten Bischofsresidenzen Städte geworden und wo — in den romanischen Ländern — bereits solche bestanden, da gehörte es zu ihren vornehmsten Rechten, einen Bischof mit seinem Hofe beherbergen zu dürfen. — Die ältesten deutschen Städte entbehrten zwar meistens der Mauern und bis in das XIV. Jahrhundert hinein sicherten sie sich durch Umzingelungen von Pfahlwerken, Weidengeflechten mit angeschütteten Wällen und Gräben. — Zu dem Hofe des Bischofs

aber zählten die ihm zunächst stehenden freien Dienstleute und aus diesen wurde dann später das städtische Patriziat.

Bei der immerhin noch geringen Bevölkerungszahl auf dem platten Lande blieben die Märkte und damit der gesamte Handel auf solche primitive Stadtanlagen beschränkt. An den heiligen Tagen strömte dort das Landvolk scharenweise zusammen, nicht nur, um den in der Stiftskirche aufbewahrten Reliquien die Ehrfurcht zu erweisen und dabei eine feierliche Messe zu hören, sondern auch um ihre mitgeführten Rohprodukte gegen Schmucksachen, Waffen und andere benötigte Waren fremder Herkunft auszutauschen — daher rührt der Sprachgebrauch, die Märkte auch als Messen zu bezeichnen. — Die Kirche wußte diesen Verkehr, der für sie direkt wie indirekt den größten Nutzen brachte, wohl zu schätzen. Sie stattete die Märkte mit allerlei Vorrechten aus und ermunterte so die Kaufleute, dort ihren festen Sitz zu nehmen.

Im X. und XI. Jahrhundert gewann überhaupt der deutsche Binnenhandel bei der andauernd sich steigernden Bevölkerungszahl einen ordentlichen Aufschwung. Er wurde aktiv und konzentrierte sich mehr und mehr in die Städte. An das Patriziat, welches noch den Handel mit dem Betriebe der Landwirtschaft verband, schlossen sich die Kaufmannsinnungen an, welche ausschließlich im Handel ihre Bethätigung suchten. Daß sie so schnell anwuchsen, erklärt sich leicht: Es drängten sich ja zu ihnen ganz besonders die ärmeren Freien, welche nicht mächtig genug waren, um auf dem platten Lande als Großbauern existieren zu können, die jedoch genügende Mittel besaßen, um ohne Grundbesitz und einzig durch den Handel, zu einer gesicherten Lebensstellung zu gelangen. So sehen wir, wie die Städte sich fortdauernd vergrößern und ihr ursprünglich gar enges Weichbild stetig weiter hinaus schieben, denn jeder ihrer Bürger mußte wenigstens das Surrogat des Grundbesitzes, das städtische Haus eignen, wollte er seine Ansprüche auf den altgermanischen Begriff der Freiheit gewahrt wissen.

Im wormser Hof- und Dienstrecht, welches aus dem Beginne des XI. Jahrhunderts stammt, finden sich die drei Stände der Dienstleute, Altbürger und Handwerker bezeichnet, aber die letzteren verschwinden fast noch unter den hörigen Knechten. Sie besitzen zwar Innungen, aber diese unter-

stehen vollständig dem Gutfinden des Herrn. Die Bewohner der Stadt treiben noch bei weitem mehr Acker- und Weinbau als Handel und Gewerbe, nicht darf aber verkannt werden, daß allen städtischen Bewohnern ein ungleich größerer Rechtsanspruch gewahrt bleibt als den Bauern; so erscheint alle Selbsthilfe einzelner Vornehmer innerhalb der Stadtmauern vollständig ausgeschlossen und wer über irgend etwas zu klagen hat, muß sich an die Gerichte wenden. Das augsburgische Stadtrecht, das volle hundert Jahre später errichtet wurde, läßt zwar keine weitere Ausbildung der städtischen Freiheiten erkennen, aber wir wissen aus anderen Aufzeichnungen, daß dies thatsächlich, doch ganz in der Stille geschah. Und wieder hundert Jahre später folgt das straßburger Stadtrecht; es zeigt deutlich, daß die Bürger eine ganze Reihe von Rechten besitzen, daß aber der Bischof als Herr noch immer auftreten möchte, der behauptet, die Handwerker seien ihm zur Arbeitsleistung und zur Steuerabgabe verpflichtet. In Wahrheit kämpfte er solchermaßen um eine bereits verlorene Stellung, denn seine Rechtsansprüche waren de facto nur noch historische.

Das Anwachsen des Handwerkerstandes hatte von vorneherein es den hörigen Leuten gestattet, vorzugsweise für ihr eigenes Vermögen zu arbeiten, denn der Herr bedurfte durchaus nicht einer so großen Zahl von fleißigen Händen, da natürlich eine industrielle Bethätigung ausgeschlossen blieb. Je weniger jedoch der Herr einen Anspruch auf die schuldige Arbeitsleistung, den handwerkerlichen Frohndienst, erhob, desto mehr machten sich die Hörigen gleichsam als freie Männer dem Handel dienstbar. Und sie wußten zudem durch ihr Eintreten für den Kaiser in seinen Kämpfen gegen Rom, den höchsten Landesfürsten für ihre Wünsche zu interessieren. Heinrich V. hob zuerst in Worms und Speier den „Butheil“ (die beim Sterbefall dem Herrn zustehende Steuer) auf. Friedrich I. befreite sie auch von der drückenden Verpflichtung, bei ähnlichen Gelegenheiten das beste Stück Vieh und das schönste Gewand („Besthaupt“ und Gewandteil“) abliefern zu müssen. Hörige, welche sich mit ihren Familien in die Stadt zu flüchten vermochten, durften nicht mehr von Frau und Kindern getrennt werden, der frühere Herr mußte sich mit ihnen gütlich abfinden. Schon im XII. Jahrhundert durften die deutschen Städte den stolzen Grundsatz auf-

stellen: Unsere Luft macht frei! während es ländliche Gemeinden gab, in denen der Freie nach Jahr und Tag, allein durch seinen dortigen Aufenthalt, zum Hörigen wurde.

Die allgemeine Befreiung geschah zuerst in den Bischofssitzen, dann in den königlichen Hofstädten und wurde hierauf, nachdem sie fast überall durchgedrungen war, ein wesentlicher Bestandteil des Stadtrechts. Alle älteren Städte Deutschlands erlangten ihre Freiheit zwischen 1150 und 1250 und seitdem machte sich auch der Gegensatz zwischen Stadt und Land ebenso deutlich geltend, wie dies längst in den romanischen Reichen der Fall war, denn die Weichbilder erschienen so dicht besiedelt, daß zwischen den Häusern, die freilich oft genug schlechten Holzhütten glichen, kaum die Gemüsegärten der Bürger Platz fanden.

Das Aufkommen des demokratischen Elementes in den deutschen Städten.

Innerhalb der deutschen Städte hausten nun die Patrizier, die Bürger und die Handwerker. Letztere, politisch noch immer rechtlos, mußten natürlich daran denken, ihre Lage zu verbessern, bildeten sie doch stets die größte Masse unter den Einwohnern. Aus ihren Innungen entwickelten sich nach und nach die Zünfte, indem sie die Herren aus ihrem Aufsichtsrate langsam verdrängten. — Die Kaufleute wie die Tuchweber galten überall als die vornehmsten Gesellschaften, denn der Handel ist ja so alt wie die deutschen Städte selbst und als das älteste deutsche Gewerbe muß die Tuchmacherei gelten. Daß diese Innungen schnell zu Zünften wurden, erklärt sich leicht; gehörten ihnen doch fast alle Altfreien und ferner nicht selten verarmte Patrizier an[1]). Uebrigens war es nicht einmal sehr schwer, aus diesen Zünften in den Patrizierstand zu gelangen. In Worms wählten auch die Weber bereits im XI. Jahrhundert regelmäßig vier Gemeindevorsteher aus jedem Kirchspiel und in Köln waren sie es, die eine enge Verbindung mit dem Erzbischof Konrad von Hochstaden eingingen (1259), um das Patriziat zu vernichten. Zum Glück für sie selbst und ihre eigene Freiheit konnte

---

[1]) Die Tuchmacherei fabrizierte von jeher den beliebtesten Ausfuhrgegenstand der niederrheinischen Städte, die grobwollenen Stoffe. Diese gingen zumeist nach Italien, wo sie zu den feinsten und für den Export nach dem Orient geeigneten Tüchern, umgewandelt wurden. Im Beginne des XIV. Jahrhunderts lebten in Florenz allein bei 30,000 Personen vom Tuchhandel und der Weberei. In Worms waren die Tuchmacher um die Wende des XI. Jahrhunderts fast so mächtig wie ihre Florentiner Geschäftsfreunde, die Calimala. In Mainz erbauten 1099 die Weber aus ihren Mitteln eine prächtige Kirche. Köln und Worms brachten unter Heinrich V mit leichter Mühe die damals sehr ansehnliche Summe von 6000 Mark Silbers auf.

jedoch der schlimme Anschlag von den städtischen Adeligen abgewehrt werden.

Auf die Weber folgten dem Ansehen nach gewöhnlich die Gerber und Wildwerker, deren Erzeugnisse in Konstantinopel einen großen Absatz fanden. Dann kamen die Schuster, die Handschuhmacher, die Schneider; in einzelnen Städten hatten jedoch den Vortritt vor diesen die Waffen- und Haubenschmiede, die Plattner, Schwertfeger, Schilter, Sporer und Sattler. Wir sehen, die Arbeitsteilung war bereits bis ins einzelne durchgeführt und die natürliche Folge war hohe Kunstfertigkeit — eine Eigenschaft, die das deutsche Handwerk immer behalten hat. An die die Waffen erzeugenden Gewerbe schlossen sich die Zimmerleute, Gipser, Maurer, Steinmetzen, ferner die Bäcker, Metzger, Fischer, Gärtner, Küfer, Brauer und Weinschröter an. Zuletzt erschienen zwar, doch standen sie nicht an letzter Stelle, die ursprünglich in Deutschland unbekannten Handwerke der Maurer und Steinmetzen; sie traten mit den großartigen Kirchenbauten auf den Plan und fühlten sich als Künstler. Im XIII. Jahrhundert verschmähten es selbst Angehörige von patrizischen Familien keineswegs, der Zunft der Steinmetzen beizutreten; denn diese Handarbeit zog den Ausübenden kein scheeles Auge zu, sondern überhäufte sie mit Ehren.

Das XIII. Jahrhundert schließt die Zahl der Zünfte ab und diese mochten jetzt an den inneren Ausbau ihrer Rechte denken, welche gleicherweise auf dem politischen wie dem gewerblichen Gebiete lagen. Vor allem suchten die Handwerkervereinigungen den Käufer wie den Erzeuger der Ware vor dem freien Wettbewerbe zu schützen, der in jener Zeit ein Aufkommen der bürgerlichen Thätigkeit so gut gehindert haben würde, wie dies die Vorurteile und die Sklavenarbeit im alten Rom thaten. Um die Kunstfertigkeit zu heben, mußte der Geselle auf die Wanderschaft gehen; zurückgekehrt trat er in die Zunft seiner Vaterstadt ein, welche ihn wohl in den älteren Zeiten ohne weitere Einschränkungen aufnahm. Jede Zunft besaß als fest geschlossene Vereinigung ihren besonderen Heiligen, bildete eine Bruderschaft geistlichen Charakters zur Pflege ihrer Kranken und zur Bestattung der Toten; auch zog sie unter ihrem Fähnlein wie mit den selbstgewählten Offizieren als Glied des städtischen Heeres ins Feld. Die volle Unabhängigkeit errang man nach und

nach: erst ward von dem Bischof die Zusage abgegeben, die Zunftmeister, d. h. die Vorsteher nur aus der Zunft selbst zu ernennen, dann kam es zur freien Wahl dieser Beamten durch die Mitglieder; im XIII. Jahrhundert wurde das allgemeiner Brauch. Ein weiteres Recht begriff den von der Gesellschaft selbständig festgestellten Zunftzwang, zu dem sich bald die eigene, fortwährend erweiterte Gerichtsbarkeit gesellte. Sie umfaßte den Zunftzwang, die Regeln des Gewerbebetriebes, die Marktpolizei und die genossenschaftlichen Vorschriften. Den Beschluß machte dann die kühne Forderung, dem Patriziate gleich gestellt zu werden.

Die städtischen Junker hatten unterdessen den Lauf der Zeit keineswegs genügend beachtet; sie gefielen sich in einer Doppelrolle, der bürgerlichen wie der ritterlichen und diese Halbheit knickte ihre Vorrechte. Fast in allen deutschen Städten begannen die Zunftunruhen im Laufe des XIV. Jahrhunderts. Gerade damals hatte Rudolf von Habsburg ihre Unabhängigkeit anerkannt und ihre Gesandten auf den Reichstagen freundlich willkommen geheißen. Die großen Siege der Städter über ihre adligen Widersacher entschied zudem das zünftlerische Fußvolk und doch sollten diese Leute, die so mutig die Blutsteuer für die allgemeine Freiheit zahlten, daheim von dem übermütigen Patriziate gemißhandelt werden. Die Vormundschaft, welche mächtige Stadtjunker über die Zünftler ausübten, allzu hohe Steuern, deren Erträgnisse keineswegs immer dem allgemeinen Wohle zugute kamen, schlimme rechtliche Zustände und anderes mehr, empörten die Kleinbürger. Sie wollten schließlich nicht nur alle Lasten tragen, sondern auch an den Staats- und Verwaltungsgeschäften als Vollberechtigte Teil nehmen; genug, überall wurden im Laufe des XIV. Jahrhunderts die demokratischen Verfassungsänderungen erzwungen. Den Anfang machten die Bischofsstädte, ihnen folgten die königlichen Hofstädte, wo der Rat aus der Schöffenbank der königlichen Gerichte hervor gegangen war.

Nach dem Siege der Zünfte teilten diese die Bürger bei sich ein, denn nun traten sie nicht mehr als bevorrechtete Innungen, sondern als staatliche Körperschaften auf. Die Patrizier bildeten deßhalb auch gewöhnlich ihre eigene Zunft, gleichviel, ob die einzelnen Mitglieder ein Gewerbe trieben oder nicht. Andererseits nahmen die Handwerkerzünfte auch

verwandte Berufsarten auf [1]). Im Beginn des XV. Jahrhunderts treten uns die deutschen Städte als machtvolle und meist durch und durch demokratische Gemeinwesen entgegen, welche es wagen, mit Königen und Fürsten den Waffentanz aufzunehmen und in deren Mauern sich die gesamte Kultur der Zeit vereinigt, wo Handel und Gewerbe im Bunde mit der Kunst und dem Handwerke die höchsten Triumphe feiern.

Der Handel.

Wenn wir vom Welthandel des Mittelalters sprechen, so müssen wir zunächst unsere Blicke auf Italien richten. Dort spielen sich die Hauptabschnitte der Vorbereitungsperiode für eine internationale Handelspolitik ab. Wie in der Politik, so auch auf dem Gebiete des Handels zeigt sich im mittelalterlichen Italien der durch die natürlichen Einflüsse bedingte Hang zur gegenseitigen Bekämpfung. Die großen Handelsstädte der Halbinsel lebten — ungleich ihren Schwestern auf deutschem Boden — in steter Eifersucht und Zwietracht. Dies mußte dann folgerichtig und zwar schon vor der Entdeckung Amerikas (welches Ereignis überhaupt die Mittelmeerländer bald von dem ozeanischen Wettbewerbe abschied) zu erheblicher Schwächung der kleinen italienischen Staaten führen. Amalfi, dem die Welt seit dem Beginne des XVI. Jahrhunderts die Entdeckung der Magnetnadel verdankt, fiel durch Pisa, dieses wieder durch Genua und die Superba unterlag ihrerseits der dominante Venezia, welche schnell von der schwindelnden Höhe herunter steigen mußte, als Vasco de Gama (1498) den Seeweg nach Ostindien fand und die Türken zugleich begannen, das gesamte östliche und südliche Mittelmeer in ihre Beherrschungssphäre hinein zu ziehen.

Venedig hatte einst das Erbe des handeltreibenden Byzanz an sich zu ziehen gewußt, als die Griechen gänzlich in ihren theologischen Streitigkeiten aufgingen. Während der häufigen Kriege zwischen Ost-Rom und dem Chalifat

---

[1]) Schreiner, Wagner, Drechsler, Hafner, Binder, Maurer, Dachdecker kamen z. B. zu den Zimmerleuten; die Färber zu den Webern. Apotheker, Glaser, Seckler, Weißgerber, Nestler, Nadler, Maler, Gürtler, Spengler, Sattler, Kartenmaler, Weinschröter und Bürstenbinder zu den Kramern.

Selten bewahrte das Patriziat in den folgenden Jahrhunderten die Ebenburt mit dem niederen Adel und eine bevorzugte Stellung in der Stadt. Am ehesten geschah dies noch in den Reichsstädten mit ihrem Schöffenregiment: So in Ulm, Frankfurt a. M. und Nürnberg, wo sich das beschränkte Geschlechterprivileg bis in das XIX. Jahrhundert erhielt. Sonst ging das Patriziat nach und nach völlig im Handwerkerstande auf.

dienten die Venetianer als neutrale, kommerzielle Vermittler, 1085 erreichten sie für alles griechische Gebiet die vollständige Zollfreiheit. Dabei kam es schnell zu offenem Hader mit den übrigen italienischen Handelsstädten, welche ihrerseits auch nicht geringe Privilegien besaßen. Um im Oriente festen Fuß zu fassen, beteiligten sich die Venetianer (1204) an der Errichtung des sogenannten lateinischen Kaisertums, während sie anderseits zu Azow (Tana) eine großartige Niederlassung errichteten, von wo aus über Balkh (Baktra), Bochara und Samarkand der ostindische Landhandel betrieben ward. Auf diesem Wege gelangten auch die berühmtesten Reisenden des Mittelalters, die drei Polo, in das Innere von Asien, nach China und dem Sundaarchipel; Marco Polo's Fahrten fallen in den Zeitraum von 1271—1295 und wurden durch sein Werk, die „Mirabilia Mundi," dem gesamten Abendlande bekannt, wie sie denn auch zuerst in Colombo den Gedanken einer entdeckenden Seereise zeitigten, die in der Richtung von Spanien aus zu unternehmen sei.

Schon zur Zeit der Polo begann die offene Eifersucht zwischen Venedig und Genua ihren Anfang zu nehmen; die Superba half nicht nur mit am Sturze des lateinischen Kaisertums, sondern sie suchte auch die Dominante aus den Ländern am schwarzen Meere zu verdrängen. An die Gebote der Kirche, welche den Handel mit den Sarazenen durch Bannflüche ahndete, kehrten sich die großen Comptoirs wenig; 1345 erzwang Venedig sogar vom päpstlichen Stuhle die Freibriefe für den Verkehr mit Aegypten, fünfzig Jahre später blieb es auch im Gebiete des schwarzen Meeres Sieger über Genua. Damals, um die Wende des XIV. Jahrhunderts, hatte die einstige Zufluchtsstätte der Aquileier ihren höchsten Machtanspruch erlangt — in dem Streite gegen die Türken, welche dem venetianischen Handel 1482 den Zugang zum schwarzen Meere, 1517 auch zu Syrien und Aegypten untersagten, zog die stolze, aber längst verknöcherte Aristokraten-Republik bald den Kürzeren.

Als kommerzielles Hinterland haben die deutschen Städte erst verhältnismäßig spät Bedeutung für Venedig erlangt, das Jahrhunderte hindurch die Waren aus der Levante fast ausschließlich nach Flandern und England übermittelte. Andererseits kamen die Produzenten aus den nördlichen Ländern bereits im XII. Jahrhundert nach Venedig, um hier ihre

Erzeugnisse feil zu halten. Aber die Stadt wußte ihr Monopol als Stapelplatz fremder Waren eifersüchtig zu schützen; kein Stück durfte an Ausländer verkauft werden, ehe nicht Venetianer es verschmäht hatten, die nicht-venetianischen Krämer leisteten die schwersten Abgaben, trugen dazu die Verantwortung für die in ihrer Heimat lagernden venetianischen Güter und blieben in ihren, Gefängnissen gleichenden Gewölben, isoliert. (Man denke an den „Fondaco dei Tedeschi“ — den „deutschen Tuchladen!“) Die deutschen grobwollenen Tücher wurden übrigens auch bei den Venetianern schnell beliebt; sie selbst erzeugten für den Levantehandel die feinsten Scharlachstoffe. In denselben arbeiteten tausende von Seidenwebern und die Einfuhr der Seide unterlag strengster Aufsicht; von alters her besaßen ferner den glücklichsten Ruf die Erzeugnisse der venetianischen (Murano) Glas- und Spiegelfabriken. Als Handelsgegenstände aber werden vorzüglich genannt: Baumwollstoffe, Bienenwachs, Gewürze, Zucker, Farbhölzer und — Sklaven; das christliche Venedig verkaufte noch im Beginne des XV. Jahrhunderts etwa für eine Million Zechinen jährlich an menschlichen Arbeitstieren. Damit Hand in Hand ging die Knechtung des venetianischen Proletariates durch die Werkstätten; Venedig ist in dieser Beziehung geradezu tonangebend für die moderne Gesellschaftsordnung geworden, wie denn überhaupt wenige hundert Patrizier in der Dominante ihr prächtiges Leben auf Kosten der tausende von unglücklichen Arbeitern fristeten. Aber auch für sie schlug die Stunde der Vergeltung. So sagt Daru (Histoire de Venise): „Als die Adligen, statt ihr Blut fürs Vaterland zu opfern, statt den Staat durch Siege berühmt und durch Eroberungen groß zu machen, bloß noch die Staatseinkünfte unter sich verteilten und sich Ehrenbezeugungen erweisen ließen, da mußte natürlich die Frage entstehen, weshalb denn acht- bis neunhundert Einwohner von Venedig die Eigentümer der ganzen Republik seien.“

Von der folgenschwersten Bedeutung für die Entwickelung des deutschen Bürgertums sind die verschiedenen Städtebünde gewesen. Sie verdankten ihre Entstehung der Notwendigkeit, die Handelsbeziehungen zu schützen. Die Häfen an der Ostsee standen schon lange in Verbindung mit Rußland, das ihnen Waren aus dem Orient vermittelte. Diese Häfen, unter denen das sagenhafte, untergegangene Vineta und das

jetzt völlig unwichtige Wisby die bedeutendsten waren, sind ursprünglich natürlich von Slaven bewohnt worden, zu denen erst später deutsche Einwanderer traten. Diese lernten hier überhaupt das städtische Leben kennen, und gar bald nahmen sie, die Sieger in dem politischen Kampfe, die Handels- und gewerblichen Erfahrungen der Unterlegenen zu ihrem Nutzen an. Dabei wirkte das bis heute bewahrte Erbteil der Ungebundenheit und des selbständigen Lebens befruchtend mit. Gerade dieser Eigenart verdankten die deutschen Städte — und waren sie auch vorerst nur unbedeutend im Hinblick auf fremde Handelsgemeinden — ihre Lebensfähigkeit und ihre Kraft. Die Handelsstraßen, welche von den Alpen und den Donauländern nach dem Rhein und den Niederlanden führten, wurden immer mehr besucht und Städte wie Augsburg, Breslau, Köln und besonders das günstig in der Mitte gelegene Erfurt, dem noch eine Art Straßenzwang zu Hilfe kam, wurden bedeutende Stapelplätze. Flanderns Städte und Märkte wurden von den Italienern und Orientalen, von Deutschen und Slaven besucht; sie lernten einander dort kennen und schlossen enge Verbindungen. Wie die Italiener im Mittelmeer den Zwischenhandel der das große Becken umgrenzenden Länder an sich rissen, so erhoben sich die Deutschen zur unbeschränkten Handelsherrschaft in der Ostsee. — Immerhin blieb alles, was mit Leben und Besitz zusammen hing, bei der obwaltenden Rechtlosigkeit, ein unsicher Ding. Das Bedürfnis nach einem rechtlichen Verkehre ließ die deutschen Kaufleute in fremden Ländern zu Gesellschaften zusammen stehen, welche später, als sie durch einen mächtigen Bund niederdeutscher Städte vertreten wurden, unter dem Namen „Hansa“ so berühmt geworden sind. Es lag im Charakter jener Zeit, daß diese Handelsgesellschaften die Form eines Staates im Staate annahmen, daß ihre Niederlassungen mehr das Ansehen einer Festung, als das eines Comptoirs oder Handelsgerichtes hatten. Schon im XII. Jahrhundert besaßen die Kaufleute von Köln in London ihr eigenes Gildehaus, Heinrich III. (1216 – 1272) gestattete den Hamburgern, Lübeckern und anderen das nämliche zu thun, gegen Erlegung der üblichen Abgaben. Natürlich wirkten derlei Unternehmungen auf die Heimat zurück; hier entstanden wohl im Beginne des XIII. Jahrhunderts Gruppen von Städtebünden an der Nordsee, in Mecklenburg, Sachsen und am

Rhein, welche durch bedeutende Zwischenglieder mit einander korrespondierten.

Lübeck und Hamburg hatten längst (1241) einen engen Bund geschlossen; den Bemühungen der erstgenannten Stadt gelang es schließlich, die Hansa zusammen zu fassen. Bald gehörten ihr über neunzig Orte an, und seit 1358 hielt man gemeinsame Tage ab, auf welchen die „drei Drittel" oder später die „Quartiere" mit ihren Vorständen Lübeck, Danzig, Braunschweig und Köln gemeinsame Beschlüsse faßten, von denen einzelne, wie die Vereinheitlichung von Münze, Maß, Gewicht und Zoll weit über die Forderungen der Zeit hinausgingen. Großes hat die Hansa geleistet in der Sicherstellung des Handelsverkehrs zur See; die Kämpfe mit den Vitalienbrüdern, mit Waldemar III. (1351—1370) von Dänemark zeugten von der Macht der Verbündeten. Aber, die Hansa verknöcherte im Gildenwesen. Die Entdeckung der neuen Seewege, der aufblühende Eigenhandel der Niederlande und England's, die trostlose Zersplitterung Deutschlands, — wie innere Streitigkeiten brachten der Hansa den Untergang; sie war längst ihrer Machtstellung entkleidet, als Elisabeth von England (1598) den Stahlhof zu London schloß [1]).

Die Kunst und die Gewerbe.

Während es eine Zeitlang und zwar vornehmlich im XVII. und XVIII. Jahrhundert zum guten Ton gehörte, die bürgerlich-mittelalterliche Kunst zu verachten, wurde ihr wiederum von den Romantikern eine fast närrische Verehrung geschenkt. Die goldene Wahrheit liegt auch hier wieder in der Mitte; in jenen Tagen umfaßte die bürgerliche Kunst gleicherweise den höchsten Idealismus wie die vollkommenste Technik, seit der Renaissance aber ist sie überholt worden und besitzt in ihren Leistungen — ausgenommen freilich jene der Architektur — für uns lediglich historisches Interesse.

Der Spitzbogen-Stil, den die Italiener „gothisch," d. h. barbarisch nannten und von dem sie behaupteten, daß er deutschen Ursprungs sei, entstammt in Wahrheit den nordfranzösischen Städten.

Von dort hat er sich, seit der Mitte des XII. Jahrhunderts verbreitet und zwar gelangte er vornehmlich nach

---

[1]) Vergl. G. F. Sartorius: Geschichte des hanseatischen Bundes. Göttingen 1802—8. F. W. Barthold: Geschichte der deutschen Hansa. Leipzig 1853/54. J. H. Lappenberg: Urkundliche Geschichte des hansischen Stahlhofes zu London.

England und nach Deutschland; in Italien fanden seine Formen wenig Anklang, in Spanien vermischten sie sich mit dem maurisch-romanischen.

Wenn irgend etwas das Wollen der Zeit charakterisierte, so war es die Gothik. Die himmelanstrebenden Dome sind der Ausdruck der bürgerlichen Kühnheit, die Leib und Leben, Gut und Blut für die Freiheit und Selbständigkeit wagte. Wenngleich sich der gothische Stil vorwiegend in den Dienst des religiösen Glaubens stellt, so dient er damit doch durchaus nicht geradezu der Kirche. Von vorne herein suchte ja die Gothik den Romanismus als das zu Stein gewordene Dogma zu verdrängen und immer wiederholt sich von neuem der harte Kampf zwischen beiden. Es entsprach auch der bekannten Initiative, über die der keltisch-romanisch-fränkische Geist verfügt, daß die Franzosen die Urheber dieser Veränderung im Kunstgeschmacke geworden sind, andererseits vollzog sich aber erst in Deutschland die Ausbildung des reinen Stiles, in dem sich die schärfste Berechnung des Verstandes mit der hinreißendsten Kühnheit der Phantasie vermählt. Auch in Frankreich wurde der gothische Stil vornehmlich von dem aufstrebenden Bürgertum gepflegt, aber dieses stand unter königlicher Bevormundung. „Das französische Bürgertum hatte gerade damals seine poetischen Seiten, es fühlte sich jung und frisch im ersten Beginn seiner selbständigen Bedeutung. Das ganze Volk war zudem erfüllt von einem ritterlichen Geiste, der sich zwar vorerst im Adel ausgebildet hatte, aber zu sehr dem allgemeinen Wesen der Nation entsprach, um nicht in alle Klassen sich zu verbreiten. Nur aus solcher jugendlich erregten, schöpferischen Stimmung läßt sich das bedeutsame Wachsen der neuen Architektur erklären, deren Fortschreiten zur höchsten Vollendung man auf jeder Stufe mit einer der großartigsten Kathedralen des Mittelalters belegen kann. Sieht man dagegen, wie in allen anderen Ländern der überlieferte romanische Stil ruhig weiter gepflegt und geübt wird, so gewinnt die beispiellose Energie, mit der damals im königlichen Frankreich eine neue Weise ersonnen und fortgebildet wurde, eine noch höhere Würdigung [1]).

[1]) W. Lübke, Der gotische Stil und die Nationalitäten. In der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft von M. Lazarus und H. Steinthal. Bd. II. Heft 3, von 1861.

Nach England gelangte die Gothik durch direkte Uebertragung, denn der französische Baumeister Guillaume de Sens errichtete im letzten Viertel des XII. Jahrhunderts im Spitzbogenstil die Kathedrale von Canterbury. Die rasche Ausbreitung des Geschmackes hängt in England mit der endgiltigen Vermischung der beiden Volkselemente, des angelsächsischen und normannischen zu einer großen Nation, zusammen. Aber die phantasiereiche französische Bauart wird hier zu einer nüchternen Phantastik. „Wirklich hat diese Architektur am meisten Geistesverwandtschaft mit den maurischen Prachtwerken der Alhambra und ist wohl geeignet, die Seele in ein traumhaftes Dämmern einzuspinnen und die Sinne durch das Gaukelspiel bunt verschlungener Formen zu bestricken." (Lübke).

Nirgend sonst im Mittelalter sind die guten Eigenschaften wie die Mängel des deutschen Geistes so „glänzend und handgreiflich" zu Tage getreten wie in der gothischen Architektur. Lange dauerte es überhaupt, bis man sich entschloß, dem romanischen Stile eine kleine Schmälerung zuzufügen; die erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts sah in Deutschland noch wenig gothische Bauwerke entstehen. Dabei lehnte man sich „mit jener weltbürgerlichen Schmiegsamkeit, die bei uns ebenso gut zum Fehler wie zur Tugend wird," gerne an die französischen Vorbilder an; so ist z. B. der Chorbau des Kölner Domes dem von Amiens genau nachgebildet. Echt deutsch aber war die hervorragend einfachere Ausgestaltung der ältesten gothischen Kirchen. „Dennoch fand der eigentliche deutsche Geist in ihnen nicht völlig seinen Ausdruck. Der bürgerliche Charakter, der die damalige Entwickelung unseres Volkes kennzeichnet, schuf für seine Bedürfnisse zur eigensten Befriedigung sich gerade damals auf architektonischem Gebiet eine besondere Form. Das ist die Kirche mit gleich hohen Schiffen, die Hallenkirche. Sie ist der Repräsentant des demokratischen Geistes, der damals das deutsche Bürgertum durchdrang. An die Stelle eines rhythmisch aufgebauten, aus dominierenden und untergeordneten Teilen sich gliederndem Innern setzt sie einen aus gleichartigen, nebengeordneten Abteilungen bestehenden Raum, der anstatt der reichen, wechselvollen Wirkung eine mehr schlichte, verständige Uebersichtlichkeit in anspruchsloser Weise zur Geltung bringt. Es ist keine Frage, daß in diesen Bauten eine

nüchterne, so zu sagen hausbackene Stimmung herrscht, die allerdings mit dem Ausdruck mannhafter Tüchtigkeit, offener Derbheit sich verbindet. Die Nüchternheit der englischen Kathedralen ist eine aristokratische, die der deutschen Hallenkirchen eine demokratische. Man wird unwillkürlich an den ehrenfesten, doch stark spießbürgerlichen Charakter erinnert, den das Leben der deutschen Städte im Mittelalter, besonders seit dem vierzehnten Jahrhundert annimmt, und diese weiten, tüchtigen, kühnen Bauten haben mehr vom Handwerksmeister als vom Künstler. Vergleicht man vollends ihre Ausschmückung mit der an den französischen Kathedralen durchgeführten, so tritt dies handwerkliche Element in der Vorliebe für geometrische Formenspiele, für allerlei Künsteleien des Zirkelschlages und der Berechnung, die man als „Zirkels Maß und Gerechtigkeit" hoch hielt, sowie in der manirierten knorrigen Behandlung des Laubwerks hervor, während die unermeßliche Fülle freien bildnerischen Schmuckes in tausenden von Statuen, Statuetten und Reliefs an den französischen Denkmalen von wahrhaft künstlerischem Geiste zeugt. Das geometrische Spintisieren, das Zahlenklauben hängt innerlich zusammen mit unserer deutschen Mystik, die sicherlich selbst bis in die Hütten der Bauleute ihren Einfluß geübt hat. Noch bestimmter aber ist das Versiegen der großen politischen Gedanken, die Zersplitterung in lokale Sondergruppen, das eigensinnige Einspinnen in partikulares Kleinleben in der deutschen Gothik seit dem vierzehnten Jahrhundert mehr und mehr zu spüren." (Lübke).

In der Gewerbethätigkeit tritt uns am auffälligsten der Unterschied zwischen der Antike und dem Mittelalter entgegen, wenn wir die Bekleidungsformen der beiden Zeitalter mit einander mustern. Das Altertum bedurfte keiner Gewandmacher, denn auch die ungebildetste Frau war damals im Stande, die Kleidung zu verfertigen und das milde Klima Griechenlands wie von Unteritalien verlangte nicht notwendigerweise ein geschlossenes Schuhwerk. Zudem galt die halbe bezw. kaum verhüllte Nacktheit durchaus nicht für anstößig; erst das Christentum veränderte diese Ansicht aufs gründlichste und so sehen wir auch in Südeuropa, daß mit der Völkerwanderung dort eine Veränderung der Tracht nach germanischem Vorbilde sich geltend macht. Leibrock und Mantel, Hosen und Hemd, Schuhe und Strümpfe wurden

von nun ab allgemein getragen; Leinwand, feine Wollentücher und Rauchwerk ersetzten die einstigen einfachen Stoffe. Der Farbensinn, welcher das ganze Mittelalter auszeichnet und dem wir überall begegnen — von den bunten Dachziegeln angefangen bis zu den überreich ausgemalten Miniaturen — beschlug natürlich auch die Kleidung. So rief schon im XIII. Jahrhundert der Sittenprediger Berchtold den damaligen Modenarren und -Närrinnen zu: „Ihr habt nicht genug daran, daß euch der allmächtige Gott die Wahl gelassen hat unter den Kleidern, sagend: wollt ihr sie braun, rot, blau, weiß, grün, gelb, schwarz? Nein, in eurer großen Hochfahrt muß man euch das Gewand zu Flecken zerschneiden, hier das rote ins weiße, dort das gelbe in das grüne, das eine gewunden, das andere gestrichen, dies bunt, jenes braun, hier den Löwen, dort den Adler." (Es ward nämlich häufig geübt, Wappenschilder auf den Kleidern anzubringen).

Die Bürger mochten hinter den Adligen nicht zurück stehen, verfügten sie doch gewöhnlich über die größeren Börsen. Die städtische Tracht des vierzehnten Jahrhunderts erhellt aus einem zürcher Berichte. Da heißt es: „Der Oberrock, ohne Aermel und Knöpfe, langte zu den Füßen hinab und war am Halse genau überschlagen. Die Frauenspersonen trugen ihn etwas weiter und länger, mit einem Gürtel geschürzt. Der Arm, in dem engen Aermel des Wammses, stieg aus dem weitern, offnen Umschlag hervor. Das Haupt war entblößt, Mützen und Hüte trugen nur angesehenere Herren. Die Frauenspersonen unterschieden sich von den Männern durch langes Haupthaar, das in Locken um die Schultern floß, gewöhnlich mit einem Kranze umwunden. In der Trauer war die Stirne mit Leinewand verhüllt. Um die Schultern wallte den Rücken hinab bei Manns- und Weibspersonen ein weiter Mantel. Von Gold, Silber, Seide und Edelsteinen sah man beinahe noch nichts. Gugelmützen kamen um 1350 auf, damalen waren auch Schnabelschuhe und Schellentracht üblich und nicht lange nachher verkürzte man den Mannsrock, um die bunten Hosen sichtbar zu machen. Von der Kappe flossen den Rücken hinab zwei Zipfel bis an die Fersen. Mehr als eine Hand breit war der Weiberrock vorn am Halse geöffnet. Hinten war eine Haube genäht, eine Elle lang und noch länger. Auf den Seiten war der Rock geknöpfelt und geschnürt. Die Schuhe

waren auf eine Art gespitzt, daß man etwas in die Spitze hineinschieben konnte. Der Oberschuh war geklöppelt und genestelt."

Diese schon nicht mehr allzu einfache Tracht veränderte sich im XV. Jahrhundert ganz bedeutend; mit dem in den Städten allgemein steigenden Wohlstande erschien der denkbar größte und ausgebreitetste Luxus. Es würde hier zu weit führen, auf die oft schamlose Tracht der letzten Jahrzehnte vor der Reformation einzugehen. Für die Bekleidungskünstler freilich hatte die Modethorheit, welche „Kleiderordnungen" vergebens einzudämmen suchten, einen goldenen Boden.

Neben diesen Gewerben erscheinen als nicht minder wichtige die durch die bittere Notwendigkeit bedingten Werkstätten zur Erzeugung von Waffen und Kriegsmaterial, welche zwar in ganz Europa blühten, aber vorzüglich in Deutschland den größten Ruf besaßen.

Das Schießpulver gelangte gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts aus Byzanz nach Italien. Damit gewannen die an Reiterei so armen freien Städte einen mächtigen Bundesgenossen für ihr Fußvolk im Kampfe gegen die Herren, welche ihnen sonst an kriegerischer Tugend, wie an geschulter Kriegsmacht zumeist weit überlegen waren. Um 1340 ward z. B. bereits in Augsburg, um 1344 sogar in Spandau schon Pulver erzeugt und die Kunst blieb durch Jahrhunderte ein in Deutschland hoch geachtetes und gut bezahltes Gewerbe. Die groben Belagerungsgeschütze („Büchsen") kamen in Italien zuerst auf, ebenso die Handfeuerwaffen („Pistolen" sollen ursprünglich aus Pistoja stammen), welche aber schon um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts in den nördlichen Ländern verhältnismäßig häufig verwendet wurden. Deutschland („la patrie des machines" nannten es die Franzosen) ging mit allen waffentechnischen Verbesserungen und zwar (wenn man die Schweiz hinzu rechnet) hat sich diese Thatsache bis zur heutigen Stunde erhalten [1]).

[1]) Deutschen bezw. schweizerischen Ursprungs sind u. a. ff. Erfindungen: 1365 Bleikugeln, zuerst von der Stadt Einbeck gebraucht. 1498 Caspar Zöllner in Wien giebt den Hakenbüchsen gezogene Läufe. 1517 Zu Nürnberg wird das erste Radschloß verfertigt. 1543 das Stechschloß in München erfunden. 1584 Versuch einer Revolverbüchse in Bern. 1630 das Batterieschloß, wahrscheinlich in Nürnberg erdacht. 1730 der „alte Dessauer" stattet die preussische Infanterie mit eisernen Ladstöcken aus. 1812 der Schweizer Pauli, kais. franz. Oberst und Direktor der Waffenfabrik in

Die Umgestaltung des Kriegswesens.

Die höchste Blüte des ritterlichen Wehrwesens lag in der Periode der Kreuzzüge (1096—1270). Sein Ruhm wurde gebrochen durch die allgemeine Einführung der Feuerwaffen und durch die Erfolge der Schweizer. Das Heer der alten Eidgenossen kannte nur zwei Waffengattungen, die Infanterie und die Artillerie. Wo Kavallerie in den Schweizerschlachten auftritt, z. B. bei Murten, ist sie von den Verbündeten gestellt worden. Die Bewaffnung der alten eidgenössischen Heere umfaßte Halmbarten, Spieße, Morgensterne, gestachelte Keulen, kurze Schwerter, Dolche, Bogen, Armbrüste und Reismusketen. Die Halmbarte, mehr für das Handgemenge, den Kampf im durchschnittenen Gelände berechnet, wird zuerst von den Männern der Waldstätte geführt. Die sechs bis sieben Meter langen Spieße, eine vorzügliche Verteidigungswaffe gegen den Reiteranprall im Blachfelde, sind wohl städtischen Ursprungs. Die altschweizerische Taktik hat keinen gemeinsamen Ausgangspunkt für die einzelnen Orte. Während die Eidgenossen der Urschweiz nur darauf bedacht sein mußten, die durch den Einfluß des Geländes gewöhnlich schon in Unordnung gebrachten Kolonnen der meist ohne Sicherung vordringenden Ritterheere zu vernichten, waren die Städter in der Zwangslage, die feindlichen Haufen durch eigentümliche taktische Bewegungen zum Weichen zu bringen. Die ältesten Eidgenossen kämpften in aufgelöster Ordnung, um ihre Schlagwaffen (Halmbarten) kräftig gebrauchen zu können. Die Städter aber, im Gegensatze dazu, bedurften vor allem der Stoßkraft des fest zusammengeschlossenen Haufens und im weitern dann eine große Uebung in der Handhabung der Fernwaffen, zu denen man in gewisser Hinsicht selbst noch den langen Spieß rechnen darf. Als sich endlich im Beginne des XV. Jahrhunderts die Eidgenossen der verschiedenen Orte mehr und mehr zusammen schlossen, um gemeinsame Angriffs- und Verteidigungskriege

---

Paris fertigt den ersten brauchbaren Hinterlader. 1829—36 Nikl. Dreyse in Sömmerda liefert der preussischen Armee die „Zündnadelgewehre", welche Einheitspatronen verwenden und der Ursprung aller modernen Kriegsgewehre sind. 1851 die Schweiz zeigt praktisch die hohen Vorteile des kleinen Kalibers. 1868 die Schweiz führt das Vetterli-Repetirgewehr ein — bis 1883 folgen alle größeren Staaten diesem Beispiel. 1880—1890 Prof. Fr. W. Hebler, ein Schweizer, weist der praktischen Ballistik neue Wege. Vor ihm that das 1860—1871 der ghz. hess. Major von Ploennies.

Alle Geschützverbesserungen anzuführen, die Deutsche ersannen, wäre hier unmöglich. Es sei hier allein an den Namen — Krupp erinnert.

Vergl. hierzu auch: L. Decker: Versuch einer Geschichte des Geschützwesens und der Artillerie, Berlin 1819. Dr. H. Meyer: Handbuch der Geschichte der Feuerwaffentechnik, Berlin 1835.

zu führen, änderten sie die Taktik insofern, als von nun an den Spießen der Angriff und die Abwehr, den Halmbarten aber die Verfolgung, kurz gesagt, das Dreinschlagen zukam. — Aus dieser Zeit stammt auch die taktische Dreiteilung der Heere in Vorhut, Gewalthaufen und Nachhut, nebst den „verlorenen" (freien) Knechten, den Freiwilligen, die das Gefecht durch ihre Schüsse eröffneten. Diese drei Treffen nahmen für gewöhnlich eine staffelförmige Aufstellung und die einzelnen Glieder schieden nicht selten eine eigene Reserve aus.

In der glücklichen Verbindung des Angriffes mit der Verteidigung lag das Geheimnis der großartigen kriegerischen Erfolge der Eidgenossen verborgen. Freilich verstanden sie es auch, die Mannschaft für den Felddienst heran zu bilden. Während des Mittelalters exerzierten nur die Schweizer und ihr „Gleichschritt" trug wesentlich zum Gelingen des Angriffes bei.

Erst als es den anderen Völkern gelang, die schweizerische Kriegskunst in dieser und jener Form nachzubilden, traten die Eidgenossen von der bis dahin inne gehabten, hoch geachteten Stellung zurück — und das war just in dem Augenblick, da auch bei ihnen die alte Freiheit verfiel und in ganz Europa die absolute Fürstengewalt ihr Gorgonenhaupt aufrichtete [1]).

[1]) Vergl. M. Jähns: Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland I. München 1886. E. von Rodt: Geschichte des bernischen Kriegswesens I. Bern 1831. C. von Elgger: Kriegswesen und Kriegskunst der schweizer. Eidgenossen. R. Günther: Das Kriegswesen der alten Eidgenossen in den „Bildern aus der Kulturgeschichte der Schweiz". Zürich 1895.

Zehnter Abschnitt.

Die Kultur im Zeitalter der Aufklärung.

Die italienische Renaissance.

Allgemeines.

Die Wiedergeburt der Wissenschaften und Künste beginnt für Italien um die Wende des XIII. Jahrhunderts; sie erreicht ihren ersten allgemeinen Aufschwung in der ersten Hälfte des XIV. und wird von weltgeschichtlicher Bedeutung im sogenannten Cinque Cento, um dann langsam, im Zeitalter der Gegenreformation, den Boden der Halbinsel zu verlassen, die nun der Tummelplatz der Unkultur in jeder Form wird — eine Thatsache, der wir auch heute noch gerne in Italien begegnen mögen. Politisch war das Italien des XIV. Jahrhunderts ein Conglomerat von freien Städten und kleinen Tyrannien; die kaiserliche Macht erschien als viel zu schwach, um einen dauernden Einfluß auf das Land zu gewinnen; „das Papsttum aber mit seinen Kreaturen und Stützpunkten war gerade stark genug, jede künftige Einheit zu verhindern, ohne doch selbst eine schaffen zu können." Die kleinen Gewaltherrscher mußten, wollten sie sich auf ihren stets bedrohten Thronen erhalten, möglichst suchen, den allgemeinen Wohlstand ihrer Länder zu heben, also Handel, Verkehr und Gewerbe zu pflegen. Dazu bedurften sie, um ihr Ansehen zu wahren, auch des vertrauten Umganges mit Künstlern und Gelehrten. „Die Illegitimität — sagt Jak. Burckhardt — von dauernden Gefahren umschwebt, vereinsamt den Herrscher; das ehrenvollste Bündnis, welches er nur irgend schließen kann, ist das mit der höheren geistigen Begabung, ohne Rücksicht auf die Herkunft. Die Liberalität (Mildeceit) der nordischen Fürsten des XIII. Jahrhunderts hatte sich auf die Ritter, das dienende und singende Adelsvolk beschränkt. Anders der monumental gesinnte, ruhmbegierige italienische Tyrann, der das Talent als solches braucht. Mit dem Dichter oder Gelehrten zusammen fühlt er sich auf einem neuen Boden, ja fast im Besitz einer

neuen Legitimität." So sehen wir, wie sich in Verona am Hofe des Can Grande della Scala die berühmtesten Verbannten aus ganz Italien versammeln um derart einen Brennpunkt der damaligen urbanen Kultur darzustellen. So zeigen sich aber auch mancherlei Züge im Leben und Auftreten der Tyrannen, welche an das Zeitalter der Cäsaren erinnern: die Forderung der abgöttischen Verehrung des Herrschers und seiner Familie, die übertriebene Verschwendungssucht, Grausamkeit, verbunden mit dem fluchwürdigsten Spähewesen. Im XV. Jahrhundert änderten sich die äußeren Verhältnisse. Die kleinen Tyrannen hatten sich vor den größeren oder glücklicheren beugen müssen; sie erschienen nun etwa in der Stellung angesehener Scharenhauptleute (Condottieri). „In ganz merkwürdiger Mischung liegt Gutes und Böses in den italienischen Staaten des XV. Jahrhunderts durcheinander. Die Persönlichkeit der Fürsten wird eine so durchgebildete, eine oft so hochbedeutende, für ihre Lage und Aufgabe so charakteristische, daß das sittliche Urteil schwer zu seinem Rechte kommt." Aus dem niedrigsten Stande stiegen glückliche Soldaten auf zur höchsten Macht, ihre Herrschaft aber wurde durch die häufigen meuchlerischen Morde gewöhnlich schnell wieder in fremde Hände überliefert, ohne doch dadurch ähnlich „gemäßigt„ zu werden wie nachmals in Rußland.

„Unter den Städten, welche ihre Unabhängigkeit bewahrten, sind zwei für die ganze Geschichte der Menschheit von höchster Bedeutung: Florenz, die Stadt der beständigen Bewegung, welche uns auch Kunde hinterlassen hat von allen Gedanken und Absichten der Einzelnen und der Gesamtheit, die drei Jahrhunderte hindurch an dieser Bewegung teilnahmen; dann Venedig, die Stadt des scheinbaren Stillstandes und des Schweigens. Es sind die stärksten Gegensätze, die sich denken lassen, und beide sind wiederum mit nichts auf der Welt zu vergleichen." (J. Burckhardt).

Das Papsttum, welches nach Avignon übersiedeln mußte, schien damit dem Grabe zuzueilen, dennoch ermöglichte es einen neuerlichen Aufschwung seiner Macht und kehrte triumphierend nach Rom zurück. Im XV. Jahrhundert klopfte der moderne Geist auch an die Pforten des Kirchenstaates. Das Papsttum unterschied sich äußerlich kaum von den übrigen italienischen Fürstentümern. In Rom selbst waren Ver-

schwörungen und Aufstände gegen das Pontificat an der Tagesordnung. Der Nepotismus, die Käuflichkeit der hohen Kirchenstellen blieb der Krebsschaden aller päpstlichen Regierungen; Innocenz VIII. und sein Sohn Franceschetto Cybò verkauften geradezu die päpstliche Verzeihung für Mord und Totschlag, um ihre privaten Kassen zu füllen. Alexander VI., der Spanier aus dem Hause der Borgia, führte neben anderen iberischen Gepflogenheiten auch die Stierkämpfe in Rom ein, sein Sohn Cesare galt den Zeitgenossen als die menschliche Verkörperung des Satans, seine Tochter Lucrezia als eine Herodias. Erst Julius II. zeigte wieder humane Züge und Leo X. sprach gar von der schönen Fabel, dem Christentum, die ihm und seinen Kardinälen so wacker Geld einbringe. „Für Italien — urteilt Burckhardt — waren Existenz und Lebensbedingungen des Kirchenstaates ein Hindernis der Einheit im Großen, dessen Beseitigung sich kaum jemals erhoffen ließ. Wenn dann im politischen Verkehr des XV. Jahrhunderts gleichwohl hie und da des Gesamtvaterlandes mit Emphase gedacht wird, so geschieht dies meist nur um einen andern, gleichfalls italienischen Staat zu kränken. Die ganz ernsten, tiefschmerzlichen Anrufungen an das Nationalgefühl lassen sich erst im XVI. Jahrhundert wieder hören, als es zu spät war, als Franzosen und Spanier das Land überzogen hatten. Von dem Lokal-Patriotismus kann man etwa sagen, daß er die Stelle dieses Gefühles vertritt ohne dasselbe zu ersetzen.

Der moderne Mensch.

Italien ist das erste Land gewesen, wo der Mensch als „uomo singolare," als „uomo unico" die höchste Stufe der individuellen Ausbildung erklimmt im Gegensatz zum Mittelalter, das den Menschen einzig als Glied seines Volkes, im besten Falle aber als den Vertreter seiner politischen oder privaten Familie betrachtete. „Mit Ausgang des XIII. Jahrhunderts beginnt Italien plötzlich von Persönlichkeiten zu wimmeln; der Bann, welcher auf dem Individualismus gelegen, ist hier völlig gebrochen, schrankenlos spezialisieren sich tausend einzelne Gesichter. Dante's große Dichtung wäre in jedem andern Lande schon deshalb unmöglich gewesen, weil das übrige Europa noch unter jenem Banne der Race lag; für Italien ist der hehre Dichter schon durch die Fülle des Individuellen der nationale Herold seiner Zeit geworden. (Burckhardt). Der moderne individuelle Mensch erscheint in

mannigfachen Formen; er wird vielseitig, schöpferisch auf einzelnen und mehreren Gebieten — der Ruhm, das Ansehen bei der Mitwelt wird von dem Individuum erstrebt und ihm allein zu teil, nicht seiner Familie, seiner Vaterstadt, seinem Lande. Der Dichter wird zunächst zum Philologen, der in heiligem Streben sich bemüht, die Antike wieder erstehen zu lassen. Der Gelehrte, der Künstler sind sich ihrer Berühmtheit, ihrer geistigen Macht vollauf bewußt und wagen es, sich in den schärfsten Gegensatz zu Jenen zu stellen, welche über nichts weiter, als die Vorrechte ihrer Geburt verfügen. Der beißende Witz, die höhnende Spottsucht — nicht aber das mittelalterliche gemeine Beschimpfen — kommen zu ihrem Rechte. Frankreich und Deutschland haben in ihrem Rabelais und Fischart [1]) erst anderthalb Jahrhunderte später den italienischen Facetien-Schreibern ähnliche Schriftsteller gegenüber stellen können. Der fein geschmiedete Witz fand sogar seine Theoretiker und das gesamte gebildete Italien der Renaissance muß als eine Lästerschule gelten, „wie die Welt seitdem keine zweite mehr aufzuweisen gehabt hat, selbst in dem Voltaire Frankreich's nicht." Wo ist es wohl wieder geschehen, daß ein Pietro Aretino von den mächtigsten Fürsten seiner Zeit, darunter Karl V. und Franz I. besoldet ward, um seinen Pasquillen zu entgehen, von seiner Feder etwa ein glänzendes Lob zu erhalten? Zudem tritt uns auch in Pietro Aretino der erste Journalist entgegen, fast fünfzig Jahre früher, ehe überhaupt regelmäßig erscheinende Zeitungen herausgegeben wurden.

Mit diesem ausgeprägten Individualismus Hand in Hand geht die Vorliebe der Italiener, bedeutende Menschen biographisch zu schildern; sie sind die ersten Lebensbeschreiber im modernen Sinne. „Bei den Italienern wird das Aufsuchen der charakteristischen Züge bedeutender Menschen eine herrschende Tendenz, und dies ist es, was sie von den übrigen Abendländern unterscheidet, bei welchen dergleichen mehr nur zufällig und in außerordentlichen Fällen vorkommt. Diesen entwickelten Sinn für das Individuelle kann überhaupt nur derjenige haben, welcher selbst aus der Rasse herausgetreten

[1]) Dabei mag nicht vergessen werden darauf hinzuweisen, daß Fischart wahrscheinlich italienischen Ursprungs war. Es ist wenigstens möglich, daß Fischart dem heute noch in San Vittore blühenden Geschlechte der Viscardi entstammte. Es dürfte vielleicht gelingen diese Annahme thatsächlich zu beweisen.

und zum Individuum geworden ist." — Von der Charakteristik der einzelnen Menschen gelangte man schnell zur Beschreibung der äußeren Person. „Noch heutzutage haben besonders die Römer das Talent, einen Menschen, von dem die Rede ist, in drei Worten kenntlich zu machen. Dieses rasche Erfassen des Charakteristischen aber ist eine wesentliche Vorbedingung für die Erkenntnis des Schönen und für die Fähigkeit, dasselbe zu beschreiben." So bemühten sich seit dem XIV. Jahrhundert — Boccaccio war der erste — die Schriftsteller schöne Frauen zu schildern, im XVI. Jahrhundert aber schrieb Firenzuola seine noch heute mustergiltige Abhandlung della bellezza delle donne [1]). Weiterhin folgen dann auch die so häufigen Berichte über die Eigenart fremder Völker und Städte, dazu treten die Beschreibungen der Feste, der Annehmlichkeiten des Landlebens u. s. w., die Abhandlungen der Reisenden und der Kosmographen. „Ueber die Reisen der Italiener nach fernen Weltgegenden ist uns hier nur eine allgemeine Bemerkung gestattet. Die Kreuzzüge hatten allen Europäern die Ferne geöffnet und überall den abenteuernden Wandertrieb geweckt. Es wird immer schwer sein, den Punkt anzugeben, wo derselbe sich mit dem Wissensdrang verbindet oder vollends dessen Diener wird; am frühesten und vollständigsten aber ist dies bei den Italienern geschehen. Schon an den Kreuzzügen selbst hatten sie sich in einem andern Sinne beteiligt als die übrigen, weil sie bereits Flotten und Handelsinteressen im Orient besaßen; von jeher hatte das Mittelmeer seine Anwohner anders erzogen als das Binnenland die seinigen, und Abenteurer im nordischen Sinne konnten die Italiener nach ihrer Naturanlage überhaupt nie sein. Als sie nun in allen östlichen Häfen des Mittelmeeres heimisch geworden waren, geschah es leicht, daß sich die Unternehmendsten dem grandiosen mohammedanischen Wanderleben, welches dort ausmündete, anschlossen; eine ganze große Seite der Erde lag dann gleichsam schon entdeckt vor ihnen. Oder sie gerieten, wie die Polo von Venedig, in die Wellenschläge der mongolischen Welt hinein und wurden weiter getragen bis an die Stufen des Thrones des Großchans. Frühe finden wir einzelne Italiener auch schon im atlantischen Meere als Teilnehmer von Entdeckungen, wie denn z. B.

[1]) Vergl. hierüber des Verfassers „Frauenschönheit im Spiegel der Jahrhunderte," Zürich und Leipzig 1897.

Genuesen im XIII. Jahrhundert bereits die kanarischen Inseln fanden; Columbus ist nur der Größte einer ganzen Reihe von Italienern, welche im Dienste der Westvölker in ferne Meere fuhren. Nun ist aber der wahre Entdecker nicht der, welcher zufällig zuerst irgend wohin gerät, sondern der, welcher gesucht hat und findet; ein solcher allein wird auch im Zusammenhange stehen mit den Gedanken und Interessen seiner Vorgänger, und die Rechenschaft, die er ablegt, wird danach beschaffen sein. Deshalb werden die Italiener, auch wenn ihnen jede einzelne Priorität der Ankunft an diesem oder jenem Strande abgestritten würde, doch immer das moderne Entdeckervolk im vorzugsweisen Sinne für das ganze Spätmittelalter bleiben. Die nähere Begründung dieses Satzes gehört der Spezialgeschichte der Entdeckungen an. Immer von neuem aber wendet sich die Bewunderung der ehrwürdigen Gestalt des großen Genuesen zu, der einen neuen Kontinent jenseits des Wassers forderte, suchte und fand, und der es zuerst aussprechen durfte: il mondo è poco, die Erde ist nicht so groß als man glaubt. Während Spanien den Italienern einen Alexander VI. sendet, gibt Italien den Spaniern den Columbus; wenige Wochen vor dem Tode jenes Papstes (7. Juli 1503) datiert dieser aus Jamaica seinen herrlichen Brief an die undankbaren katholischen Könige, den die Nachwelt nie wird ohne die stärkste Erregung lesen können. In einem Codicill zu seinem Testamente, datiert zu Valladolid, 4. Mai 1506, vermacht er „seiner geliebten Heimat, der Republik Genua, das Gebetbuch, welches ihm Papst Alexander geschenkt, und welches ihm in Kerker, Kampf und Widerwärtigkeiten zum höchsten Troste gereicht hatte." Es ist, als ob damit auf den fürchterlichen Namen Borgia ein letzter Schimmer von Gnade und Güte fiele." (J. Burckhardt.)

Italien ist ferner das Land, welches zuerst die vergleichende Naturwissenschaft übte, botanische und zoologische Sammlungen anlegte. Freilich erneuerten einzelne Gewaltherrscher auch wieder die Tierhetzen und Löwen dienten hin und wieder als Vollstrecker politischer Urteile!

Dann zeigte die italienische Litteratur, daß sie den mittelalterlichen Standpunkt des Erfassens von landschaftlichen Schönheiten, der nur den Vordergrund ohne Ferne kannte, schon im XII. Jahrhundert überwunden hat. Dante genoß den Fernblick von hohen Bergen, Boccaccio schildert uns

herrliche Gärten und Haine, Petrarca, ebenso groß als Poet wie als Geograph (er entwarf die erste Karte von Italien) ward vom Naturgenuß unmittelbar beeinflußt. In dieser Hinsicht eilten die Dichter aber den Malern um gut zwei und ein halb Jahrhundert voraus.

Die „Wiedergeburt" des Altertums.

Während die Antike für den Norden von wesentlich erzieherischem Einfluße war, ist sie in Italien lediglich nach einer längeren Unterbrechung in ihrem ganzen Wesen, zu neuer, aber doch von moderner Auffassung geregelten Entfaltung erstanden. Außerhalb Italiens beschäftigten sich allein die Gelehrten und auch diese in höchst einseitiger Weise mit der Antike, in Italien beteiligt sich gleichsam das gesamte Volk an der „Wiedergeburt;" denn für jeglichen Stand fällt dabei etwas ab zur Vergrößerung seines Ruhmes. „Die große, allgemeine Parteinahme der Italiener für das Altertum beginnt mit dem XIV. Jahrhundert. Es war dazu eine Entwicklung des städtischen Lebens notwendig, wie sie nur in Italien und erst jetzt vorkam: Zusammenwohnen und thatsächliche Gleichheit von Adligen und Bürgern, Bildung einer allgemeinen Gesellschaft, welche sich bildungsbedürftig fühlte und Muße und Mittel übrig hatte. Die Bildung aber, sobald sie sich von der Phantasiewelt des Mittelalters losmachen wollte, konnte nicht plötzlich durch bloße Empirie zur Erkenntnis der physischen und geistigen Welt durchdringen, sie bedurfte eines Führers, und als solchen bot sich das klassische Altertum dar, mit seiner Fülle objektiver, evidenter Wahrheit in allen Gebieten des Geistes. Man nahm von ihm Form und Stoff mit Dank und Bewunderung an, es wurde einstweilen der Hauptinhalt jener Bildung. Auch die allgemeinen Verhältnisse Italiens waren der Sache günstig; das Kaisertum des Mittelalters hatte seit dem Untergang der Hohenstaufen entweder auf Italien verzichtet oder konnte sich daselbst nicht halten; das Papsttum war nach Avignon übergesiedelt; die meisten thatsächlich vorhandenen Mächte waren gewaltsam und illegitim; der zum Bewußtsein geweckte Geist aber war im Suchen nach einem neuen haltbaren Ideal begriffen und so konnte sich das Scheinbild einer römisch-italienischen Weltherrschaft der Gemüter bemächtigen, ja eine praktische Verwirklichung versuchen mit Cola di Rienzo. Wie er, namentlich bei seinem ersten Tribunat, die Aufgabe anfaßte, mußte es allerdings nur zu

einer wunderlichen Komödie kommen, allein für das Nationalgefühl war die Erinnerung an das alte Rom durchaus kein wertloser Anhalt. Mit seiner Kultur aufs neue ausgerüstet, fühlte man sich bald in der That als die vorgeschrittenste Nation der Welt." (J. Burckhardt).

Die Päpste und ihre Kreaturen unter den ersten Sippen der ewigen Stadt waren freilich über diese Anhänglichkeit des Volkes an die sprechenden Erinnerungen der einstigen Beherrscherin des Erdkreises weit erhaben: Sie sind es gewesen, welche Rom in Ruinen legten, nicht die „gothischen Barbaren," wie manche beteiligte Geschichtsschreiber gerne glauben machen möchten [1]). Als Poggio Fiorentino sich um die Wende des XIV. Jahrhunderts daran machte, seine berühmte Topographie Roms zu bearbeiten, mußte er, um Inschriften zu sammeln, sehr häufig dichtes Gestrüpp durcharbeiten. Der Marmor der antiken Bauwerke ward noch fünfzig Jahre nach ihm — zum Kalkbrennen benutzt! Erst mit Nikolaus V., noch mehr aber mit Pius II. (dem bekannten Humanisten Aenäas Sylvio Piccolomini) beginnt die Reihe der Päpste, welche die Ruinen vor weiterer Verderbnis schützten; seit Alexander VI. veranstaltete man auch methodisch geleitete Ausgrabungen.

Im XIV. Jahrhundert schon wendete sich die Aufmerksamkeit der Dichter-Philologen der antiken Litteratur zu, im allgemeinen beherrschten sie jedoch nur die lateinische Sprache, so besaß Petrarca wohl einen griechischen Homer, aber er vermochte ihn nicht zu lesen und als Boccaccio die Ilias und Odyssee ins Lateinische übertragen wollte, bedurfte er der Beihilfe eines in Calabrien ansässigen Griechen. Hundert Jahre änderten jedoch viel. Im XV. Jahrhundert stieg die Liebhaberei für antike Werke so bedeutend, daß Gelehrte sich nicht selten in drückende Schulden stürzten, um die sehr teuren Abschriften zu erwerben. Papst Nikolaus V. leuchtet als Büchersammler voran, er hinterließ (1455) den etwa 900 Bände zählenden Grundstock der nachmals und bis heute so berühmten Vaticana. Da kam des Gutenbergs Erfindung eben recht und es begreift sich leicht, daß sie in Italien zur schnellsten Ausbreitung gelangte.

---

1) Ein altes Sprichwort sagt: „Was die Barbaren nicht gethan haben, das thaten die Barberini".

Vergl. auch: F. Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart 1859—65.

Auf die Erforschung des römischen Altertums folgte diejenige des hellenischen. Als jedoch die zu Florenz sich findende Kolonie gelehrter byzantinischer Flüchtlinge wegstarb, verfielen auch die griechischen Studien, da auch die geistige Richtung der Zeit nach Leo X. Tode eine andere Wendung befolgte.

Die allgemeine Volksbildung stand verhältnismäßig nicht weniger hoch; selbst Bauersleute konnten lesen und schreiben, wenigstens jene, die ober- und mittelitalienische Landschaften bewohnten. Eine wirkliche rein italienische Bildung bestand jedoch nicht, es war vielmehr der Humanismus, welcher vorherrschte.

Als die ersten der großen Männer, die das Altertum in den Mittelpunkt des modernen Kulturlebens hineinzogen, sind Dante, Petrarca und Boccaccio zu bezeichnen. Fast wehmütig-komisch klingt es, wenn wir vernehmen wie gerade der Letztere sich bemühen mußte, die humanistischen Studien von dem Vorwurfe der heidnischen Ketzerei zu reinigen. „Anders als jetzt — so sagt er in seiner Genealogia Deorum — möge es allerdings damals sich verhalten haben, da die Urkirche sich noch gegen die Heiden verteidigen mußte; heutzutage — Jesu Christo sei Dank! — sei die wahre Religion erstarkt, alles Heidentum vertilgt, und die siegreiche Kirche im Besitz des feindlichen Lagers; jetzt könne man das Heidentum fast ohne Gefahr betrachten und behandeln.“ Zum Glück war der Zeitgeist — der Geist der Renaissance — bereits so mächtig, daß er den Zorn der Kuttenträger gegen die Vertreter der Menschlichkeit meistern mochte. Seinem Sinne entsprechend, daß die Gelehrsamkeit, das Wissen, der Genius höher stehe als der Zufall der Geburt, entwickelte er auch die Poetenkrönung. Um Petrarca (1341) den Lorbeerkranz aufsetzen zu dürfen, stritten sich die pariser Sorbonne, der römische Senat und König Robert Anjou von Neapel; der Dichter selbst gab dann Rom mit seinem Capitol den Vorzug. Seit Karl IV. maßten sich dann die Kaiser dieses Vorrecht an, ohne aber viel mehr, denn die rein äußerliche Ehrung darin zu sehen.

Ueberall entstanden im Laufe des XIV. Jahrhunderts in Italien die von Humanisten geleiteten Universitäten und Lateinschulen; im Beginne des XV. Jahrhunderts trat in Vittorino da Feltre der würdige Vorläufer von Pestalozzi

auf, welcher ja auch seinen Familienursprung in Italien fand. Die Fürsten und mächtigen Herren wetteiferten darin, nicht nur den Verkehr mit Gelehrten zu suchen, diesen ihre Kinder zur Erziehung anzuvertrauen, sondern auch dem Humanismus alle nur denkbaren Freiheiten zu gestatten.

Dann aber kam im XVI. Jahrhundert der jähe Sturz, den die Humanisten zumeist selbst verschuldeten. „Von allen, die jemals einen Stand gebildet, haben sie am allerwenigsten ein Gefühl des Zusammenhaltes gehabt, oder wo es sich aufraffen wollte, respektiert. Sobald sie dann anfingen, sich einer über den andern zu erheben, war ihnen jedes Mittel gleichgültig. Blitzschnell gehen sie von wissenschaftlichen Gründen zur Invektive und zur bodenlosesten Lästerung über; sie wollen ihren Gegner nicht widerlegen, sondern in jeder Beziehung vernichten. Etwas hiervon kommt auf Rechnung ihrer Umgebung und Stellung. Auch war ihre Lage im wirklichen Leben meist eine solche, daß sie sich beständig ihrer Existenz wehren mußten. In solchen Stimmungen schrieben und perorierten sie und schilderten einander. Das XVI. Jahrhundert kannte diese Zeugnisse alle und war der betreffenden Menschengattung ohnehin müde geworden. Sie mußte büßen für das was sie verübt hatte und für das Uebermaß der Geltung, das ihr bisher zuteil geworden war. Ihr böses Schicksal wollte es, daß der größte Dichter der Nation (Ariosto) sich über sie mit ruhiger, souveräner Verachtung aussprach. . . Das XVI. Jahrhundert machte ihnen förmlich den Prozeß. . . Die Anklagen lauten hauptsächlich auf Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit, Starrsinn, Selbstvergötterung, zerfahrenes Privatleben, Unzucht aller Art, Ketzerei, Atheismus, — dann Wohlredenheit ohne Ueberzeugung, verderblichen Einfluß auf die Kabinette, Sprachpedanterei, Undank gegen die Lehrer, kriechende Schmeichelei gegen die Fürsten, welche den Litteraten zuerst anbeißen und dann hungern lassen u. dgl. m.“ (J. Burckhardt). Die schlimmste Anklage aber erhob bald die in ihrer Machtsphäre durch die Reformation bedrohte Kirche — und diese lautete natürlich auf Ketzerei! Und dann kam die Inquisition, welche jeden freien Gedanken in den Flammen wie in dem Rauche ihrer Scheiterhaufen zu ersticken dachte; genug, der antikisierende Humanismus nahm ein klägliches Ende, sein Erbe aber trat der Geist der freien Aufklärung an.

Der Humanismus in Deutschland und die Reformation [1]).

Die Grundlagen des deutschen Humanismus.

Viktor Hugo sagt in seinem bekannten Romane „Unsere Frau von Paris": „Das größte Ereignis der Weltgeschichte ist die Erfindung der Buchdruckerkunst! Sie ist die Mutter aller Umwälzungen, ist der Ausdruck der sich völlig umgestaltenden Menschheit, ist der menschliche Gedanke, der das Kleid wechselnd in neuer Form auftritt, sie ist eine vollständige und letzte Wandlung der Hülle jener symbolischen Schlange, die seit Adam's Zeiten den Verstand darstellt." — In der That läßt sich die Aufklärung, ohne das Mittel, ihre geistigen Waffen so leicht vervielfältigen zu können, nicht denken. Für die ganze gesittete Welt brach, vom kulturgeschichtlichen Standpunkte aus gesprochen, die neue Zeit an, als der straßburger Patrizier Johannes Gensfleisch von Gutenberg zu Mainz, den ersten gedruckten Bogen unter der Presse hervorzog. Die neue Erfindung trat kaum ein Dutzend Jahre später, nach der Eroberung von Mainz, ihren Siegeslauf an, der sie schnell selbst in ferne Gegenden führte. Ueberall lieferte sie das kräftigste Mittel zur Aufklärung der Massen. Die Bücher wurden wohlfeil und daher jedermann verhältnismäßig leicht zugänglich. Deutschand aber, das mit seinen Druckern im Laufe des XV. Jahrhunderts ganz Europa versorgte, gewann derart eine unanfechtbare Stellung im Reiche der Wissenschaften. Besonders Italien, das bis dahin gewohnt gewesen, die Länder nördlich der Alpen für geistige Wildlinge und Wüsten zu erachten, mußte bald erkennen, wie die neue Kunst ihm die Führung beim Ausbau der Kultur entriß und sie Deutschland zuwendete.

Hier in dem Reiche der Bürger nahm freilich der Humanismus nicht den glänzenden Aufschwung wie in Italien, gewann dafür aber eine um so nachhaltigere Entfaltung und

[1]) Das Folgende ist zum Teil eine Benutzung des IV. Abschnittes „Reformation und Gegenreformation" in des Verfassers „Deutsche Kulturgeschichte" Bd. 56 der Göschenschen Sammlung. Leipzig 1896. Für die deutschen Verhaltnisse sind ferner zu vergleichen: Joh. Scherr: Deutsche Kultur- und Sittengeschichte und O. Henne-am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes.

einen weit ausgeprägteren Charakter. Als Vorläufer des deutschen Humanismus darf man wohl die späteren Mystiker gelten lassen. Sie gründeten nämlich Schulen, die allen scholastischen Wust zu verbannen suchten und vor allem die wahre Gelehrtensprache, das klassische Latein, in ursprünglicher Reinheit lehrten. Der Anfang solcher Bestrebungen ist in den Niederlanden zu suchen, die damals noch völlig zum Reiche gehörten. Die „Brüder des gemeinsamen Lebens" errichteten überall, wohin sie kamen, Lateinschulen, in denen nicht selten auch das Griechische getrieben wurde. Allgemein verbreitet fanden sich in den deutschen Städten diese Unterrichtsanstalten in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Die Buchdruckkunst ermöglichte es ihnen, Lehrbücher aller Art in genügender Anzahl zu gewinnen. Der mächtig aufblühende Humanismus lieferte dazu die unterweisenden Meister. Die Lehrbücher, welche bis dahin gebraucht worden, kennzeichnen sich als gedankenlose, schlecht geordnete Zusammenstellungen aller möglichen Formeln und Sätze. Die Grammatiken gaben sich mehr als ein Hülfsbuch für Lehrer und konnten keineswegs dem Schüler die notwendige selbständige Anleitung zu seinen Studien schaffen. Die Wörterbücher verrieten die Unwissenheit ihrer Urheber auf jeder Zeile. Andere Wissenschaften durften zudem nicht einmal in den niederen Schulen getrieben werden; die Schulzucht war roh und gemein. Alle diese Uebelstände zu heben, bemühten sich in Wort, Schrift und That die erleuchtesten Humanisten. Sie schrieben Grammatiken und sonstige Anleitungen, verbesserten die Schulordnung wie die Schulzucht und verschmähten es nicht, selbst als Lehrer aufzutreten [1]).

Die Stellung der Universitäten z. Humanismus.

Die Hochschulen verhielten sich, beeinflußt von der offiziellen Scholastik, beharrlich abwehrend gegenüber den Bestrebungen, eine neue geistige Richtung zu pflanzen. Zwischen der Mitte des XIV. Jahrhunderts und dem Beginne der kirchlichen Spaltung (Reformation) wurden in Deutschland nicht weniger als fünfzehn Universitäten errichtet. Aber erst mit dem Wachsen der Selbständigkeit unter den Weltlichen

---

[1]) Vergl. Fr. Cramer: Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters. Stralsund 1843. H. A. Erhard: Geschichte des Wiederaufblühens der Wissenschaften vornehmlich Deutschlands bis zum Anfange der Reformation. Magdeburg 1827—32. Geschichte der Wissenschaften: Deutschland; neuere Zeit, herausgegeben von der historischen Kommission bei der königl. Akademie der Wissenschaften zu München.

begann die äußere und innere Befreiung der Hochschulen von der Kirche. Noch lange blieb das alte Lehrgebäude unangetastet, dessen Grundsteine die scholastische Theologie, das justianische und kanonische Rechtsbuch und die christlich-aristotelische Philosophie bildeten. Die Medizin fußte noch immer auf den Lehren Galens, die Naturwissenschaften, welche man unter dem Namen Physik zusammenfaßte, verharrten aber beim dunkelsten Aberglauben. Die geschlossenen Körperschaften der Universitäten widerstanden den Humanisten, weil jeder einzelne Professor fürchten mußte, ein Opfer des beginnenden Kampfes zu werden. Die Humanisten dagegen fanden es bei weitem bequemer, in „gelehrten Gesellschaften," also freien Vereinigungen, einen neuen Weg einzuschlagen. Bezeichnend genug ist es für ihre Stellung zu den Universitäten, daß sie die Grade und Titel derselben nicht selten mit Verachtung straften.

Das Wesen des deutschen Humanismus und seine Hauptvertreter.

Aber auch in Deutschland hatte der Humanismus gewisse Nachteile. Seine Gedanken wurzelten im Altertume, seine Sprache war das Latein, dessen Wertschätzung so weit stieg, daß die meisten Gelehrten jener Zeit ihre ehrlichen deutschen Namen in oft höchst lächerliche Uebertragungen verkehrten. Johannes Reuchlin oder Kapnion, der Pforzheimer, schrieb nur nebensächliche Dinge in seiner Muttersprache, Desiderius Erasmus von Rotterdam verachtete jedes Vaterland. Und wie diese beiden Hauptgestalten in der neuen Richtung, so handelten — mit wenigen, nur schüchtern hervortretenden Ausnahmen — die übrigen Humanisten des XV. Jahrhunderts.

Ulrich von Hutten besaß zwar die ganze humanistische Bildung seiner Zeit, aber er benutzte sie, um seinem Lande als treuer Kämpfer „redlich und ohne Prunk," für Wahrheit und Freiheit zu dienen. So muß er als der erste Vertreter der neuen Gedanken gelten, die schließlich in der Reformation gipfelten. Die ältesten Humanisten hatten in der Kirche den größten Trost und vornehmsten Geist zu finden getrachtet, ängstlich vermieden sie es, Nutzanwendungen auf das wirkliche Leben aus ihren Studien zu ziehen. Viele von ihnen sind zudem Priester gewesen, um der Weltlichkeit überhaupt zu entfliehen. Dann kam die Zeit des wissenschaftlichen Humanismus. Die Forschung, nicht nur auf dem Gebiete der drei toten Sprachen, sondern auch in den al-

gemeinen neuen Erscheinungen und Entdeckungen, trat in ihr Recht. Unklar wurde auch der Gedanke erfaßt, daß Deutschland der geistige Mittelpunkt der gesamten weltlichen Kultur sei, daß es anderen Völkern an innerer Tüchtigkeit überlegen wäre. Dagegen lehnten die Gelehrten es ab, sich mit kirchlichen Fragen eingehender zu beschäftigen, oder gar die Geistlichkeit selbst anzugreifen.

Diese empfand jedoch nur zu gut die Gefahr, welche ihr drohte, wenn geläuterte Wissenschaften dem großen Volke zugänglich wurden. Der Streit der kölner Dunkelmänner mit Reuchlin drängte den gesamten Humanismus zu einem Kampfe mit der Kirche. Er wurde freilich vorerst zaghaft genug begonnen. Man verfaßte Spottschriften, von denen die „Epistolae obscurorum virorum“ die wichtigsten sind, und Erasmus bereitete in seinen Arbeiten über das neue Testament und die Kirchenväter das philologische Rüstzeug der Reformatoren vor. Hutten durfte in seinem „Triumph Reuchlins“ die stolzen Worte rufen: „Da, ihr Deutschen, habt ihr den Triumpf Kapnions, den ihr den Zähnen der schändlichsten Männer, der Theologen, entrisset. Freut euch und klatschet Beifall! Denn vernichtet ist die Mißgunst erbärmlicher Menschen, gezähmt die unbändige Wut verräterischer Schurken. Geachtet werden die Studien, die Wissenschaften dem Untergange entzogen, die Tugenden belohnt. Nach langer Blindheit ist Deutschland wieder sehend geworden. Es erstarken die Künste, es kräftigen sich die Wissenschaften, es erwachen die Geister, verbannt bleibt die Barbarei. So nehmt denn den Strick, ihr Theologen! Und ihr, meine Kampfgenossen, wohlan, drauf und dran! Der Kerker ist gesprengt, die Würfel sind gefallen, zurückgehen können wir nicht mehr. Den Dunkelmännern habe ich den Strick gereicht, wir sind die Sieger.“ — Aber die alten Humanisten waren nicht mehr imstande, der weiteren Entwickelung der Dinge zu folgen. Sie standen seitab, indes die frische Jugend, Hutten voran, es versuchte, dem Volksgeiste den Weg zur endlichen Befreiung zu weisen.

Die kulturelle Bedeutung der Reformation.

Als Luther seine Kampfsätze wider den Ablaßhandel an die Thore der Wittenberger Schloßkirche anschlug, glaubte er, den Streit auf dem Wege gelehrter Gespräche lösen zu können. Alle Stände des Volkes aber schienen nur auf ein Zeichen gewartet zu haben, ihre Fesseln zu brechen. Die

Fürsten suchten sich der kaiserlichen Oberhoheit zu entziehen, die Adligen der fürstlichen Bevormundung ledig zu werden. Der Bürger wollte keine Steuern mehr an die Kirche leisten, welche ihm längst verächtlich geworden. Die Bauern endlich sahen in der neuen Lehre die Möglichkeit, ein menschenwürdiges Dasein zu gewinnen und in dem nur zu schnell ängstlich innehaltenden Reformator ihren Heiland.

Luther hat, wie Joh. Scherr (a. a. O. 265) sehr richtig bemerkt, den Mönch zeitlebens nicht abgestreift. „Bei jedem Schritte, welchen der merkwürdige Mann macht, glaubt man zu sehen, wie ihm die Kutte schwerfällig um die Beine schlägt. Die humanistische Bewegung verstand er nicht und wollte auch nichts mit ihr zu schaffen haben, weil eben das ganze Maß seiner Bildung kaum merklich über das Niveau mönchischer Kultur sich erhob. Die klassischen Studien lagen ihm ferne. Von der still und groß in sich gefaßten Lebensweisheit der Alten, von der Schönheit hellenischer Poesie und Kunst hatte er gar keine Ahnung."

Dagegen ist Luther der größte Wohlthäter an der deutschen Sprache geworden, durch das bei der Bibelübersetzung angewendete Neuhochdeutsche, welches von nun ab den Dichtern und Schriftstellern es ermöglichte, allgemein verständlich zum Volke zu reden [1]). Die Gelehrten, welche bislang römische und hellenische Schauspiele übersetzten und selbst lateinische Schulkomödien verfaßten, bearbeiteten im protestantischen Sinne biblische Stoffe zu Aufführungen [2]). Von der Prosa zogen besonders die Volksbücher großen Vorteil, zu denen Sammlungen von Erzählungen, Schwänken und Sagen, selbst Romane traten. Die Vorliebe des Zeitalters für geschichtliche Berichterstattungen zeigt sich in den nach und nach auftauchenden Chroniken von Ländern und Städten, sowie wirklichen Darstellungen allgemein historischen Charakters. Die großen Entdeckungen der seefahrenden Völker wurden den Deutschen durch reichhaltige Reise- und Weltbeschreibungen (Seb. Münsters Kosmographie, Basel 1553) vermittelt. Ueber die Ereignisse der großen Zeit selbst berichteten unzählige,

---

1) Luthers Hochdeutsch ist ursprünglich die Schriftsprache der kaiserlichen (östereichischen) Kanzlei gewesen und wurde als solche in etwas veranderter Form von den kursächsischen Schreibstuben übernommen; ob sie damals bereits ins Volk gedrungen war, ist sehr fraglich.

2) L. Tieck: Anfänge des deutschen Theaters. Leipzig 1848.

meist mit rohen Abbildungen versehene Flugblätter, die „Zeitungen." Der Druck so vieler und mannigfacher Werke schuf den neuen, hoch geachteten Erwerbsstand der „Buchführer" (Buchhändler). Die Zeitungen erschienen gegen Ende des Jahrhunderts schon in fortlaufenden, vierteljährlichen und selbst monatlichen Nummern[1]).

Im Beginne des Zeitalters des großen Krieges (1609) gab Johann Carolus in Straßburg i. E. die erste deutsche Wochenzeitung heraus; sie fand bald einige Nachahmer.

Die großen Fragen, welche die Reformation plötzlich zur Reife gebracht, forderten zu ihrer Lösung die Beteiligung des deutschen Volkes in seiner Gesamtheit. Das erkannten die Schriftsteller, und in ihren Kreisen regte sich seit Ulrich von Hutten das Bemühen, volkstümlich zu reden. Hutten selbst ist freilich des Deutschen viel zu wenig mächtig gewesen, um dieses als Waffe in seinem Kampfe wider das Papsttum und die Fürsten zu benutzen. Luther „schaute dem Volke auf's Maule" und wollte „Hofwörter" nicht gebrauchen; so entbehrte er des besten Mittels nicht für seine Thätigkeit. Darin stand ihm Zwingli zwar keineswegs nach, aber sein Deutsch konnte doch nur von einem allemannischen Ohre verstanden werden. Die Sprachverschiedenheit zwischen dem Schweizer und dem Sachsen hat gewiß nicht wenig zu der Erfolglosigkeit ihrer Zusammenkunft in Marburg beigetragen. Umsomehr muß die Nachwelt Luther dankbar sein, daß er den Deutschen ein wirkliches Verständigungsmittel schuf.

---

[1]) Wuttke: Geschichte der Presse. Leipzig 1872. J. O. Opel: Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650 im Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels. III. Leipzig 1879. H. Bodmer: Die älteste Zürcher Zeitung im Zürcher Taschenbuch fur 1891. R. Günther: Alte schweizerische Zeitungen in „Bilder aus der Kulturgeschichte der Schweiz". Zürich und Leipzig 1895.

Die Aufklärung im Kampfe mit dem Aberglauben.

Die Hauptformen des Aberglaubens.

„Aufklärung ist der Ausgang der Menschen aus einer selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." (Kant).

Unsere Zeit hat kaum mehr einen Begriff davon, wenigstens so weit die Bewohner der großen Städte in Betracht kommen, welche Riesenarbeit die Aufklärung zu leisten hatte, bis endlich der Verstand ein wenig zu seinem Rechte kam. Uebrigens haben wir in Europa in vielen Ländern, z. B. in Osteuropa, in Süditalien, in Spanien, in der Bretagne, in Irland noch jetzt kaum den ersten Beginn einer thatsächlichen Befreiung der Geister. Unter dem Landvolk in vielen, sehr vielen Gegenden (selbst Deutschlands und der Schweiz) herrscht ferner noch zur Stunde und wahrscheinlich noch für lange Jahrhunderte der absurdeste Aberglauben [1]). Zwar währt die Dummheit nicht ewig, wie Scherr meinte, aber der Kampf gegen sie, den Götter vergebens führen, wird der Aufklärung noch unzählbare Anstrengungen und Opfer kosten.

Die Entwickelung der geistigen Sklaverei haben wir beobachtet: Auf die politische Entmannung der Völker durch die römischen Cäsaren folgte die Despotie der Kirche, die nichts duldete, was ihr im geringsten widersprach und die den größten Aberglauben säte, da sie den Glauben an die

---

1) Man täusche sich nicht durch schöne Reden und publizistische Deklamationen. Es gibt leider unr zu viel Bezirke, wo das dickste Dunkel herrscht. Vergeht doch fast keine Woche, da wir nicht von Dorfhexen, Zauberern, Beschwörern, Gebetswundern, Muttergotteserscheinungen, Klopfgeistern, Tischrückern, Gestalten aus der vierten Dimension u. s. w. hören. Wie wenige der sogenannten Gebildeten thatsächlich von jedem Aberglauben frei sind, weiß wohl jeder, der auf diesem Gebiete einige Erfahrungen besitzt.

Wunder, an den Teufel, an das ewige Leben forderte, was notwendigerweise die feste Ueberzeugung in den Massen nach sich ziehen mußte, daß es übernatürliche Kräfte gäbe, welcher Heilige, Zauberer und Hexen sich zu bedienen verstanden, und daß die Abgeschiedenen die Lebenden als Gespenster schrecken könnten.

Wie lange ist es her, daß die Gebildeten den Glauben an Magie und Hexerei abgeschüttelt haben? Nicht dreihundert Jahre sind vergangen, daß einzelne erleuchtete Menschen an der Möglichkeit von Wundern zweifelten. Kaum hundert Jahre sind es her, daß in Mitteleuropa der letzte Hexenprozeß sich abspielte; bei einer Million Menschen aber waren vorher der Anklage zum Opfer gefallen, daß sie Zauberei getrieben und Buhlschaft mit dem Teufel gepflogen hätten. Die Kirche allein trägt die Verantwortung für diesen blutigen Aberglauben; die Päpste Innocenz VIII. (1484), Julius II. (1504), Hadrian VI. (1523) erließen bezügliche Bullen und fast alle Werke, die von Hexenprozessen handelten, hatten Priester zu Verfassern. Die Reformation teilt die Schuld des Katholizismus auf diesem Gebiete, Luther selbst glaubte fest an den Teufel und erklärte: „Ich will kein Mitleid mit den Hexen haben, ich wünsche, daß man sie allesamt verbrenne.“ Calvin, der sonst jedes genfer Gesetz umgestaltete, ließ die, welche die Zauberei berührten, unangetastet, in dem puritanischen Schottland, in den gleichfalls puritanischen Kolonien in Nordamerika fielen ungezählte Tausende der wahnsinnigen Verirrung des menschlichen Geistes zum Opfer. Selbst ein Mann wie Shakespeare glaubte an Hexen und sprach das Wort von den vielen Dingen zwischen Himmel und Erden, die nicht zu erklären wären, welches seitdem das schützende Motto für die modernen Geisterseher ward. Freilich, seine leichtgläubige Zeit hielt noch die Luft für mit unheiligen Geistern angefüllt. Wer damals gegen das Hexendogma opponierte, beging gleichsam Selbstmord, denn die Priester wußten solche Ketzer schnell zu richten.

Erst 1563 erhob der clevische Arzt Johann Meier seine Stimme in dem Buche „De Praestigiis Daemonum,“ worin er zwar behauptete, die Welt sei von bösen Geistern angefüllt, zugleich aber erklärte, daß Hexen höchstens „vom Teufel besessene,“ d. h. Wahnsinnige und darum Unschuldige seien. Allsogleich erklärten die Theologen, daß das Buch

mit schrecklichen Gotteslästerungen angefüllt sei. Aber schon regte sich der Skepticismus: Montaigne erklärte bereits 1588, „daß es weit wahrscheinlicher sei, unsere Sinne täuschten uns, als daß ein altes Weib auf einem Besenstiel den Schornstein hinauffahre, und daß es weit weniger befremde, wenn Zeugen lügen, als wenn Hexen die behaupteten Thaten vollbringen." Er hat sich damit zum Führer der großen Reihe der französischen Vernunftkündiger aufgeworfen, die zweihundert Jahre nach ihm ihr Werk durch die Grundsätze der Revolution gekrönt sahen.

Immerhin nahmen die Hexenprozesse nach dem Auftreten Montaignes noch nicht sogleich ein Ende, im Gegenteil wüteten sie in ganz Europa und besonders in Deutschland noch bis in das letzte Drittel des XVII. Jahrhunderts hinein. Aber es bleibt nicht zu verkennen, daß der Unglauben gegenüber der Hexerei wuchs.

Colbert, der Minister Ludwigs XIV., befahl (1672) den Parlamenten, keine Klagen auf Zauberei anzunehmen und behielt sich die Bestätigung aller bezüglichen Urteile vor, 1718 ward zu Bordeaux der letzte „Zauberer" verbrannt.

In Deutschland war auf Meier der Jesuit Spee (1631) gefolgt, indem er erklärte: „Feierlich schwöre ich, daß unter den Vielen, welche ich wegen angeblicher Hexerei zum Scheiterhaufen begleitete, nicht Eine war, von welcher man, alles genau erwogen, hätte sagen können, sie sei schuldig gewesen, und das nämliche teilten mir zwei andere Theologen aus ihrer Praxis mit. Aber behandelt die Kirchenoberen, behandelt Richter, behandelt mich so wie jene Unglücklichen, unterwerfet uns denselben Martern und ihr werdet in uns allen Zauberer entdecken."

Die Roheit, welche die Folge des dreißigjährigen Krieges war, beachtete diese Stimme durchaus nicht. Erst 1671 schrieb Balthasar Becker das berühmte Werk „Bezauberte Welt," worin die ganze Haltlosigkeit des Aberglaubens nachgewiesen ward und nun erhob sich auch der wackere Leipziger Rechtslehrer Christian Thomasius und nach 1710 wurden die Hexenprozesse seltene Erscheinungen in Deutschen Landen [1]).

---

[1]) 1749 wurde in Würzburg die letzte „Hexe" auf deutschem Boden verbrannt; es war die siebenzigjährige Nonne Maria Renata Sänger. In der Schweiz ward noch zu Glarus 1782 die Dienstmagd Anna Göldli als „Hexe" hingerichtet.

Vergl. auch Roskoff: Geschichte des Teufels. Leipzig 1869 und Längin: Religion und Hexenprozeß Leipzig 1888.

Die litterarische Aufklärung.

Dem ersten Skeptiker im großen Sinne begegnen wir in der Person des François Rabelais; er starb 1553 zu Paris mit den Worten: „Je m'en vais chercher un grand Peut-être!“ Rabelais war kein Humanist und auch kein Reformator, aber, was für Frankreich weit notwendiger war (und immer noch ist) ein Satiriker, der, ausgerüstet mit dem gesamten Wissen seiner Zeit und einem gewaltigen schriftstellerischen Genius, die Schäden des damaligen gesellschaftlichen Lebens unerbittlich in großartiger Uebertreibung bloslegte. Man darf sagen, daß Rabelais das feudale französische Mittelalter mit all' seiner falschen Romantik zerstört hat, daß er die Zeitgenossen eine neue Welt schauen ließ. Mit prophetischem Geiste verkündete er, daß an die Stelle der verhinderten Reformation eine Revolution treten werde, welche den Absolutismus in jeder seiner Formen zerstören müsse. Und daß er an die Möglichkeit eines Vernunftstaates glaubte, verrät er in der Strophe:

„Hie kommet her, die ihr des Herren Wort
Dem Feinde zum Tort mit flinkem Geist verkündet.
Hier sollt ihr haben feste Burg und Hort,
Wenn Geistermord mit Glossen fort und fort
Die Gnadenpfort' uns zuschließt und verspündet.
Kommt, gründet hie den Glauben, weckt und zündet!
Alsbald verschwindet, wenn ihr schreibt und sprecht,
Was sich verschworen wider Gottes Recht.“

Aber vorerst herrschte in Frankreich noch die absolute Despotie, das Vorbild für alle übrigen europäischen Staaten. Dennoch, die Clemens Marot, François Rabelais, Peter Ronsart, La Ramée, Jean Goujon, Pierre Lescot — bildeten die französische Renaissance aus, welche in ihrer Art die vorausgegangene italienische zwar nicht überflügelte, aber doch weit würdiger fortsetzte, als dies Deutschland vermochte, in dem bereits die Reformation vollständig versumpfte.

Ein anderer Franzose war es, Réné Descartes, der den Satz aufstellte: Cogito, ergo sum — was ich durch mein vernünftiges Denken als bestehend erachte, das ist wirklich bestehend — und dies war der Ausgangspunkt der Idee, daß die Vernunft allein berufen sei, über alle an den Menschen herantretenden Fragen zu urteilen.

Man ist im allgemeinen gewohnt, das Zeitalter Ludwigs XIV. als das glänzendste in der Litteratur

Frankreichs hinzustellen; im scharfen Lichte betrachtet zeigt dasselbe aber einen wesentlich anderen Anblick. Der Köuig überschüttete Gelehrte und Dichter mit Wohlthaten, aber er wurde dabei durchaus nicht von einer platonischen Liebe und Begeisterung für Wissenschaft und Poesie geleitet, sondern was er darin suchte, war lediglich wieder er selbst, sein Ruhm, seine Verherrlichung.“ Für alle schriftstellerischen Leistungen des In- und Auslandes hatte der „Sonnenkönig“ zusammen im Jahre höchstens hunderttausend Franken übrig und unter den Belohnten fanden sich ein ansehnlicher Teil der jämmerlichsten Verseschmiede. Im Jahre 1672 machte sich Ludwig zum Protektor der von Richelieu begründeten französischen Akademie, aber was stellte im allgemeinen diese Versammlung der Unsterblichen dar? All’ ihre Gelehrsamkeit diente ja nur dem einzigen, dem absoluten Monarchen, der selbst vor jeglichem wissenschaftlichen Einflusse ängstlich behütet worden war. Die „Klassik“ eines Racine, der die antiken Figuren wie versailler Höflinge an den Schnüren der aristotelischen Einheiten aufmarschieren ließ, mußte dem Volke unverständlich bleiben. Der „Kultus der Vernunft,“ den ein Boileau betrieb, mußte jede wahre Poesie verneinen. Und Molière selbst mußte die härtesten Fehden auskämpfen, ehe er dazu gelangte, überhaupt gehört zu werden. Fénélon, den man heute noch als einen „erleuchteten Pädagog“ feiert, verteidigte schließlich nichts anderes als den bedingungslosen Ultramontanismus und suchte seine wichtigste Auszeichnung in der unbarmherzigen Verfolgung protestantischer Familien. La Fontaine, der in seinen Fabeln als Moralist auftrat — nebenbei gesagt aber im privaten Leben zu den Unsittlichsten der Unsittlichen zählte — fand trotz des heißesten Bemühens beim Könige niemals Gehör für seine Wünsche.

Dennoch, vom welch’ maßgebendem Einflusse war nicht das Franzosentum auf ganz Europa und vornehmlich auf Deutschland? „Das Instrument des westphälischen Friedens war noch in lateinischer Sprache angefertigt worden — es war das letzte. Seitdem wurde zum Zeichen der politischen und geistigen Herrschaft, die Frankreich über Europa ausübte, die Sprache der Diplomatie wie überhaupt der guten Gesellschaft allerorten die französische. Es ist das nicht etwas rein Aeußerliches. Indem jeder Gebildete sich besser, als mit seiner eigenen Muttersprache, mit der französischen ver-

traut zu machen hatte, wurde er zugleich mit französischen Ideen, Richtungen, Bestrebungen, Anschauungen erfüllt, drängte sich die besondere französische Art des Seins, Denkens und Schaffens allen Völkern der zivilisierten Welt auf. Der Franzose fand in jeder größeren Stadt der Fremde sein Vaterland wieder, in allen ihren feineren Kreisen seine Landsleute, aber Landsleute geringerer, nachgeahmter Art, die ihn als ein höheres Wesen bewunderten und sich nach ihm zu richten suchten, und auf die er mit wohlwollender Geringschätzung herabzusehen sich erlauben durfte. Jeder französische Abenteurer war hoch willkommen und sah sich bald über die wackersten Landeskinder geehrt, vorgezogen und mit Ehren und einträglichen Aemtern bedacht. Dadurch gewöhnten sich die Franzosen an die Herrschaft." (Dr. M. Philipson: Das Zeitalter Ludwigs XIV., p. 207).

Am schlimmsten äußerte sich dieser Einfluß auf die Höfe und was damit in jener Zeit gleichbedeutend war, auf die Regierungen, die nicht nur äußerlich das Vaterland der Ruhmsucht, der Tanzmeister, der Perücke und der Maitressen nachahmten, sondern auch den aufgeklärten Despotismus getreulich kopierten, wobei sie ihn aber, wenigstens in Deutschland, gewöhnlich noch ungleich brutaler auftreten ließen als in Frankreich selbst. Wie die Völker durch die „à la mode"-Nachäffereien am Marke vergiftet wurden, zeigt die Sittengeschichte des Jahrhunderts, vom Beginne der Selbstherrschaft des vierzehnten Ludwigs bis zum hubertusburger Frieden. Ein geistiger Aufschwung erschien unmöglich!

Die Reform ging dieses Mal von England aus, dem Staate, der es zuerst in der neuen Zeit gewagt hatte, einem verräterischen König den Kopf vor die Füße zu legen, einen anderen, nicht minder auf das Verderben des Volkes Sinnenden, der monarchischen Gewalt zu entkleiden. Ganz und urenglisch war es auch, daß sich die Aufklärung in dem Inselreiche zunächst eine praktische Waffe schmiedete, die mathematischen Wissenschaften. Unzweifelhaft hatten diese schon vorher, soweit die Astronomie und die Physik in Frage kamen, einen großen Aufschwung genommen. Der Deutsch-Pole Kopernikus hatte die biblische Fabel zerstört, daß die Sonne sich um die Erde drehe, der Schwabe Johannes Kepler den Planetenbahnen Gesetze entworfen, der Italiener Galilei die Grundlagen der mathematischen Mechanik ge-

schaffen — aber, was war das Schicksal dieser Männer gewesen und wie vielen Einfluß gewannen ihre Lehren auf die Fernerstehenden? Die Sittengeschichte des XVII. Jahrhunderts gibt die erschöpfende Antwort auf diese Fragen.

Da trat nun Isaak Newton auf und im Februar von 1685 verkündete er seine durch langwierige Beobachtungen und Berechnungen gewonnene Ueberzeugung, daß auch die Himmelskörper nicht anderes seien als Körper, die den Gesetzen der irdischen Physik unterworfen wären. „Seitdem ist an die Stelle der mystischen Naturbetrachtung, die in allem Willkür und Wunder sah, die Ueberzeugung von einer strengen Gesetzmäßigkeit getreten. Die Herrschaft einer gesetzmäßigen Notwendigkeit in den großen und kleinen Erscheinungen der physischen Welt ist in den Anschaunngen aller Menschen der zivilisierten Länder an die Stelle der alten phantastischen Traumgebilde getreten. Eine vernunftmäßige Weltbetrachtung, frei von Aberglauben, frei von mystischen Spielereien, wurde erst dadurch begründet, die Anschauung von einem Gotte, der beliebig in das Getriebe der Welt eingreift und es ändert, für immer beseitigt. Newton ist deshalb nicht nur der unmittelbare Veranlasser der sogenannten „Aufklärung" des XVIII. Jahrhunderts, sondern der Begründer der modernen Natur- und Weltauffassung überhaupt geworden. Schon wagte der Geolog Thomas Burnet in einem 1680 erschienenen Werke die mosaische Schöpfungsgeschichte als vernunftwidrig und eine nur dem schwachen Verstande der Menge angepaßte Allegorie zu bezeichnen. Die Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien ergriff alle Kreise, auch die Damen begannen sich mit denselben zu beschäftigen. Noch Karl II. (1660—1685) gründete die königliche Sternwarte zu Greenwich, und der erste „königliche Astronom" Johann Flamsteed veröffentlichte den ersten genauen Sternkatalog, in welchem über 300 Gestirne mit der größten Bestimmtheit und Zuverlässigkeit angegeben waren. Immer kühner erhob die Gedankenrichtung ihr Haupt, die man bereits als die der „Freidenker" oder „Deisten," d. h. einfacher Gottgläubiger ohne alle Zuthaten positiver Religion bezeichnete. Karl Blount (1654—1693) repräsentierte in seinen 1679 und 1680 veröffentlichten Hauptwerken vollständig das System des Deismus, der natürlichen oder Vernunftreligion. Er wagte es, seine Angriffe unmittelbar wider das Christentum

und hauptsächlich wider die Wundererzählungen des neuen Testamentes zu richten; alle besonderen Kulturformen erschienen ihm nur als Gaukelwerk der Priester.“ (Philippson, a. a. O. 224).

Es erfolgte der durch die glorreiche Revolution von 1688 gezeitigte politische Umschwung; England wurde zur überreichen tonangebenden Weltmacht, die sich durchaus auf liberale Grundsätze stützte. Die Naturforscher und Philosophen fanden einen sicheren Boden unter ihren Füßen, sie durften frei reden, ohne irgend welche Verfolgung fürchten zu müssen. Unter solchen Umständen trat John Locke, der Vater des modernen Empirismus und Materialismus auf, 1690 erschien sein „Versuch über den menschlichen Verstand.“ Philippson (a. a. O. 354) sagt darüber: Dem Dogmatismus der Cartesianer und Spinozas gegenüber, welche ihre Systeme auf bestimmte, dem menschlichen Geiste notwendig innewohnende Ideen aufbauen, beginnt Locke eine Untersuchung der menschlichen Vernunft, um festzustellen, ob sie denn wirklich eingeborne Ideen enthält. Er kommt dabei zu einem vollständig verneinenden Ergebnisse. Alle Begriffe, auch die moralischen und selbst die metaphysischen, werden dem Menschen lediglich durch die Erfahrung übermittelt, entstehen durchaus nicht aus dem inneren Wesen des Geistes. Die Erfahrung ist eine doppelte: einmal eine äußerliche, durch die Sinneseindrücke übermittelte, die Empfindung, und dann eine innerliche, durch die Betrachtung der eigenen Geistesthätigkeit hervorgebrachte, die Reflexion. Empfindung und Reflexion sind die einzigen und ausschließlichen Erkenntnisquellen, in ihrer Wechselwirkung die Ursachen unserer höchsten Ideen wie unserer Leidenschaften. Durch diese streng positivistische, die allgemeine Geltung der Ideen leugnende, auf mathematisch-logischer Beweisführung sich gründende Anschauung ward das Ansehen der herrschenden religiösen und philosophischen Systeme auf das ernstlichste erschüttert und über Lockes eigene Folgerungen hinaus der Weg zu ausschließlichem Materialismus gezeigt. Locke forderte, der konsequenten Verstandesmäßigkeit und Unabhängigkeit seiner Lehre sowie seiner Leugnung eines sicheren Kriteriums für die Wahrheit entsprechend, in seinen „Briefen über Toleranz“ völlige religiöse Duldsamkeit. Mit allen diesen theoretischen und praktischen Deduktionen hat er die große, umfassende und

wirkungsreiche Schule der sogenannten „Philosophen" des XVIII. Jahrhunderts gegründet, hat er das viel gepriesene und viel geschmähte „Zeitalter der Aufklärung" herbeigeführt. Andrerseits sehen wir aber, in wie hohem Grade die Lehrweise Lockes aus der induktiven naturwissenschaftlichen Betrachtungsart hervorgegangen ist, wie sie alle Vorgänge des menschlichen Geistes auf rein mechanische sinnliche Vorgänge zurückzuführen sucht. Der inneren Erfahrung bleibt nur ein sehr geringes Gebiet bei ihm übrig; im großen und ganzen geht unser Denken nach seiner Anschauung auf die Sinneseindrücke zurück. Diese Ansicht und die ganze wissenschaftliche Methode Lockes ist bis auf den heutigen Tag in England die herrschende geblieben. Merkwürdig ist, wie Locke auch darin typisch für die meisten englischen Philosophen und Naturforscher geworden, daß er diese in ihren letzten Folgerungen durchaus materialistische Lehre mit einer strengen Bibelgläubigkeit zu versöhnen und zu verbinden sucht, in seinem Buche „Vernunftgemäßheit des Christentums" — was allerdings für festländische Begriffe stets den Anschein der Heuchelei in sich trägt."

Von direkter Einwirkung wurden Locke's Lehren („Abhandlung über die Regierung, 1689") auf die politische Freiheit seiner Periode; die strengen englischen Zensurakte, welche die Presse geknebelt, fielen 1695 und die Welt sah zu ihrem Staunen in England eine öffentliche Meinung entstehen, welche eine fast noch größere Macht besaß als das Parlament selbst.

Gerade dieser Vorgang erregte in dem unter dem Drucke eines unvernünftigen Absolutismus verkommenden Frankreich die Aufmerksamkeit der edelsten Geister. Schon hatten François de la Rochefaucauld die „Betrachtungen und Grundsätze" voll praktischer Weltweisheit und La Bruyère die „Charaktere oder die Sitten dieses Jahrhunderts" ein durchaus revolutionäres Werk, geschrieben. Aber, die wirklichen Vertreter der französischen Befreiungslitteratur gehören erst dem XVIII. Säculum an.

François-Marie Arouet, genannt Voltaire (1694 bis 1778), der bereits als achtzehnjähriger Jüngling das Quartier der mißliebigen Poeten in der Bastille bezog, um dann drei Jahre lang ein Asyl in England zu finden, verbreitete zuerst unter seinen Landsleuten durch die „Briefe

über die Engländer" die Kenntnis von der Freiheit, welcher sich die Litteratur in dem Inselreiche erfreute. Sein „Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen" ist das erste allgemein kritische geschichtliche Werk geworden und muß unbedenklich den besten Erzeugnissen der Kulturhistorik zugerechnet werden.

„Seine philosophischen Werke gleichen in der Beziehung den historischen, daß sie die Systeme der Schule mit dem Lichte des gesunden Verstandes beleuchten und die gewöhnliche Lebensklugheit der Genießenden gegen die stolze Weisheit großer Denker in Schutz nehmen. Voltaire verteidigt als Philosoph mit der Leichtfertigkeit der Welt die Theorie eines behaglichen Lebens, einer Verbindung der Genüsse der Sinne und des Geistes, der Geselligkeit und der gemeinen Lust... Alle seine philosophischen Schriften sind entweder gegen die christliche Religion gerichtet oder gegen diejenigen Denker, welche wie Mallebranche und Pascal die Philosophie und die notwendige Autonomie derselben oder die dialektischen Beweise der Unsicherheit jeder philosophischen Behauptung, zu Gunsten der Lehre von der Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung gebrauchen wollten, oder sie sind auch rein skeptischen Inhalts." (Schlosser).

Von allen Schriftstellern seiner Zeit wurde Voltaire der tonangebendste, stand er doch in vertrautem Vrkehr mit dem aufgeklärten Despoten Friedrich II. von Preußen und mit fast allen damaligen Gelehrten und Staatsmännern. Die aufgeklärte Despotie war auch Voltaires Ideal; in seinem Staate hätten zwar die Priester nicht den geringsten Einfluß besessen, aber auch einzig die Aristokratie der Geburt und des Geistes alle Freiheiten empfangen, die große Masse der Bevölkerung wäre mit einer väterlichen Regierung und dem daraus erwachsenden relativen Wohlleben abgespeist worden. Voltaire blieb ein Kind seines Jahrhunderts und die Männer der Revolution irrten, wenn sie ihn nachmals als einen der ihrigen in Anspruch nahmen.

Anders der „Bürger von Genf" Jean Jacques Rousseau (1712—1778). Der „verschmäht in demokratischem Stolz den Glanz und das Wohlbehagen einer weltmännischen Carriere, wie sie damals Leuten von Geist so leicht sich erschloß, lebt und stirbt arm, preist gegenüber der Frivolität nnd Genußsucht seiner Zeit, die spartanische Einfachheit und

Tugend und vergißt, während er Hunderttausende von Herzen für das Ideal einer besseren Gesellschaftsverfassung im Allgemeinen und für das einer vernünftigen Erziehungsweise im Besonderen gewinnt, seine zunächstliegenden Pflichten dergestalt, daß er seine eigenen Kinder ins Findelhaus schickt. Voltaire ist Realist, d. h. er nimmt Welt und Menschen wie sie sind. Rousseau ist Idealist, d. h. er nimmt Welt nnd Menschen wie sie sein sollten: daher findet sich jener mit der Gesellschaft ab, indem er sich mit den Gescheidten verträgt und den Dummen den Fußtritt seines Spottes gibt, dieser hingegen wird bei aller Liebesfülle, welche sein Gemüt hegt, sich selbst und Andern zur Qual und endet in Einsamkeit, Mißtrauen und Menschenhaß. Ein Geschick aber teilen die Zwei: die Verfolgung durch Einfaltspinsel, Fanatiker und Heuchler, und noch eines: den unsterblichen Nachruhm." (J. Scherr.)

Gegenüber dem unmöglichen Radikalismus des Genfers, steht der für moderne Ansichten höchst gemäßigte Liberalismus des französischen Vertreters konstitutioneller Freiheiten, des Barons Charles de Montesquieu (1689—1755). Er ist der Apostel jenes Liberalismus, der alle Freiheiten nur für die Besitzenden in Anspruch und darum die Parlamentsherrschaft zum angebeteten Vorbilde nimmt. Ausdrücklich möge bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß in dem England des XVIII. Jahrhunderts die allgemeine Kultur kaum aus dem Schmutze des Mittelalters sich erhob; die Sittengeschichte beweist das und als sprechendes Beispiel dafür möge nur auf die bekannten Hogartschen satirischen Bilder verwiesen werden. Die Wohlthaten der Aufklärung kamen bis zur französischen Revolution einzig den wohlhabenden und reichen Klassen der Bevölkerung zugute und es ist der höchste Ehrentitel der vielfach verlästerten Umwälzung von 1789—1794, daß sie es wenigstens versuchte, die erklärten „Menschenrechte" auf alle Bürger auszudehnen. Sie erst hat ein kleines Stück der der chinesischen Mauer gleichenden Scheidewand zwischen Arm und Reich niedergebrochen und wenigstens theoretisch die Begriffe von Vornehm und Gering beseitigt.

Die französischen Encyklopädisten, die unmittelbaren geistigen Vorläufer der großen Revolution, standen auch vollständig auf dem Boden der leider immer noch wahren Behauptung, daß die Selbstsucht die Triebfeder aller mensch-

lichen Thätigkeit sei. In der Vorrede zu der berühmten französischen „Encyklopädie oder vernünftiges Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Handwerke, herausgegeben von einer Anzahl Schriftsteller“ sagt Jean-le Rond-d'Alembert ausdrücklich: „Die Quelle aller Erkenntnis ist die Erfahrung, die Quelle aller gesellschaftlichen Ordnung ist das Bedürfnis, uns anderer Menschen zu unserem Vorteile zu bedienen. Wer demnach die meiste Kraft hat, reißt die größten Vorteile an sich. Hieraus entsteht Druck, aus dem Unwillen hierüber der Begriff von Recht und Unrecht, hieraus die Vorstellung, daß man gewisse Dinge thun solle, andere dagegen nicht, hieraus das Gefühl der Tugend und das Bedürfnis des Gesetzes. Das Höhere, was sich auf diesem Wege im Menschen entwickelt, ruft den Glauben hervor, die Seele bestehe nicht wie alles Andere aus Materie, sondern sie sei unsterblich und es gebe eine Gottheit.“

Die deutsche Aufklärung des XVIII. Jahrhunderts oder besser gesagt, die deutsche Freigeisterei in diesem Zeitraum ist vollkommen theologischen Ursprungs. Fast alle großen Geister der Epoche waren zunächst Jünger der Gottesgelahrtheit und nur die Erkenntnis, daß der Glaubenszwang ein kulturfeindliches Element sei, wies sie darauf hin, ihre eigenen Pfade einzuschlagen.

An der Spitze der langen Reihe von Männern, welche in Deutschland für die Aufklärung wirkten, stand Samuel Pufendorf, der freilich seinem Leben nach zum XVII. Jahrhundert zählt. Um sich den Gelehrten verständlich zu machen, schrieb er, der doch Deutschlands Einigkeit erseufzte, dem der Fall Straßburgs tief zu Herzen ging, zumeist lateinisch. Aber er versetzte dabei dem römischen Rechte die ersten tötlichen Schläge. Den Theologen lehrte er, daß nicht der Katechismus, sondern die sittliche Natur der Menschen die ausschließliche Rechtsquelle sei. Die Historiker erfuhren von ihm, wie man Beobachtungen und Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte anstellen müsse. Seine hohen Staatsstellungen schützten Pufendorf vor den Folgen derartiger Hetzereien. Uebrigens verharrten die deutschen Hochschulen nach wie vor ungestört in „Roheit, Gemeinheit und barbarischer Gelehrsamkeit.“ Es galt geradezu als eine fluchwürdige Sünde, daß Christian Thomasius es wagte (1688) zuerst Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten.

Gottfried Wilhelm Leibniz, der vielseitige Gelehrte und tiefe Denker, der Gründer der Akademieen von Hannover und Berlin, ist neben Pufendorf der einzige Vertreter deutscher Wissenschaft gewesen, welcher auf die Hofkreise und die Vornehmen einigen Einfluß ausübte — die Professoren, von denen Friedrich Wilhelm I. von Preußen richtig bemerkte, „sie seynd Salbader und Narren" waren dazu nicht im Stande. Folgerichtig bediente sich Leibniz auch gewöhnlich der französischen Sprache, denn seine klaren, einsichtsvollen „Deutschen Schriften" erfuhren bei den Höflingen nur wenig Beachtung, wie sie denn überhaupt erst anderthalb Jahrhunderte später einige Anerkennung fanden.

Der hallenser Professor Christian Wolf war der erste deutsche Philosoph der Neuzeit, welcher mit klarer Vernunft „von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" sprach. Er wagte es, die Lehren des „Heiden" Kongfutsee in Schutz zu nehmen, und dies genügte den Verteidigern der pietistischen Hochburg Halle, den Unvorsichtigen in Acht und Bann zu thun. Friedrich Wilhelm I. glaubte der Anzeige der Eiferer, daß Wolf die Fahnenflucht von Soldaten für nicht strafbar erachte. Wegen „Lehren wider die im göttlichen Worte geoffenbarte Religion," ward der Professor angehalten, Preußen bei Strafe des Stranges sogleich zu meiden. Es war eine der ersten Regierungsmaßregeln Friedrichs II. Wolf (1740) wieder zu berufen; er ernannte ihn zum Geheimrat und Vizekanzler der Universität, später gar zum Kanzler und endlich zum Freiherrn — hauptsächlich aus dem Grunde, die dortigen Dunkelmänner von der königlichen Machtvollkommenheit zu überzeugen. Mit der Thronbesteigung Friedrichs II. brach das neue Zeitalter für Deutschland an; der vollkommenste Vertreter der Aufklärung war fest entschlossen, unbedingte Denk- und Glaubensfreiheit in seinen Staaten zu gewähren. Die erwachenden Kräfte des deutschen Volkes kamen ihm dabei zu Hilfe. Es wurde jetzt möglich, der allgemeinen Kultur neue Ausgangspunkte zu geben.

Am Ende der Regierung Friedrichs II. machten sich sogar einzelne Strömungen bemerkbar, daß die Völker die zwingherrlichen Thaten ihrer Fürsten nicht mehr mit der nämlichen Ergebung zu tragen gewillt seien, welche sie noch um die Mitte des Jahrhunderts bewiesen. Die höfische Welt mußte sich jetzt daran gewöhnen, daß Bürgerliche zu

den höchsten Staatsämtern aufstiegen, nachdem Göthe der Vertraute und Minister des Herzogs von Weimar geworden, und in Preußen viele niedrig geborne Räte in angesehenen Stellen amteten. Schon vor der Revolution in Frankreich war es den Aufgeklärten aller Stände ein gemeinsamer Gedanke, daß die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben werden müsse. Nur die Schreckensherrschaft der großen Bewegung in Frankreich, die Raubsucht der „Ohnehosen," die Erbärmlichkeit ihrer direktorialen Regierung verhinderten es, daß die freiheitliche Bewegung im Reiche weitere Wellen schlug, daß sie schließlich am Rheine stockte.

Die josephinische Aufklärung hätte ihr sicher nicht entgegengewirkt; denn, aus politischen Bestrebungen begonnen, blieb sie auf halbem Wege stehen und zwar gerade auf dem Punkte, von welchem aus der Rückschlag um so heftiger eintreten mußte. Die nämliche Regierung, welche die allgemeine Duldung der Glaubensbekenntnisse verfügte (Toleranzedikt vom 23. Oktober 1781), traf Gegenmaßregeln, als der Protestantismus wieder aufzuleben schien. Derselbe Herrscher, welcher die Bischöfe zu Staatsdienern machen wollte, hielt den Juden wie den unschuldigen Sekten die bürgerlichen Rechte vor. Den einzigen thatsächlichen Erfolg erzielte der Josephinismus in der Aufhebung von 783 Klöstern, die, längst dem Verfalle nahe, bald von selbst zusammengebrochen wären.

Die freie Forschung fand in Oesterreich keine Stätte, sondern allein in den Landen des großen Hohenzollern, der offen verkündete, daß „in seinen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden könne." In der That finden sich auch alle eigenartigen und tiefen Denker der Aufklärung in Preußen oder in dessen verbündeten Staaten vereinigt: Neben Moses Mendelssohn, der einen philosophischen, unanfechtbaren Beweis vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele zu geben versuchte, ein Gotthold Ephraim Lessing als Erzieher des Menschengeschlechtes, neben Georg Sulzer, dem Theoretiker der schönen Künste, Dietrich Tiedemann, der Schöpfer der Seelenkunde.

Und diese alle überragend, der Mann des „kategorischen Imperativs," Immanuel Kant, der königsberger Sattlersohn. Nicht eigentlich der Schöpfer eines neuen philosophischen Systems ist er gewesen, sondern der Bahnbrecher der reinen

Kritik, der Vernichter alles aufgeblasenen Glaubens, der Stifter einer philosophischen Religion. Sein höchster Wert lag in der strengen Rechtlichkeit seines Charakters, von der er in einem Schreiben an Mendelssohn sagt: „Der Verlust der Selbstbilligung, die aus dem Bewußtsein einer unverstellten Gesinnung entspringt, würde gewiß das größte Uebel sein, was mir begegnen könnte, aber gewiß niemals begegnen wird. Zwar denke ich vieles mit der allerklarsten Ueberzeugung, was ich niemals den Mut haben werde zu sagen; niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke."

Das ist der Gegensatz, in den sich Kant zu Lessing stellt, den Hauptbegründer der ästhetischen Kritik in Deutschland. „Lessing stellt positiv in Werken des freien Geistes der Kunst und der Wissenschaft und polemisch gegen die kastenartig und in gläubiger Gewohnheit gebundene alte Welt die deutsche Aufklärung dar. Niemand thut es würdiger, edler und tiefer. Er sammelt für Deutschland die ganze humane und freie Geistesrichtung der Zeit in einen Brennpunkt, und indem er das Fremde und Antike germanisiert, gibt er zugleich dem Zeitgeiste eine neue Gestalt. Er ist ein freier Gelehrter, ein freier Künstler, ein freier Mensch und einer von den wenigen Männern, welche ihre Zeit zu einem Abschluß bringen und dadurch die notwendige Grundlage der Zukunft werden. Es ist nicht blos unsere Kunst und Wissenschaft, es ist auch das religiöse und universelle Zeitbewußtsein, welches von ihm ausgeht, und es würde auch das politische sein, wenn Lessing dem deutschen Publikum nicht wenigstens für damals alle Gelehrigkeit in der Politik abgesprochen hätte. Sein Brief an Nicolai, in dem er die religiöse Freiheit unter dem großen Friedrich lobt, spricht sehr bitter über das politische Helotentum selbst unter dem milden Szepter seines Helden. Und warum er so fest gegen die Zeloten zu Felde lag? Weil wir keine Hoffnung auf politische Freiheit hätten, so müßten wir wenigstens die religiöse mit aller Kraft aufrecht erhalten." (Ruge).

Und nun Göthe! Es wird wohl nicht geleugnet werden, daß er und zwar gerade in Folge der abschreckenden gesellschaftlichen Verhältnisse, welche zu seinen Lebzeiten in Deutschland vorherrschten, einen größeren, oder wenigstens nachhaltigen Einfluß auf weitere Kreise nicht ausgeübt hat. Seine kulturfördernde Arbeit kommt wesentlich erst uns zu

gute und in ihrem vollen Umfange vielleicht kaum unseren nächsten Nachkommen. Und welchen Mangel an historischem Sinne hat Göthe nicht angesichts der französischen Revolution bewiesen; sein bekannter Ausspruch im Biwak von Valmy, daß eine neue Weltepoche beginne, vermag darüber nicht zu trösten, daß seine Feder solche geistlosen Philistereien schrieb wie den „Bürgergeneral" und die „Aufgeregten."

Der Mangel an Mut, die letzten Folgerungen der gewonnenen Ueberzeugung auszusprechen, ist der rote Faden, welcher sich durch das gesamte Werk der Aufklärung hinzieht. Aehnlich wie im Zeitalter des Humanismus bildeten die bis zur wirklichen Aufklärung Vorgedrungenen eine kleine Gemeinde, welche es versuchte, ihre Schätze für sich zu bewahren. Nur Lessing macht davon eine Ausnahme; er sprach zu seinem Volke offen und ehrlich, als ein wahrer Deutscher. Schiller folgte seinen Spuren und hätte ihn vielleicht übertroffen, wenn nicht der Tod ihn so frühe abberufen von der Arbeit. Das unterscheidet auch den Humanismus von der Aufklärung. Ein Ulrich von Hutten mochte nur wenige für seine Ansichten gewinnen; denn ihm fehlte die Sprache des Volkes. Ein Lessing, ein Schiller wurden von Jedermann verstanden. Nicht der Humanismus versetzte den Ansichten des Mittelalters den Todesstoß, sondern die Aufklärung.

Die praktische Aufklärung.

Die Früchte, welche die Aufklärung zeitigte, genießen wir in der Form der geläuterten Wissenschaften und der entwickelten Technik, die alle früher ihr gesteckten Grenzen so weit und so schnell überschritten hat, daß ein Einzelner dem kühnen Laufe gar nicht zu folgen vermag. Die Naturwissenschaften, das schönste Geschenk der Aufklärung, beherrschen die Welt und diese steht dem Menschen offen, Raum und Zeit verringern sich täglich mehr und mehr.

Der Weltverkehr, welcher noch vor siebenzig Jahren in den Kinderschuhen stand, dem aber schon seit Dezennien die Kräfte des Dampfes und der Elektrizität zur Verfügung stehen, zieht die fernste und scheinbar abgelegenste Hütte in seine Kreise, es gibt kein Volk auf Erden mehr, das nicht

in einer oder der anderen Weise durch den Weltverkehr in den Besitz von Erfindungen gelangen mag, die seine Lebensverhältnisse verbessern.

Die moderne Kultur ist freilich wesentlich auf einer materiellen Grundlage aufgebaut und weil ihre Errungenschaften mit überraschender Schnelligkeit gleichsam auf die Menschheit herunter wuchteten, haben sich Folgen eingestellt, die anscheinend bedenklicher Natur sind; die soziale Ordnung gährt und während die Einen behaupten, es sei die gesteigerte Genußsucht, welche die Menschenmassen mit ihrer Lage unzufrieden mache, schwören die Anderen, die gesellschaftlich Enterbten, daß man sie um ihre höchsten Güter betrüge.

Der Landbau, bei allen zivilisierten Nationen die wichtigste Thätigkeit, da sie der gesamten Bevölkerung Nahrung schafft, ist unleugbar im allgemeinen zurück gegangen; die Reiche Europas sind mit wenigen Ausnahmen nicht mehr im Stande, genügend viel Brotfrucht von dem eigenen Gebiete zu ernten. Das dichte Eisenbahnnetz verhindert zwar jede akute Hungersnot, aber das Proletariat in den Großstädten siecht langsam dahin an den Entbehrungen, die es tragen muß, da alle Lebensmittelpreise gewaltig stiegen in den letzten fünfzig Jahren, während die Handarbeit mehr und mehr durch die Maschine überflüssig gemacht wird und die Löhne in Folge des großen Angebotes von schaffenden Armen, dem die geringe Nachfrage nicht entspricht, auf niedrigster Stufe bleiben.

Das Zeitalter der Maschinen kann jedoch die eisernen Sklaven nicht mehr entbehren! — Es ist eine Uebergangsperiode dieses XIX. Jahrhundert; das Alte verschwand, ehe das Neue volles Verständnis bei den Menschen fand.

Am meisten dürfen wir uns über die modernen Verkehrsmittel freuen, welche so viel dazu beitragen, die Völker einander auf dem friedlichen Wege zu nähern; die Großthaten des XIX. Jahrhunderts sind das Dampfschiff, die Lokomotive, der elektro-magnetische Telegraph und das Telephon. Tausend und aber tausend Erfindungen gruppieren sich um diese Denkmäler menschlicher Schaffens- und Gestaltungskraft. Auf dem rein technischen Gebiete überragt unsere Zeit das XVI. Jahrhundert wie dieses das Mittelalter, wie etwa die ägyptischen Pyramidenerbauer die Höhlenbewohner.

Die gute alte Zeit, wo jede Woche etwa ein Postwagen die Verbindung mit der nächsten Stadt aufrecht erhielt, die wünscht gewiß Niemand mehr zurück. Kein verständiger Mensch kann sich Europa denken ohne die modernen Verkehrsmittel. Wer wollte heute den von dem Zeitungswesen getragenen Ausdruck der öffentlichen Meinung entraten? Wer möchte leben ohne die tausend und abertausend Annehmlichkeiten, welche die moderne Industrie schließlich einem Jeden verschafft?

Man nennt unsere Zeit poetisch den „neuen Faust" und sagt von ihr, sie sei unbeständig in ihren Anschauungen, in ihren Leistungen. Welch' kurzsichtige Behauptung! Unsere Zeit ist von dem beständigsten aller Gedanken erfüllt, nämlich dem, eine wahre Kultur zu schaffen. Alles, was die Arbeit in unserer Zeit leistet, läuft doch zu guterletzt darauf hinaus, der großen Masse der Menschen Annehmlichkeiten zu verschaffen. Wir bauen keine Eisenbahnen, errichten keine Fabriken, legen keine überseeischen Kabel, spannen keinen Telephondraht, schaffen kein Denkmal irgend einer Art mehr, das nur einer Person zu gute kommt, sondern wir denken dabei an alle unsere Mitbürger in der engeren wie der weiteren Heimat.

Lassen wir uns auch nicht täuschen durch den Pessimismus, der da wahr haben will, daß die Menschheit nie zu einer thatsächlichen Kultur gelangen könne. Denken wir an das Wort des großen deutschen Naturforschers Alexander von Humboldt: Die Fortschritte beschreiben stets rückläufige Kurven! Die Vermenschlichung geht vorwärts, sie bleibt nicht stehen und wenn auch Rückschläge vorkommen, wenn auch finstere Gewalten hin und wieder dem rollenden Rade der Kultur in die Speichen fallen — aufzuhalten vermögen sie es nicht. Es bleibt eine ewige Wahrheit:

Und sie bewegt sich doch!

Der Weltverkehr.

Das Wesen des modernen Weltverkehrs.

In den vorhergehenden Abschnitten gewannen wir einen kurzen Ueberblick von der Entwickelung des Weltverkehrs. Aus dem unbeholfenen Tauschhandel des Urmenschen, wie er jetzt noch bei den Naturvölkern gebräuchlich erscheint, entwickelte sich der Verkehr zu Stadt und Land — zunächst in Asien, dann im Gebiete des Mittelmeers. Ein Rückschlag im thatsächlichen Handelsverkehr, aber nicht im Austausch der Beziehungen zwischen den einzelnen Gegenden unseres Planeten trat ein, als Rom zu seiner Alles beherrschenden Stellung gelangte. Die Waren, welche in der ewigen Stadt am Tiber zusammenflossen, waren nichts anderes als der Tribut der unterworfenen Provinzen. Im Mittelalter wirkt in erster Linie das arabische Kulturvolk auf die Ausgestaltung des Weltverkehrs, bis sein Erbe langsam eingezogen wird von den mächtig aufstrebenden Handelsfreistaaten der italienischen Halbinsel. Im Norden Europas entstanden ferner die großen Handelsbündnisse, von denen die Hanse das bedeutendste darstellte, das aber doch nur im Bereiche der Ost- und Nordsee seine Giltigkeit besaß. Im allgemeinen kennzeichnete sich ja überhaupt der enge, mit dem Handel verbundene mittelalterliche Weltverkehr als eine mehr oder minder binnenländische Thätigkeit. Erst mit dem Zeitalter der Entdeckungen ändert sich das Bild, der Seefahrer zieht hinaus nach weit entfernten Küsten und Landschaften, der Kaufmann, der Soldat, der Ansiedler, werden die Pioniere für die Ausbreitung europäischer Kultur. Das Reisen und Erkunden wird zum Selbstzweck und wie der moderne Mensch nun die engen Fesseln abwirft, welche den Geist bis dahin gefangen gehalten, so erweitert sich der Weltverkehr in großartigem Maßstabe.

Hand in Hand damit ging das Anschwellen der industriellen Thätigkeit. Die Kolonieen lieferten die Rohprodukte, welche in Europa zu Fabrikaten umgewandelt wurden, um wiederum durch unzählige Kanäle abgeleitet, in die Hände der Menschheit zu ihrem Nutz und Frommen,

zurück zu gelangen. Seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts nahm England in dieser Richtung jene führende Stellung ein, welche es sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten wußte. War Deutschland bis zum dreißigjährigen Kriege das „Vaterland der Maschinen" gewesen, das bis dahin die wichtigsten Erfindungen erzeugte, so trat es jetzt diesen Ruhm ab an das meerbeherrschende Inselreich, dem die gütige Natur Eisen und Steinkohle in verschwenderischem Maße zugeteilt. England erkannte auch zuerst und nach den Lehren seines großen Nationalökonomen Adam Smith die gewaltigen Vorzüge der unbedingten Gewerbe- und Handelsfreiheit. „Der Zunftzwang hörte auf, viele Zollgrenzen und Grenzsperren fielen, auch die Privilegien bevorzugter Völker wurden aufgehoben und die Regelung des Verkehrs im Großen und Kleinen der Konkurrenz, d. h. dem Gesetz des Angebots und der Nachfrage überlassen. Der Handel vereinte durch seine Freiheit die Völker der Erde zu einer großen Familie; wo er eindrang, verscheuchte er Barbarei und Vorurteile. Er machte den Neger frei, zog China und Japan in das europäische Kulturleben, überspann Erdteile und Meere mit Telegraphenlinien, belebte kulturarme Gegenden durch Eisenbahnen und Dampflinien, um Industrie und Arbeitslust anzuregen, vereinfachte Münzen, Maße und Gewichte. So geschah es denn, daß Chinesen nicht nur als Arbeiter in Nordamerika und Australien sich niederlassen, Japanesen europäische Universitäten besuchen, sondern der türkische und persische Kaiser selbst die Länder der Ungläubigen besuchten, um deren Leben und Treiben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Unsere Zeit ist so beweglich, daß selbst der in Herkommen erstarrte Orient sich regt, um sich durch europäische Gedanken zu verjüngen."

Es bleibt wohl zu beachten, daß gegen den freien Weltverkehr kein Gesetz, keine bureaukratische Maßnahme, kein kurzsichtiger Versuch einer Einschränkung für längere Zeit in's Treffen geführt werden kann. Fast alle Staaten haben es versucht, unter dem Schlagworte des Amerikaners Carey vom „Schutz der nationalen Arbeit," durch Anlegen von Zollpanzern den eigenen Wohlstand auf Kosten der gesamten Weltwirtschaft zu steigern. Auf die Dauer hat sich dabei für jeden Klarsehenden die Erkenntnis herausgestellt, daß alle Beschränkungen, die der Zollschutz eintreten läßt, nur

dem Nutzen einzelner Staatsbürger zu Gute kommen. Sobald diese Thatsache einmal zur allgemeinen Kenntnis aller Völker und Volkskreise gelangt sein wird, müssen alle „Schutzmaßregeln ein schnelles Ende nehmen, denn es widerspricht dem Wesen des modernen Weltverkehrs, irgend welche Beschränkungen zu dulden. Seine Entwickelung, befördert durch täglich neu erscheinende Erfindungen und befruchtet von dem Geist des Menschentums, schreitet im Sturmschritt vor — Niemand vermag das schneller und schneller rollende Rad aufzuhalten. Durch die Verkehrsmittel unserer Zeit sind alle Grenzen verschoben, die breitesten Meere überbrückt worden, die Zukunft gehört dem ungehinderten Austausch der geistigen und materiellen Güter im Kreise der gesamten Menschheit.

Die Entwicklung der neuzeitlichen Verkehrsmittel.

Die ältesten Verkehrswege entstanden lange bevor die Menschheit eine geschriebene Geschichte besaß. Alle morgenländischen Völker des Altertums verfügten bereits über ein zweckmäßig angeordnetes und ausgebautes Straßennetz. Während jedoch die Hellenen, bei ihrer natürlichen Vorliebe für die Schiffahrt, höchstens holprige Karrwege benutzten, erwiesen sich die Römer als Meister im Straßenbau. Das Mittelalter kannte in den nördlich der Alpen gelegenen Landen so gut wie keine Straßen. Die hauptsächlichsten Verkehrswege im Reiche der deutschen Kaiser verfolgten die uralten Richtungen, das Donauthal hinunter, über den Brenner nach Italien, längs des Rheines und der anderen Flüsse. Das waren Wege, auf denen Säumer und Kärrner mühselig dahin zogen und die bis in das XVII. Jahrhundert hinein das Reisen zu Pferde als die bequemste Art erscheinen ließen. Preußen z. B. ermangelte noch bis 1787 der Chausseen, denn Friedrich II. meinte, es sei gut, derartige Bauten zu versäumen, „um die fremden Fuhrleute zu nötigen, auf den schlechten Wegen desto länger liegen zu bleiben und mithin mehr Geld zu verzehren.“ Als dann mit Beginn des XIX. Jahrhunderts die Landstraßen kunstgemäß angelegt wurden, erhob man für ihre Benutzung gewöhnlich Abgaben, welche natürlich die Fracht sehr verteuerten. Die „Schlagbäume,“ an denen gehalten werden mußte, um das „Chausseegeld“ zu entrichten, sind erst im neuen deutschen Reiche verschwunden, freilich weniger deswegen, weil der Fiskus gerne auf diese Einnahmen verzichtete, als aus dem

Grunde, daß die Straßen um so mehr verödeten, als die Eisenbahnen fast den gesamten Verkehr übernahmen.

Im Mittelpunkt des neuzeitlichen Weltverkehrs steht das Postwesen. „Soweit die zivilisierte Welt reicht, verbindet die Post die zerstreuten Glieder der menschlichen Gesellschaft, in der Reihe aller anderen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Telegraphen und Dampfschiffahrt, bildet die Post ein wesentliches Glied. Mittelst der Ambulancen benutzt sie die geflügelte Schnelle der Lokomotiven; von den einzelnen Stationen des Schienenweges befördert sie in die seitwärts gelegenen Gegenden Personen, Güter und Depeschen; vermittelst der Landbotenpost zieht sie ein wohl geordnetes Verkehrsnetz über das platte Land, und als Feldpost gibt sie dem Krieger Nachrichten aus der Heimat, zu deren Schutz er auszog."

Das organisierte Postwesen ist wenig älter als dreihundertundachtzig Jahre; 1516 erhielt Franz von Taris durch Kaiser Max I. die Bestallung als kaiserlicher Postmeister und damit begann auch, in Rücksicht auf den Briefverkehr, die neue Zeit. Mit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts traten überall in West-, Süd- und Mitteleuropa Personenposten in die Erscheinung, die freilich nur höchst bescheidenen Ansprüchen genügten, deren Kurse jedoch stetig an Umfang zunahmen. So lange der Straßenbau nicht auf die Höhe gebracht war, den er seit 1810 etwa einnimmt, blieb der Postverkehr natürlich vielen Hemmnissen unterworfen, so brauchte z. B. die „Stage-Coach," welche um 1763 monatlich einmal (!) von London nach Edinburg und umgekehrt fuhr, volle acht Tage für die Zurücklegung der Entfernung, die heute von der Lokomotive in zehn bis zwölf Stunden bewältigt wird. Seit dem Beginne des XIX. Jahrhunderts wurden in den meisten Staaten die Eilwägen oder Schnellposten (Vélocifères, Express-mailcoaches) eingeführt; die berühmtesten von ihnen bestanden im Gebiet der preußischen Monarchie und verdankten ihren Aufschwung dem Generalpostmeister von Nagler. — In England erfolgte zwischen 1837 und 1840 eine durchgreifende Verbesserung des Briefpostwesens durch Sir Rowland Hill, der es nach langen Anstrengungen ermöglichte, daß jeder Brief unter einer halben Unze Gewicht nach allen Teilen des vereinigten Königreichs für einen Penny befördert ward. Das Jahr 1840 sah auch

in England die ersten Briefmarken und die ersten gestempelten Briefumschläge, welche beiden Neuerungen sehr schnell die gesamte zivilisierte Welt eroberten. Seitdem ging das Streben aller Postreformen dahin, nicht nur die Art der Beförderung von Postsendungen für die Oeffentlichkeit so bequem als möglich zu gestalten, sondern auch die Porti zu vereinheitlichen und zu verbilligen [1]).

Der Weltpostverein bildet das Schlußstück der neuzeitlichen Verbesserungen des Postverkehrs. Durch die Thatkraft des deutschen Staatssekretärs Stephan (1831—1897) kam diese internationale Vereinigung auf der Berner Konferenz vom 7. Oktober 1874 zu Stande. Der Weltpostverein ist seitdem unausgesetzt fortgebildet worden und er muß füglich als eine der größten kulturellen Errungenschaften betrachtet werden [2]).

Im Frühjahre von 1829 wurde die erste mit Dampfkraft betriebene Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester eröffnet. Bereits das Jahr zuvor hatte man in Preußen von der Erfindung von George Stephenson (1781 bis 1848) Kenntnis genommen und an einen Schienenweg in den westlichen Provinzen gedacht. Sieben Jahre später, am 7. Dezember 1835, durchlief der erste Bahnzug unter Kanonendonner die mit einem Kapital von 175,000 Gulden s. W. erbaute, fast acht Kilometer lange Strecke Nürnberg-Fürth in einer Viertelstunde. Für die erste Ausgestaltung des deutschen Eisenbahnnetzes war Friedrich List (1789 bis 1846) unermüdlich thätig. Seine Schriften gewannen in Leipzig einige unternehmungslustige Männer und 1836 ward mit dem Bau der Linie nach Dresden begonnen. In Preußen widersetzte sich aber vornehmlich der auf seine Neuordnung des Reisendenverkehrs so stolze Generalpostmeister Nagler dem Eindringen der „Eisenbahnseuche." Dennoch wurden 1838 die Strecken Berlin-Potsdam und Düsseldorf-

---

[1]) Je billiger die Porti wurden, desto mehr steigerten sich die Posteinnahmen. Als Frankreich 1871 das Briefporto erhöhte, um seine Staatskassen zu füllen, trat gerade das Gegenteil von dem ein, was man am grünen Tisch aus dieser Maßregel erhoffte. Während 1868 bei dem 20 Centimes-Briefporto der Ueberschuß der Betriebsrechnung bei 25 Millionen Franken betrug, sank er 1871 bei dem 25 Centimes-Briefporto auf 23 Millionen.

[2]) Deutschland besaß 1892: 27644 Postanstalten und beförderte 3137 Millionen Postsendungen sowie 905 Millionen Zeitungen.

Die Schweiz besaß 1892: 3255 Postanstalten und beförderte 255,5 Millionen Postsendungen.

Erkrath eröffnet. Im Betriebsjahre 1895/96 besaß Deutschland Eisenbahnen in der Gesamtlänge von 45,261 Kilometer [1]).

In der Schweiz erschien die erste Lokomotive am 15. Juni 1844 im heutigen Zentralbahnhof zu Basel und am 7. August 1847 fuhr der erste Bahnzug von Zürich nach Baden i. A.; an dem kleinen Tunnel unter dem historischen „Stein" hatte man nahezu ein Jahr gearbeitet. Ueberhaupt standen der Einführung der Eisenbahnen in der Schweiz die mannigfachsten Bedenken entgegen. Einmal glaubten selbst hervorragende Ingenieure, wie Näff in St. Gallen, daß das Dampfroß steilere Steigungen nicht erklimmen könne, und die Volkswirtschaftler machten geltend, daß viele Existenzen — Wirte und Fuhrleute — durch die Eisenbahn vernichtet werden würden. Heute besitzt die Schweiz bei 3500 Kilometer Bahnlinien.

„Die Eisenbahnen greifen ein in die politischen Verhältnisse der Staaten; sie unterstützen die militärischen Operationen im Falle eines Krieges und wirken, was im Güterverkehr von unberechenbarer Wichtigkeit ist, auf die Ausgleichung der Warenpreise. In einem Lande mit weit verzweigtem Eisenbahnsysteme erscheint eine lokale Hungersnot infolge von Mißwachs kaum noch denkbar, da für die Zufuhr schleunig gesorgt werden kann, und das Schwanken der Getreidepreise, das früher bei schlechten Verbindungsstraßen auf zehn oder zwanzig Meilen Entfernung schon sehr bedeutend sein konnte, ist jetzt auf ein Minimum zurück geführt" [2]).

Zu den neuzeitlichen Verkehrsmitteln, die im Dienste der Oeffentlichkeit Zeit und Raum fast zur unmeßbaren Kleinheit verringern, gehören auch der (elektrische) Telegraph und das Telephon. — Im Verlaufe der napoleonischen

[1]) Ein berühmter preußischer Nationalökonom gab bei den Beratungen über das Eisenbahngesetz (1883) das Gutachten ab: „Ein industrielles reiches Land wie England kann wohl Eisenbahnen bauen, in Deutschland aber wird es wochenlang dauern, ehe die Fracht für eine Lokomotive zusammen kommt. Auch wird sich dort kein Verkehr finden, um das aufgewendete Kapital zu verzinsen und die Unterhaltungskosten aufzubringen, geschweige denn noch einen Gewinn für den Unternehmer übrig zu lassen."

Das bayrische Ober-Medizinalkollegium behauptete, daß die schnelle Eisenbahnfahrt sicher Gehirnerkrankungen bei den Reisenden nach sich ziehen müsse und daß der Staat wenigstens die Verpflichtung habe, das übrige Publikum vor Gesundheitsstörungen dadurch zu schützen, daß er die Bauunternehmer anhielte, den Bahndamm durch Zäune vor jeder Einsicht abzusperren.

[2]) Gesamtlänge der Eisenbahnen 1892: 654 Tausend Kilometer. Das Gesamtanlage-Kapital für diese Unternehmungen beträgt bei 250 Milliarden Franken.

Kriege war man in Deutschland auf die 1795 von den Gebrüdern Chappe erstellten optischen Telegraphen (Semaphor) aufmerksam geworden. Preußen brachte das System zur höchsten Vollendung. Um 1830 bedurfte es nur fünfzig Stunden, um unter streckenweiser Uebermittlung durch Kuriere, eine Depesche von Berlin nach Peterburg zu senden. Dem allgemeinen Verkehre aber diente diese schnelle Nachrichtenvermittlung, welche übrigens zum guten Teile vom Wetter abhängig blieb, keineswegs. — Professor Sömmering in München hatte bereits 1809 die Möglichkeit erwiesen, den elektrischen Strom für die Zeichengebung auf weitere Entfernung zu benutzen. Einen praktischen Erfolg erzielten jedoch erst der Physiker Wilhelm Weber und der große Mathematiker Gauß in Göttingen (1833). Um 1840 gelangten die ersten Zeiger-Telegraphenapparate des englischen Physikers Wheatstone nach Deutschland und mit den Verbesserungen von Drescher, wie von Siemens und Halske, fanden sie nun schnellen Eingang in das allgemeine Verkehrsleben. Ungefähr zehn Jahre später trat der Nordamerikaner Morse mit dem wohlbekannten Schreib-Telegraphenapparate auf und damit gewann die Telegraphie die für lange Zeit bequemste Zeichengebung. Werner Siemens in Berlin überwand mit glücklicher Hand alle Schwierigkeiten, welche sich dem Bau von langen Telegraphenlinien und unterseeischen Kabeln entgegentürmten. Die Gesamtlänge der Telegraphenlinien auf unserm Planeten beträgt jetzt bei einer Million Kilometer. Ueber dreißigtausend Stationen übermitteln jährlich mindestens hundertfünfzigtausend Depeschen! — Am meisten telegraphiert man in der Schweiz, in welchem Lande jährlich durchschnittlich etwa vier Depeschen auf jeden Bewohner fallen. (Deutschland eine bis zwei Depeschen auf den Kopf der Bevölkerung). Auch hierbei zeigt es sich, daß je billiger die Taxen gehalten werden, desto mehr von dem Verkehrsmittel Gebrauch gemacht wird.

Wenngleich die Telegraphie gestattet, Mitteilungen jeder Art rasch zu übertragen, so geschieht dies doch nur auf mittelbarem Wege, durch Umsetzen in Zeichen und Worte. Die letzte Beschränkung fiel dahin, als es Philipp Reis (1860) gelang, das Telephon (Fernsprecher) zu erfinden, auf dem er Worte und Töne in die Ferne zu senden vermochte.

Zwar fand auch seine Entdeckung zunächst keine Verwendung und kam erst zwei Jahrzehnte später, nachdem die Nordamerikaner Graham Bell und Edison den Gedanken praktisch ausgestaltet hatten, in allgemeine Aufnahme. Seit 1880 ist das Telephon — obwohl seine Wirksamkeit immer noch etwas beschränkt erscheint — ein unentbehrliches Verkehrsmittel geworden [1]).

Der Erfinder des Dampfschiffes ist unzweifelhaft der nach Aufhebung des Edikts von Nantes (1688) in Deutschland lebende französische Hugenott Denis Papni, welcher 1707 mit einem kleinen Raddampfer auf der Fulda von Kassel nach Münden fuhr, dessen Werk jedoch durch die Hände roher, abergläubischer Menschen zerstört ward. Noch in das XVIII. Jahrhnndert fallen viele, meist verunglückte Versuche, die Dampfkraft für die Schiffahrt zu nutzen. Aber erst am 9. August 1803 legte das Dampfboot des Nordamerikaners Robert Fulton die erste Probe auf der Seine bei Paris ab. Da Napoleon nichts von „diesem Schwindel“ wissen wollte, ging Fulton in sein Heimatland zurück und am 17. August 1807 legte der von ihm erbaute Raddampfer „Clermont“ die Fahrt von New-York nach Albany in zweiunddreißig Stunden zurück. Damit war der neuen Erfindung die Bahn eröffnet; 1819 langte die in New-York erbaute „Savannah“ in Liverpool an, nachdem sie ohne Aufenthalt in zweiundzwanzig Tagen den Ozean durchquert hatte. Um 1840 brauchte man zu der nämlichen Reise sechzehn bis achtzehn, jetzt etwa sechs bis acht Tage Zeit.

Von größter Wichtigkeit ist die Dampfschiffahrt neben ihrem ozeanischen Gebiete auf den binnenländischen Gewässern, zumal in jenen Teilen der Erde, die große Wasserläufe aber eine geringe Bevölkerungsdichtigkeit (z. B. Rußland) besitzen. Noch immer ist der Wassertransport der billigste für den umfassenden Güterverkehr, sobald die Flußwege eine genügende Tiefe besitzen, um schwer belastete Schiffe tragen zu können. Würdig reiht sich das Dampfschiff den anderen großen Kulturträgern unseres Zeitalters an.

---

[1]) Deutschland besaß 1892 in 340 Orten Fernsprech-Stationen, welche über 134 Tausend Kilometer Drahtleitungen verfügten und 326 Millionen Gespräche in 80 Tausend Gesprächsstunden vermittelten.

Die Schweiz besaß 1892 bei 33 Tausend Kilometer Drahtleitungen für die Telephone.

Das naturwissenschaftliche Zeitalter.

Werner Siemens erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“ (Berlin 1892, Seite 284): Der Vortrag „Ueber das naturwissenschaftliche Zeitalter,“ den ich in der Eröffnungssitzung der Gesellschaft der Naturforscher und Aerzte im Herbst des Jahres 1886 zu Berlin hielt, behandelte das Thema der Veränderung der sozialen Zustände durch die schnell wachsende Herrschaft des Menschen über die Naturkräfte. Ich setzte auseinander, daß die auf naturwissenschaftlicher Grundlage ruhende Technik dem Menschen die bisherige schwere körperliche Arbeit, die ihm zur Erhaltung seines Lebens von der Natur auferlegt sei, mehr und mehr abnähme, daß die Lebensbedürfnisse und Genußmittel durch immer geringere körperliche Arbeitsleistung herzustellen seien, also billiger und damit allen Menschen zugänglicher würden, daß ferner durch die Kraftverteilung und das notwendige Herabgehen des Zinsfußes das Uebergewicht der großen Fabriken über die Einzelarbeit mehr und mehr aufgehoben würde und mithin die praktischen Ziele der Sozialdemokratie ohne gewaltsamen Umsturz des Bestehenden allein durch die ungestörte Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters erreicht werden würden. Auch suchte ich in meinem Vortrage den Nachweis zu führen, daß das Studium der Naturwissenschaften in seiner weiteren Ausbildung und Verallgemeinerung die Menschheit nicht verrohen und idealen Bestrebungen abwendig machen würde, sondern sie im Gegenteil zu demütiger Bewunderung der die ganze Schöpfung durchdringenden und umfaßbaren Weisheit führen, sie also veredeln und bessern müsse. Es erschien mir nützlich, für diese meine Ueberzeugung gerade an jener Stelle öffentlich einzutreten, da der unerschütterliche Glaube an die segensreichen Folgen der ungestörten Entwickelung des naturwissenschaftlichen Zeitalters allein im Stande ist, die alle menschliche Kultur bedrohenden fanatischen Angriffe von rechts und links erfolgreich zu bekämpfen.“

Der Mensch, in seiner Einzelerscheinung oft so aufopfernd, wird in seiner Gesamtheit von der Selbstsucht beherrscht. Die meisten Erfindungen, auf welche unsere Zeit stolz ist, sind nicht gemacht und nicht durch das Kapital unterstützt worden, um sie zunächst in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, sondern um Einzelnen die Lebensbedingungen zu erleichtern. In der übergroßen Zahl der Fälle hat sich eine Entdeckung, eine Erfindung erst dann als

ein wirklicher Kulturfortschritt erwiesen, als sie das Gemeingut der Menschheit wurden, als es möglich erschien, ihre Segnungen dem großen Kreise der Bevölkerung der Erde zuzuwenden. So geht es auch mit den täglich neu auftretenden Erscheinungen im naturwissenschaftlichen Zeitalter. Noch immer sind die wichtigsten Gehilfen der modernen menschlichen Arbeit die Maschinen, das Eigentum einer kleinen Zahl von Leuten, die kein Interesse daran haben können, eben diese eisernen Sklaven dem Dienste der Gesamtheit zu überweisen. Geistig Kurzsichtige haben daraus geschlossen, daß die Maschinen, wie überhaupt alle technischen Fortschritte, die man in diesem Jahrhundert erzielte, verderbliche seien, daß die wahre Glückseligkeit bestanden habe, als der Mensch ohne alle Hilfsmittel lebte. Das heißt jede Kultur leugnen, das sind Meinungen von Unwissenden, die niemals die Entwickelung der Arbeit ihres Geschlechtes studierten.

Gewiß, es besteht viel, unendlich viel Elend in unserm eben so oft gepriesenen wie verfluchten naturwissenschaftlichen Zeitalter. Wer jedoch die Blätter der Kulturgeschichte unbefangen prüft, der wird gewiß nicht verneinen wollen, daß die Vergangenheit ein weit schrecklicheres Los in sich schloß für den wirtschaftlich Schwachen. Seine Rechte, die von der Humanität diktierten Pflichten gegen ihn, sind ja überhaupt erst in unserm Jahrhundert entworfen und anerkannt worden und jeder Tag, den wir leben, bessert die Lage der armen und ärmsten Mitbürger. Es mag zugestanden werden, daß die gesellschaftliche Umwälzung, in deren ersten Anfängen wir uns heute noch befinden, gar langsam vor sich geht und daß noch unzählige Opfer fallen werden, ehe die Zeit der wahren Humanität anbricht, aber daneben möge man die Behauptung vernehmen, daß der Fortschritt auf diesen wie auf allen anderen Gebieten ein unaufhaltsamer ist.

Die Unzufriedenheit, welche unser Zeitalter befallen hat und die sich einerseits teilweise in einem nervösen Hasten nach materieller Besserstellung, in unangenehm hervortretender Genußsucht oder gar in hoffnungsloser Unlust und kleinmütigem Verzagen an der eigenen Schöpfungskraft äußert — hat andererseits den gewaltigen Vorteil für sich, daß sie uns Kinder des XIX. Jahrhunderts immer und immer wieder ansporni, weiter große Fortschritte zu unternehmen. Wir dürfen uns dabei wohl bewußt sein, daß unsere Zeit es war,

die die Grundlagen einer wirklichen Kultur und Gesittung schuf. Das ist der Ehrentitel unseres Jahrhunderts und alle Schmähungen werden ihm denselben niemals zu rauben vermögen.

Seit dem Anbrechen aber des naturwissenschaftlichen Zeitalters ist die menschliche Kultur fest begründet. Sie kann durch Menschenhände nicht mehr vernichtet werden. Wir aber, wir Alle haben die Verpflichtung, aus dem Studium des von ihr zurückgelegten Weges den festen Willen zu schöpfen, mitzuarbeiten an dem großen Werke, das wir Menschlichkeit nennen.

Denn wahre Kultur und echte Menschlichkeit sind gleichbedeutende Begriffe.

[illegible]

Günther, Reinhold

Allgemeine Kulturgeschichte

Zürich [u.a.] [1897]

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11809675-0